

Nec scholae nec vitae – Beispiele fehlgeleiteter Erziehung im historischen Kontext

© Thomas Frenz, Passau 2015

Das Zeichen ® verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weglassen sind.

Fassung von 2015 mit einzelnen Nachträgen bis 2022

Einleitung

I. Teil: Auswendiglernen und Stillsitzen

1. Kapitel: Die Klosterschule im Mittelalter
2. Kapitel: Wohlgefallen vor Gott und den Menschen oder pubertierenden Teenager? – Die Erziehung des Jesus von Nazareth
3. Kapitel: Auf der Linie und mit der Feder – der Rechenunterricht
4. Kapitel: Von Guido von Arezzo zu den Kastraten – der Musikunterricht
5. Kapitel: Die septem artes liberales
6. Kapitel: Sub virga degere – die Geschichte der Disziplin in der Schule
7. Kapitel: Universalbildung oder Employability? – Die Schule im Spätmittelalter und der Neuzeit

II. Teil: Geistliche oder weltliche Erziehung der höheren Stände?

8. Kapitel: Das Ideal: der christliche Ritter
9. Kapitel: Die Realität: frech, faul und verwöhnt
10. Kapitel: Le moine couronné – geistliche Ausbildung und weltliche Tätigkeit

III. Teil: Erziehung als Umprogrammierung

11. Kapitel: Damit er ein richtiger Mann wird ...
12. Kapitel: Die Fehler der Mütter
13. Kapitel: "Evviva il coltello" – Leid und Triumph der Kastraten
14. Kapitel: Die armen Heidenkinder

IV. Teil: Einzelbeispiele

15. Kapitel: Ungnädiger Vater und gnädiger Gott: Martin Luther
16. Kapitel: Monsieur
17. Kapitel: Bayern über alles – Kurfürst Max Emanuel
18. Kapitel: Antiautoritäre Erziehung vs. Spanisches Hofzeremoniell – Kaiserin Sissi
19. Kapitel: Wilhelm der Schweiger und Wilhelm der Schwätzer

V. Teil: ... weil ich nur eine Beta bin!

20. Kapitel: Die Macht der Verführer – Kinderkreuzzug, Savonarola, Kindersoldaten

21. Kapitel: ABC-Schützen und Einjährige – Erziehung zum Militär
22. Kapitel: ... bis alles in Scherben fällt – Die Jugendorganisationen der totalitären Staaten
23. Kapitel: Devschirme, Arisierung und Zwangsadoption

Epilog

24. Kapitel: Die Weisheit des Lehrplans heute

M. D. u. H., ich begrüße Sie zur Vorlesung "Nec scholae nec vitae – Beispiele fehlgeleiteter Erziehung im historischen Kontext". Der Titel spielt selbstverständlich an auf den Ausspruch des antiken Philosophen und Prinzenenerziehers Lucius Annaeus Seneca *Non scholae, sed vitae discimus* – wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben. Kein heutiger Lehrer, kein Verfasser von Lehrplänen und kein Bildungspolitiker gleich welcher Partei wird dem widersprechen.

Wenn man aber eine Umfrage unter Schülern machen würde – sagen wir: in der 7. oder 8. Jahrgangsstufe –, würde man vermutlich andere Antworten erhalten: "Warum müssen wir das lernen, das brauchen wir doch später nie mehr" usw., und ein Teil der Eltern würde die Schüler in dieser Einschätzung unterstützen. Übrigens werfen die Arbeitgeberverbände auch den Universitäten gerne mangelnde (jetzt muß ein englisches Wort kommen) *employability* ihres Ausbildungsangebotes vor, also mangelnde Ausrichtung auf die spätere berufliche Tätigkeit.

Seitens der Schüler hat das natürlich viel mit Pubertät zu tun. Und das gilt auch für die Eltern, die geneigt sind, ihren eigenen, nicht überwundenen pubertären Schulfrust an den Lehrern ihrer Kinder auszulassen. Tatsächlich waren noch nie in der Geschichte die Lehrer so gut ausgebildet wie heute, und noch nie war man so ernsthaft bemüht, die Lehrmethoden und Lerninhalte an den wirklichen Bedürfnissen der Schüler auszurichten. Und dieser Satz bestätigt sich bereits, wenn man nur 50 oder 60 Jahre zurückgeht, also in meine eigene Schulzeit.

Dieses positive Urteil über die heutige Schule bedeutet natürlich nicht, daß man die Ausbildung der Lehrer nicht weiter verbessern kann und daß man die Inhalte und Methoden nicht geänderten Rahmenbedingungen anpassen sollte. Aber nicht in Form einer Achterbahnfahrt vom G 9 zum G 8 und zurück zum G 9 oder einem G 8 ½ oder einem G 8 + 1 usw. Berücksichtigung der wahren Bedürfnisse des Schülers kann z.B. auch bedeuten, daß er nicht aufs Gymnasium geschickt wird, sondern auf eine andere Schule geht.

Nun hat meine Vorlesung nicht nur einen Titel, sondern auch einen Untertitel, und es handelt sich – darauf möchte ich ausdrücklich hinweisen – nicht um eine didaktische, sondern um eine geschichtswissenschaftliche Vorlesung. Es soll um die Frage gehen, ob in der Vergangenheit und vielleicht auch noch in der Gegenwart der Unterricht teilweise fehlgeleitet war und sich nicht an den wahren Interessen der Kinder ausrichtete. Eine solche Fehlleitung kann auf dreierlei Weise geschehen:

1. die Schüler lernen Dinge, die niemand wirklich braucht, weil die Schule nur mit sich selbst und ihren eigenen Vorstellungen und Bildungsidealen beschäftigt ist;

2. die Schüler lernen Dinge, die zwar an sich nützlich sind, nur nicht für die Tätigkeit, die die Schüler später ausüben;

3. die Erziehung leitet die Kinder bewußt in die Irre, aus Gründen, die im Interesse der Erwachsenen liegen und nicht in dem der Kinder.

Der Plan meiner Vorlesung sieht fünf Abschnitte mit insgesamt 24 Kapiteln vor. Dabei handelt der erste Abschnitt davon, wie Schule in der Vergangenheit funktionierte; der zweite bis fünfte Abschnitt bringt dann Beispiele und Aspekte der Fehlleitung, und dann folgt noch ein Epilog über die heutige Schule. Der erste Abschnitt ist überschrieben:

I. Teil: Auswendiglernen und Stillsitzen

Das klingt etwas polemisch, trifft die Grundbedingungen aber recht gut. Im einzelnen haben wir:

1. Kapitel: Die Klosterschule im Mittelalter

Vorbild und Anleitung dafür, wie man mit Kindern umgeht, sucht man im Mittelalter selbstverständlich in der Bibel und der dort geschilderten Musterfamilie. Deshalb das

2. Kapitel: Wohlgefallen vor Gott und den Menschen oder pubertierender Teenager? – Die Erziehung des Jesus von Nazareth

Es folgen hier Kapitel, die sich mit speziellen Aspekten bzw. Schulfächern befassen, nämlich

3. Kapitel: Auf der Linie und mit der Feder – der Rechenunterricht

4. Kapitel: Von Guido von Arezzo zu den Kastraten – der Musikunterricht

5. Kapitel: Die septem artes liberales

6. Kapitel: Sub virga degere – die Geschichte der Disziplin in der Schule

Bildung und Schule waren im frühen und hohen Mittelalter weitgehend in geistlicher Hand und auf deren Interessen ausgerichtet. Das ändert sich im späten Mittelalter, als z.B. immer mehr Kaufmannsöhne eine Ausbildung erhielten, für die etwa das korrekte Psalmensingen weniger wichtig war als das Addieren und Multiplizieren. Deshalb folgt das

7. Kapitel: Universalbildung oder Employability? – Die Schule im Spätmittelalter und der Neuzeit

Der zweite Teil befaßt sich mit der Realität der Erziehung im weiteren Sinne:

II. Teil: Geistliche oder weltliche Erziehung der höheren Stände?

Wir betrachten zunächst, wie es sein sollte, und dann, wie es wirklich war, wobei ich eine ganze Reihe von Beispielen nenne, aber nicht näher auf die einzelnen Personen eingehe:

8. Kapitel: Das Ideal: der christliche Ritter

9. Kapitel: Die Realität: frech, faul und verwöhnt

Dann kommen wir zu einem generellen Problem. Ob die Erziehung (ob schulisch oder außerschulisch) mehr zu einem späteren weltlichen Leben oder zu einer geistlichen Karriere hinleiten sollte, mußte festgelegt werden, solange die Kinder noch klein waren. Es konnte aber vorkommen, daß der tatsächliche Lebenslauf sich in genau die entgegengesetzte Richtung entwickelte, und das kam oft vor, wenn das ältere Geschwister vorzeitig wegfiel und das jüngere in dessen Rolle nachrücken mußte:

10. Kapitel: Le moine couronné – geistliche Ausbildung und weltliche Tätigkeit

Im dritten Teil gehen wir näher auf den Wunsch vieler Eltern oder sonst Verfügungsberechtigter ein, aus dem Kind etwas anderes zu machen als das, wozu es sich zu entwickeln begann. Einen Linkshänder zum Schreiben mit der rechten Hand zu zwingen, wie es noch in meiner Schulzeit üblich war, ist dabei noch ein relativ harmloser Fall. Weniger harmlos, aber leider heute noch verbreitet, ist es, wenn die Eltern in ihrem Kind den künftigen Star auf dem Konzertpodium oder den kommenden Spitzensportler sehen. Es ist aber noch eine Steigerung möglich: es gab Versuche, Kinder regelrecht umzuprogrammieren. Ich nenne nur die Kapitelüberschriften, die für sich selbst sprechen:

III. Teil: Erziehung als Umprogrammierung

11. Kapitel: Damit er ein richtiger Mann wird ...

12. Kapitel: Die Fehler der Mütter

13. Kapitel: "Evvica il coltello" – Leid und Triumph der Kastraten

14. Kapitel: Die armen Heidenkinder

Der vierte Teil bringt fünf Einzelbeispiele mit ausführlicher Behandlung des politisch-religiös-menschlichen Kontextes:

IV. Teil: Einzelbeispiele

15. Kapitel: Ungnädiger Vater und gnädiger Gott: Martin Luther

16. Kapitel: Monsieur

17. Kapitel: Bayern über alles: Kurfürst Max Emanuel

18. Kapitel: Antiautoritäre Erziehung vs. Spanisches Hofzeremoniell – Kaiserin Sissi

19. Kapitel: Wilhelm der Schweiger und Wilhelm der Schwätzer

Der fünfte und letzte Teil beleuchtet schließlich an vier Beispielen die Praktiken, durch die die Erziehung geradezu politisch mißbraucht wurde und leider auch immer noch wird. Die Überschrift dieses Teiles spielt an auf den Roman "Schöne neue Welt" von Aldous Huxley. Ich werde die Anspielung dann näher erläutern.

V. Teil: ... weil ich nur eine Beta bin!

20. Kapitel: Die Macht der Verführer – Kinderkreuzzug, Savonarola, Kindersoldaten

21. Kapitel: ABC-Schützen und Einjährige – Erziehung zum Militär

22. Kapitel: ... bis alles in Scherben fällt – Die Jugendorganisationen der totalitären Staaten

23. Kapitel: Devschirme, Arisierung und Zwangsadoption

Dann folgt noch ein

Epilog

24. Kapitel: Die Weisheit des Lehrplans heute

Ich möchte noch einmal darauf hinweisen – und das dürfte aus dem Inhaltsverzeichnis auch deutlich geworden sein –, daß dies eine historische Vorlesung ist, und keine didaktische. Ich kann Ihnen daher bei den didaktischen Fragen, vor allem bei den Grundsatzfragen, keine fertigen Antworten bieten, sondern nur Sie selbst zum Nachdenken anregen. Aber vielleicht ist der Blick aus der anderen Perspektive auch für diese Fragestellungen anregend und erfrischend.

I. TEIL: AUSWENDIGLERNEN UND STILLSITZEN

1. KAPITEL: DIE KLOSTERSCHULE IM MITTELALTER



VOLO STUDERE, pie magister. – "Ich möchte etwas lernen, du zuverlässiger Lehrer", sagt der Knabe, der vor dem sitzenden Schulmeister niederkniet. Ob das wirklich so war, lassen wir einmal dahingestellt; es waren wohl eher die Eltern, die diesen Wunsch für ihren Sprößling formulierten. Die Szene spielt sich in einem Kloster ab, denn seit dem frühen Mittelalter, spätestens seit der Karolingerzeit erlangte die Kirche das Bildungsmonopol, so daß die Klosterschulen die einzigen Bildungsstätten waren. Man spricht gelegentlich auch noch von den Domschulen oder Kathedralschulen, die also von den Domkapiteln an den Bischofskirchen betrieben wurden; jedoch waren diese Domkapitel bis ins 10. Jahrhundert ebenfalls klösterlich organisiert, so daß diese Schulen keiner gesonderten Betrachtung bedürfen. Der Ausdruck Bildungsmonopol im Sinne eines kirchlichen Machtanspruchs führt übrigens in die Irre; man sollte besser von einer Serviceleistung der Klöster für Staat und Gesellschaft sprechen.

Die Klosterschulen wurden sowohl vom Klosternachwuchs, also den Novizen und Novizinnen, als auch von externen Schülern besucht, sofern deren Eltern sich das leisten konnten. Unsicher ist die Angabe einiger Autoren, es habe jeweils zwei Klosterschulen gegeben, eine *schola interior* für die Mönche und eine *schola exterior* für die Laien; diese These beruht auf einer mißverständlichen Interpretation der Chronik von St. Gallen, aus der wir übrigens sehr viele Nachrichten zum Schulunterricht entnehmen können. Interessanterweise hat man auf dem berühmten St. Galler Klosterplan ebenfalls die Räume für beide Schulen zu entdecken geglaubt, obwohl es, wie gesagt, wohl nur eine Schule gab. Jedoch ist die Frage noch nicht ganz geklärt, und möglicherweise änderten sich die Verhältnisse auch im Laufe der Zeit.

Schulen gab es sowohl in den Mönchs- als auch in den Nonnenklöstern, und zwar mit gleicher Organisation und gleichem Lehrplan.

Selbstverständlich konnten die Adligen ihre Kinder auch durch den Hauskaplan erziehen lassen, aber es gibt Nachrichten darüber, daß selbst die Kinder von Königen einem Kloster zur Erziehung anvertraut wurden, so beispielsweise Bernhard, ein Enkel Karls des Großen, dem Kloster Fulda. Als dieser Bernhard 818 von Ludwig dem Frommen wegen angeblichen Hochverrates zum Tode verurteilt wurde, traten seine ehemaligen Fuldaer Mitschüler für ihn ein und erreichten seine Begnadigung. Auch der spätere Kaiser Heinrich II. wurde an den Kloster- bzw. Kathedralschulen von Freising, Hildesheim und Regensburg erzogen.

Ein grundsätzliches Problem stellt sich allerdings für die Klosterschule: sie ist nicht die Hauptaufgabe der Mönche und Nonnen. Wir sind es heute gewohnt, daß Orden Schulen betreiben – es gibt ja sogar Orden, die einzig zu diesem Zweck gegründet wurden –, aber das ist eine neuzeitliche Entwicklung. Die Schule war im Mittelalter eine Nebenaufgabe des Klosters, und zwar eine mitunter durchaus störende Aufgabe. Petrus Damiani, ein fundamentalistischer Kirchenreformer des 11. Jahrhunderts, lobt sogar einmal ein Kloster, das nur Erwachsene aufnahm, denn dort gebe es keine quengelnden Kinder, die die Mönche bei Andacht und Kontemplation störten¹: *Inter ceteros virtutum flores hoc mihi non mediocriter placuit, quod ibi scholas puerorum, qui sepe rigorem sanctitatis enervant, non inveni* – "Unter anderen Blüten der Tugend gefiel mir das nicht wenig, daß ich dort keine Horden von Kindern antraf, die sonst häufig den Ernst der Heiligkeit aufzehren."

Das ist zwar ein Ausnahmefall, aber trotzdem gilt: die Schule war nicht die Hauptaufgabe des Klosters, sondern mußte sich der eigentlichen Bestimmung des Klosters unterordnen. Diese eigentliche Bestimmung müssen wir deshalb zunächst etwas ausführlicher betrachten, auch wenn wir uns dadurch scheinbar von unserem Thema entfernen.

Die Hauptaufgabe des Klosters ist das beständige Gotteslob, die *laus perennis*, und die Fürbitte für die Menschen, insbesondere den Herrscher, also den König. Das recht vollzogene Gotteslob dient dem Glück des Reiches, wendet den göttlichen Zorn von den Menschen ab und stellt so eine geradezu staatstragende Leistung der Mönche und Nonnen für den Rest der Gesellschaft dar. In einem gut geführten Kloster ist alles andere diesem Ziel untergeordnet. Weil sie diese Leistung vollbringen, erfreuen sich die Klöster des Schutzes und der Förderung durch die staatliche Gewalt und die Laien überhaupt, die sie deshalb mit Grundbesitz und anderen materiellen Gütern ausstatten.

Das "Grundgesetz" für alle Klöster ist die Ordensregel. Im frühen und hohen Mittelalter gibt es in der lateinischen Kirche praktisch nur eine Regel, diejenige des hl. Benedikt; von 1200 an werden die Verhältnisse komplizierter, aber das ist im Rahmen dieser Vorlesung nicht von Bedeutung. Die Benediktsregel wurde im 6. Jahrhundert zunächst nur für ein Kloster, das 529 gegründete Montecassino formuliert, im 7. Jahrhundert von vielen anderen Klöstern übernommen und schließlich von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen für alle Klöster ihres

¹ Hurter, Innozenz III., Bd. III S. 619 Anm. 494

Reiches vorgeschrieben. Außerhalb des Karolingerreiches gibt es andere Entwicklungen, aber das würde uns nun wirklich zu weit von unserem Thema wegführen. Die Ordensregel bildet gewissermaßen das Gesetz, unter dem das Kloster steht und das für alle Klöster gleich ist. Ergänzend zu ihr gab es aber noch Ausführungsbestimmungen, die sog. *consuetudines* (Gewohnheiten), die stärker auf lokale Bedingungen eingehen konnten und deshalb für unser Thema fast interessanter sind als die Regel selbst.

Das einzelne Kloster hat drei Aspekte: es ist erstens eine Gemeinschaft Gleichgesinnter unter Anleitung und Aufsicht eines Oberen; es ist zweitens ein Gebäudekomplex und eine wirtschaftliche Einheit; und es ist drittens eine liturgische Institution für den Gottesdienst, eben die *laus perennis*. An der Spitze der Mönchsgemeinschaft steht der Abt; er wird von der Gesamtheit aller Mönche, dem Konvent, auf Lebenszeit gewählt. Allerdings kommt es häufig vor, daß der Stifter des Klosters oder bei Reichsklöstern der König eine Wahlempfehlung gibt, der sich der Konvent kaum verschließen kann.

Der Abt leitet das Kloster in eigener Verantwortung; er soll aber bei seinen Mönchen Rat einholen, in Routinefragen bei einigen Mönchen, in wichtigen Angelegenheiten beim ganzen Konvent – denn, so schreibt Benedikt, es könnte ja sein, daß der Hl. Geist dem jüngsten und unerfahrensten aller Mönche den richtigen Gedanken eingibt. Die Pflicht, den Rat des Konventes einzuholen, gilt insbesondere dann, wenn es um die Aufnahme neuer Mitglieder geht.

Damit stellt sich also die Frage: wie kommt man ins Kloster hinein und ggf. auch wieder hinaus. *Monachum aut paterna devotio aut propria professio facit* – "Zum Mönche wird man entweder durch die Frömmigkeit der Eltern oder durch eigenes Gelübde", lautet ein mittelalterlicher Rechtssatz. Mit der "Frömmigkeit der Eltern" ist die Gewohnheit gemeint, Kinder dem Kloster "darzubringen", damit sie dort erzogen und später in die Mönchsgemeinschaft aufgenommen wurden.

"Darbringen" heißt lateinisch *offerre, obtuli, oblatum*: entsprechend nennt man diese dem Kloster dargebrachten Kinder die "Oblaten". Sie kennen dieses Wort wahrscheinlich in anderer Bedeutung, nämlich aus der Weihnachtsbäckerei, aber das ist gar nicht abwegig. Die dort verwendete Oblate hat genau die Form, in der das Brot bei der Kommunion in der Messe ausgeteilt wird. Auch dieses Brot ist zuvor Gott geopfert, also dargebracht worden.

Ich zeige Ihnen die Szene einer solchen Oblatio an das Kloster:



Es fällt schwer, mit dem kleinen Knaben kein Mitleid zu haben. Buchstäblich über seinen Kopf hinweg entscheiden die Erwachsenen sein Schicksal. Ob die Oblaten später automatisch ins Mönchtum übergangen oder ob sie sich bei Eintritt der Mündigkeit, also in der Regel mit 14 Jahren, noch einmal selbst entscheiden konnten, geht aus den Quellen nicht eindeutig hervor; es ist aber eine Reihe von Fällen bekannt, in denen Oblaten das Kloster verlassen wollten und damit auch durchgedrungen sind.

Wenn ein Erwachsener aus eigenem Antrieb ins Kloster eintritt, nennt man das *conversio*. Die beiden berühmtesten Fälle einer solchen *conversio* sind wohl Otto von Freising 1133 und Martin Luther 1505. Bitte beachten Sie, daß Konversion im Mittelalter also etwas anderes bedeutet als heute; die Konversen sind also keine Konvertiten, keine Konfessionswechsler. Dasselbe gilt übrigens für das Wort *religio*: es bezeichnet allgemein den Status als Mönch, und nicht etwa "Religion" im heutigen Wortsinn. Die Klosterschulen waren also von den Oblaten bevölkert, aber auch erwachsene Mönche, denen die entsprechende Ausbildung noch fehlte, lernten dort; dazu kamen noch die schon erwähnten externen Schüler.

In den vergangenen Minuten war schon viel vom Kloster die Rede, der organisatorischen Grundeinheit der Orden, und wir haben auch schon das Verhältnis von Abt und Konvent kurz angesprochen. Vertiefen wir diesen Aspekt noch ein wenig. Die vollberechtigten Mönche bilden den Konvent des Klosters. Der Konvent wählt den Abt des Klosters, der vom zuständigen Bischof bestätigt werden muß. Es finden regelmäßig Sitzungen des Konventes statt, die man, weil zu ihrem Beginn immer ein Kapitel aus der Regel verlesen wird, ebenfalls als Kapitel bezeichnet. Die Diskussion konnte dabei recht hitzig verlaufen, wie wir uns überhaupt das mittelalterliche Kloster nicht unbedingt als Ort der Ruhe und Gelassenheit vorstellen dürfen, in dem sich abgeklärte und vergeistigte Mönche ausschließlich im Flüsterton unterhielten. Ganz im Gegenteil: die Mönche brachten durchaus ihre weltlichen Leidenschaften und auch ihren weltlichen Standesdünkel mit ins Kloster (vor allem, wenn ihr Eintritt nicht ganz freiwillig war), und es kam immer wieder vor, daß sie gegeneinander handgreiflich wurden, bis hin zu Mordversuchen am eigenen Abt. Demgegenüber war das pubertierende Verhalten der Klosterschüler eher harmlos. Aber zurück zur Organisation des Klosters.

Einige Mönche hatten Spezialaufgaben: als Stellvertreter des Abtes fungierte der Prior, unter Umständen seinerseits vertreten durch einen Subprior. Dann gab es den Sakristan, den Pfortner, den Kellermeister, den Apotheker sowie, in unserem Zusammenhang wichtig, den Kantor und den Scholasticus oder Scholaster, also den Schulmeister. Etliche Mönche wurden auch auf die Außenstellen des Klosters, also zur Leitung der Klostergüter und Klosterhöfe abgeordnet. Im eigentlichen Kloster konnte es dadurch relativ leer werden. Auch das ist in unserem Zusammenhang wichtig, denn um ein ordentliches Stundengebet zusammen zu bekommen, war man auf die Stimmen der Klosterschüler angewiesen, die deshalb von Anfang an am Chorgebet teilnahmen.

Alles, was ich bisher über die Männerklöster gesagt habe und noch sagen werde, gilt, wie oben schon angedeutet, in gleicher Weise auch für die Frauenklöster. Es gibt allerdings einen Unterschied: die priesterlichen Funktionen, also die Feier der Messe und die Spendung der Sakramente, kann selbst eine Äbtissin nicht wahrnehmen. Dafür mußte ein Priester von außen ins Kloster kommen. Daß diese Anwesenheit eines Mannes im Frauenkloster Anlaß zu schwarzem Verdacht bot, versteht sich fast von selbst; und dieser Verdacht war auch keineswegs immer unbegründet, wie sich an zahlreichen Einzelfällen quellenmäßig belegen läßt. Mit anderen Worten: Nonnen wurden schwan-

ger und bekamen Kinder. Es muß uns auch zu denken geben, daß schon in der Karolingerzeit vorgeschrieben wird, der Priester habe das Nonnenkloster nach Vollzug der Sakramente umgehend wieder zu verlassen.

Das Kloster ist aber, wie schon erwähnt, auch ein Gebäude und eine wirtschaftliche Einheit. Es besteht im Kern gerne aus vier Häusern, die einen quadratischen Innenhof, den Kreuzgang, umschließen. Der Kreuzgang heißt im Französischen und Italienischen *cloître* bzw. *chiostro*, also unser Wort Kloster. Dahinter steckt das lateinische Wort *claustrum*, das ebenso wie *clausura* jenen abgeschlossenen Teil des Klosters bezeichnet, den nur die Mönche bzw. Nonnen, aber keine Weltgeistlichen und Laien und schon gar nicht solche des anderen Geschlechtes betreten durften.

Die vier Gebäude um den Kreuzgang herum waren die Kirche, der Kapitelsaal, der Schlafsaal und das Refektorium. Der Kapitelsaal ist der Versammlungsraum der Mönche zu nicht-gottesdienstlichen Zwecken; er heißt so, weil, wie schon erwähnt, bei jeder Versammlung ein Kapitel aus der Ordensregel vorgetragen wurde. Der Schlafsaal, das *dormitorium*, war ursprünglich ein einziger Raum für den ganzen Konvent; erst im Spätmittelalter wird er in einzelne Zellen aufgeteilt. Das Refektorium ist der Speisesaal; das Wort *refectorium* entwickelt sich im Deutschen weiter zu dem Ausdruck "Remter". Dazu kamen vor allem in größeren Klöstern noch eine Reihe von Wirtschafts- und anderen Spezialgebäuden. Bibliothek und Skriptorium waren oft in den Türmen der Kirche untergebracht.

Das Schulhaus war außen an die Kirche angebaut, so daß die externen Schüler es aufsuchen konnten, ohne das eigentliche Kloster zu betreten. (So war es jedenfalls in St. Gallen, über dessen Verhältnisse wir gut informiert sind.) Hier eine Abbildung des berühmten St. Galler Klosterplans. Hervorgehoben sind die Schule, links neben der Kirche, und der Bereich der Novizen (oben), wo die Novizen möglicherweise auch unterrichtet wurden.



Hier noch ein Versuch, das Ganze dreidimensional zu realisieren:



Das Kloster wird gleich bei seiner Gründung mit Besitz, in der Regel Grundbesitz ausgestattet, den die Mönche teils in eigener Handarbeit, teils durch abhängige Bauern oder Pächter bewirtschaften. Der Besitz erweiterte sich durch fromme Schenkungen, auch durch Rodungstätigkeit und Kultivierung brachliegendes Land. Der erwachsene Mönch, der ins Kloster eintrat, brachte seinen Besitz mit ein, die Nonnen ihre Mitgift. Auch für die Oblaten mußten die Eltern eine entsprechende Leistung erbringen; der Schulbesuch war also nicht etwa kostenlos und von daher auch nicht jedermann zugänglich. Ich zeige Ihnen noch einmal die Szene der Oblation.



Im zugehörigen Text heißt es nämlich: *Florus dat sobolem. Fit cautio. Predia confert.* – "Florus übergibt das Kind. Eine Zusage wird gemacht. Er überträgt Ländereien." Auch wenn die Kinder dem Kloster nur zur Erziehung anvertraut wurden und das Kloster später wieder verlassen sollten, mußte eine solche Zahlung erfolgen, die man dann durchaus als Schulgeld bezeichnen kann.

Die wichtigste Aufgabe der Klöster war aber, wie gesagt, das beständige Gotteslob, die *laus perennis*. Die dafür vorgesehenen Gebetsstunden, lateinisch *hora*, "Horen", strukturierten den gesamten Tageslauf des Klosters. Die Benediktsregel legt unter Berufung auf zahlreiche Bibelstellen acht solcher Gebetsstunden fest. Und zwar:

1. die *Matutin* (auf deutsch: Mette) oder *Vigil*, die in der Nacht, im Spätmittelalter aber auch am Vorabend gehalten wird;
2. die *Laudes*, zur Zeit der Morgenröte;
3. die *Prim*, zur ersten Tagesstunde;
4. die *Terz*, zur dritten Tagesstunde;
5. die *Sext*, zur sechsten Tagesstunde, also mittags;
6. die *Non*, zur neunten Tagesstunde;
7. die *Vesper*, bei Sonnenuntergang;
8. die *Komplet*, bei Einbruch der Dunkelheit.

Bei der Angabe der Tagesstunden ist zu beachten, daß die Stunden im Mittelalter, je nach Jahreszeit, unterschiedlich lang waren. Man teilte stets die gesamte Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in zwölf Stunden ein, die demnach im Sommer länger, im Winter kürzer waren. Umgekehrt waren die Nachtstunden im Winter länger und im Sommer kürzer. Die uns heute geläufige gleichmäßige Stundeneinteilung kommt erst im 14. Jahrhundert auf, denn um 1300 wurde durch eine technische Innovation die moderne mechanische Uhr erfunden.

Um diese Zeit wurden die Tageshoren aber schon nicht mehr genau zu dem ursprünglichen Zeitpunkt gehalten, sondern immer mehr auf den Vormittag geschoben. Damit rückte auch der Zeitpunkt der Hauptmahlzeit immer weiter nach vorne, denn diese – und das ist der eigentliche Grund für dieses "Antizipieren" – durfte in der Fastenzeit erst nach der Non gehalten werden. Das Fasten galt auch für die Kinder und war bei diesen durchaus erwünscht; noch bis ins vorige Jahrhundert galt es ja generell als pädagogisch wertvoll, Kindern keine allzu üppigen Mahlzeiten zu verabreichen. Durch das Antizipieren lag die Non schließlich regelmäßig auf 12 Uhr mittags und die Vesper auf dem Nachmittag. Deshalb heißt Mittag im Englischen heute noch *noon* oder *high noon*, und Sie können, wenn Sie wollen, bereits am Nachmittag vespern.

Die Gebetszeit mitten in der Nacht, die Matutin, scheint uns heute besonders hart, zumal als Unterbrechung der sowieso schon kurzen Nächte im Sommer. Aber abgesehen davon, daß sich ein ununterbrochener Nachtschlaf mit steigendem Lebensalter ohnehin als Illusion erweist – wesentliche Teile dieser Vorlesung sind während solcher unfreiwilliger Nachtwachen entstanden –; abgesehen davon also trifft der hl. Benedikt hierfür sehr praktische Regelungen: die Matutin wurde im Sommer unmittelbar vor den Laudes gehalten, im Winter, der bei Benedikt vom 1. November bis Ostern dauert, zur 8. Nachtstunde, also ge-

gen 2 Uhr. Für ausreichenden Schlaf der Mönche ist also durchaus gesorgt. Benedikt formuliert etwas handfester, indem er schreibt, die Matutin solle erst stattfinden, wenn das Abendessen verdaut sei. Dennoch dürfte das Aufstehen mitten in der Nacht und im Morgengrauen gerade den jugendlichen Mönchen schwergefallen sein; ein Problem, das auch bei den heutigen Unterrichtszeiten noch gegeben ist, von den Verantwortlichen aber offenbar nicht einmal wahrgenommen wird.

Die einzelnen Horen bestehen aus Hymnen und Lesungen, vor allem aber aus dem Gesang der Psalmen. Es gilt der Grundsatz, daß im Laufe einer Woche sämtliche 150 Psalmen gesungen werden sollen. Dies ist gar nicht so schwierig, da allein die Matutin mindestens neun, meist aber zwölf und mitunter sogar achtzehn Psalmen enthält. Bei den übrigen Horen ist die Zahl geringer, aber einige Psalmen kommen sogar mehrfach vor. Die Klosterschüler nahmen von Anfang an am vollständigen Stundengebet teil, so daß ihnen die Texte der Psalmen ganz von selbst geläufig wurden, auch wenn sie von dem lateinischen Wortlaut noch gar nichts verstanden. Wir kommen gleich noch einmal darauf zurück.

Vor diesem Hintergrund hat man sich also die früh- und hochmittelalterliche Klosterschule vorzustellen. Es bleibt jetzt noch die Frage: welche Bestimmungen für den Unterricht enthält denn die Ordensregel? Die Antwort ist ebenso kurz wie überraschend: überhaupt keine. Die Klosterschule wird in der Benediktsregel mit keinem Wort und keiner Silbe erwähnt. Es ist sogar fraglich, ob es in dem von Benedikt selbst geleiteten Kloster überhaupt eine Schule gegeben hat.

Wir müssen die Schulverhältnisse also erschließen oder aus anderen Quellen indirekt entnehmen. So hat etwa Alkuin, der Kultusminister Karls des Großen, Gespräche verfaßt, in denen sich Schüler darüber unterhalten, wie es ihnen im Unterricht ergangen sei; das Ganze ist allerdings eine etwas läppische Nachahmung antiker Dialoge. Auch die Chroniken der Klöster enthalten einzelne Nachrichten zur Klosterschule, wenn auch die modernen Darstellungen zur Geschichte einzelner Klöster hier vieles aus der Phantasie zu ergänzen pflegen, nach dem Motto: so muß es gewesen sein. Schließlich befassen sich die vorhin erwähnten *consuetudines* der Klöster mit dem Schulunterricht und generell der Anleitung und Überwachung der Novizen.

Der benediktinische Grundsatz des *ora et labora* – "Bete und arbeite!" (obwohl auch diese Formulierung in der Benediktsregel gar nicht vorkommt) galt auch für die Schule. In der Zeit zwischen dem Stundengebet gingen die erwachsenen Mönche ihrer jeweiligen Arbeit nach, und in derselben Zeit fand für die Kinder der Schulunterricht statt, und zwar wahrscheinlich am Vormittag zwischen Terz und Sext und am Nachmittag zwischen Non und Vesper. Das sind je nach Jahreszeit zwischen 1¹/₂ und 3 Zeitstunden.

Man wird annehmen dürfen, daß die externen Schüler zur Terz zu erscheinen hatten und nach der Vesper wieder nach Hause gingen, also vor Einbruch der Dunkelheit; in der Zeit zwischen Sext und Non dürften sie wohl auch ihr Mittagessen im Kloster erhalten haben. Üblicherweise wurde am Nachmittag die neue Lektion gelernt und am nächsten Vormittag wiederholt. An Feiertagen war schulfrei, jedoch wurde diese Freiheit, wie wir noch hören werden, nicht immer in ern-

stem mönchischem Sinne genutzt. Eigentliche Schulferien gab es nicht, wie man ja überhaupt im Mittelalter keine Urlaubszeit im heutigen Sinne kannte. Allerdings war die Zahl der Feiertage, an denen also die Schule ausfiel, wesentlich höher als heute.

Wie alt waren die Schüler in der Klosterschule? Ein in der Sekundärliteratur oft genanntes Alter für den Schuleintritt, also für den Beginn des Elementarunterrichts, ist 7 Jahre, aber da man im Mittelalter das ganze Leben gerne in Siebenjahresschritte einteilte, ist bei der Angabe Vorsicht geboten. Hermannus Contractus wurde in der Tat kurz nach seinem 7. Geburtstag ins Kloster aufgenommen, ebenso Beda Venerabilis und Hrabanus Maurus, ferner Hildegard von Bingen; für den späteren Abt Heito von der Reichenau wird 5 Jahre angegeben, ebenso für Bonifatius und Thomas von Aquin; und es gibt noch weitere Beispiele, die ähnliche Angaben machen. Aber das Alter kann auch deutlich höher gelegen haben; selbst Erwachsene, die aus eigenem Antrieb Mönche wurden, erhielten ja erst einmal den Elementarunterricht, wenn sie noch Analphabeten waren. Umgekehrt darf man das Alter der *pueri oblati* auch nicht allzu nieder ansetzen, denn die Insassen eines Klosters mußten ja (*salva reverentia*) stubenrein sein.

An dieser Stelle kann ich vielleicht kurz auf die hygienischen Verhältnisse in den Klöstern eingehen. Sie waren allgemein besser als etwa in einer Burg, einem Stadthaus oder einer Bauernkate. Man achtete bei der Wahl des Bauplatzes darauf, daß fließendes Wasser zur Verfügung stand; mitunter machte das Probleme, wenn etwa, wie die Donau bei Niederaltaich, der Fluß wiederholt seinen Lauf änderte. Idealerweise steht im Zentrum des Kreuzganges ein Brunnen.

Die Abtritte sind auf den Klosterplänen eingezeichnet.



Die Mönche schliefen mit ihrer Kutte bekleidet; dieser Hinweis ist **nicht** selbstverständlich, denn normalerweise schlief man im Mittelalter abgesehen von einer Kopfbedeckung nackt, wie Sie dieser Abbildung entnehmen können:



Was und wie lernten nun die Kinder und jungen Erwachsenen in der Klosterschule? Es gab gewissermaßen 11 Fächer, von denen die ersten vier den Elementarunterricht bildeten und die folgenden sieben den fortgeschrittenen Unterricht. Diese Fächer waren:

Lesen	Elementarunterricht	
Schreiben		
Rechnen		
Singen		
Grammatik	Trivium	Septem artes liberales
Rhetorik		
Dialektik		
Musik	Quadrivium	
Arithmetik		

Geographie		
Astronomie		

Ihnen fällt sofort auf, daß Lesen und Schreiben nicht parallel gelernt wurden wie heute. Man begann zunächst mit bloßem Leseunterricht, und erst einige Zeit später folgte auch der Schreibunterricht. Es gab im Mittelalter und in der frühen Neuzeit viele Leute, die zwar lesen, nicht aber schreiben konnten. Ein Beispiel dafür ist Kaiser Otto der Große, der während seiner zweiten Ehe – d.h. unter dem Einfluß der Kaiserin Adelheid, die etwas später in dieser Vorlesung noch einen dramatischen Auftritt haben wird – zwar lesen, nicht aber schreiben lernte, wie uns sein Bewunderer Widukind von Corvey berichtet (2, 36): "Er besaß einen wunderbaren Verstand. Denn nach dem Tode der Königin Edith erlernte er, der zuvor davon keine Ahnung hatte, die Schrift soweit, daß er Bücher flüssig lesen und verstehen konnte."

Nach dem Tode Ediths meint eben: unter dem Einfluß seiner zweiten Gemahlin Adelheid, die aus Italien stammte, also aus einer Gegend, in der die Lese- und Schreibfähigkeit unter Laien noch weiter verbreitet war als nördlich der Alpen. Wichtig ist auch der Hinweis, daß Otto zu einem wirklichen Leseverständnis gelangte. Das war nämlich keineswegs selbstverständlich, und zwar nicht einmal für den höheren Klerus. Ein Beispiel dafür war etwa Bischof Meinwerk von Paderborn →, den Kaiser Heinrich II. der Heilige deswegen vor dem ganzen Hofe bloßstellte. Er ließ durch seinen Hofkaplan das Meßbuch des Bischofs manipulieren und dort, wo Gott *pro tuis famulis et famulabus* (für deine Diener und Dienerinnen) angerufen wird, heimlich das *fa* ausradieren. Dem Bischof fiel die Manipulation nicht auf, und er betete tags darauf unbeirrt in Anwesenheit der gesamten Hofgesellschaft *pro tuis mulis et mulabus* (für deine Maulesel und Mauleselinnen). Meinwerk erwies sich übrigens als völlig humorlos und ließ den Kaplan des Kaisers verprügeln. Den ganzen Vorfall berichtet die Lebensbeschreibung des Bischofs, also eine unverdächtige Quelle.²

Mit Otto dem Großen können wir also eine Zwischengruppe fassen, die bei unserem heutigen Unterrichtssystem nicht mehr vorkommt, nämlich diejenigen, die zwar lesen, nicht aber schreiben konnten. Diese Gruppe dürfte im Mittelalter gar nicht so klein gewesen sein. Wir müssen nämlich bedenken, daß das Schreiben damals ein erhebliches manuelles Geschick voraussetzte, das nur durch sehr lange Übung erworben werden konnte.

Von diesen Lesern-aber-nicht-Schreibern müssen wir eine zweite Gruppe unterscheiden, für die Bischof Meinwerk steht: diejenigen, die Texte ablesen und Buchstaben formen konnten, ohne das Gelesene und Geschriebene inhaltlich zu verstehen. Auch diese Gruppe dürfte recht groß gewesen sein. Ein Lehrer an einer Klosterschule erklärt ausdrücklich, er setze diejenigen Schüler, die zwar eine schöne Handschrift besäßen, von denen aber beim Sprachunterricht wenig zu erwarten sei, lieber für das Abschreiben von Codices ein. Mancher sonst unerklärliche Schreibfehler in den mittelalterlichen Prachthandschriften dürfte durch diese Praxis zu erklären sein. Und deshalb betont Widukind von

² MGH Scriptorum rerum Germanicarum 59, S. 106f. Kap. 186.

Corvey ausdrücklich, Otto der Große sei bis zu einem wirklichen Textverständnis vorgedrungen. Diese Problematik des Leseverständnisses ist ja auch heute noch durchaus aktuell und wird immer drängender. Aber zurück zum eigentlichen Unterricht.

Lesen und Schreiben wurden nicht nur zeitlich versetzt gelehrt, sondern auch die Lehrmethode war eine ganz andere als heute. Der Leseunterricht erfolgte in für uns befremdlicher Weise: anhand lateinischer Texte. Die Schüler lernten ein gewisses Quantum lateinischer Texte auswendig, ohne sie inhaltlich zu verstehen, und anhand dieser Texte erlernten sie dann das Lesen. Diese Texte waren die Standardgebete, also etwa das Vaterunser und das Credo, vor allem aber der Psalter. Wir haben bereits gehört, wie die Klosterschüler von Anfang an am klösterlichen Stundengebet teilnahmen und dabei allwöchentlich sämtliche 150 Psalmen zu hören bekamen, einige sogar mehrfach. Dadurch verliert die Methode, anhand inhaltlich unverständener Texte einer fremden Sprache das Lesen zu erlernen, wenigstens etwas von ihrem Schrecken. Übrigens verfahren die Koranschulen in den Ländern nicht-arabischer Muttersprache bis auf den heutigen Tag genauso.

Natürlich ist die Methode problematisch, und das wußte man auch schon im Mittelalter. So berichtet etwa Walafrid Strabo im 9. Jahrhundert in seiner Autobiographie: "Darauf bekam ich ein deutsches Büchlein, das mich zwar beim Lesen mehr Mühe kostete, aber dafür eine herrliche Freude machte. Denn wenn ich etwas gelesen hatte, verstand ich es auch, was beim Lateinischen nicht der Fall gewesen war." Lesen bedeutet übrigens im Mittelalter immer lautes Lesen; das Endziel des Leseunterrichtes war der würdige Vortrag der *lectiones* beim Gottesdienst.

Der Schreibunterricht begann, wie gesagt, erst etliche Zeit nach dem Leseunterricht. Otloh von St. Emmeram berichtet im 11. Jahrhundert, welche Folgen es haben konnte, wenn ein Schüler sich nicht an diese Regel hielt: "Als ich als Knabe der Schuldisziplin übergeben wurde und die Buchstaben und die Gesänge, die mit den Buchstaben gelernt werden, sehr schnell begriffen hatte, begann ich lange vor der üblichen Zeit ohne Anweisung des Lehrers auch schreiben zu lernen. Heimlich und auf unübliche Weise versuchte ich nämlich, diese Kunst des Schreibens zu erlernen. So kam es, daß ich mir eine falsche Federhaltung angewöhnte und es dem Lehrer später auch nicht mehr gelang, sie mir wieder abzugewöhnen. Viele sahen das und sagten, ich würde niemals gut schreiben können. Aber, wie jedermann weiß, ist es durch die Gnade Gottes anders gekommen." (Wir werden noch erfahren, was mit der harmlos klingenden Formulierung: "es gelang dem Lehrer nicht, sie mir abzugewöhnen", konkret gemeint ist.) Ich halte es übrigens für möglich, daß Otloh mit der linken Hand schrieb, war früher ganz undenkbar war; noch in meiner Schulzeit wurden Linkshänder zum Rechtsschreiben gezwungen.

Die Schüler schrieben zunächst auf Wachstafeln, d.h. auf Holztafeln, die mit einer dünnen Wachsschicht überzogen waren. Das Wachs wurde, um es zu härten, mit Pech vermischt, hatte also eine schwärzliche Farbe. Die Buchstaben wurden mit einem Griffel eingeritzt, den man lateinisch *stilus* nannte; daher kommt übrigens der Ausdruck "Stil" für Schreibweise. Der *stilus* hat am einen Ende eine Spitze zum Einrit-

zen der Buchstaben. Das andere Ende ist abgeflacht; mit ihm konnte man nach der Übung oder bei Fehlern das Wachs glätten und dann die Tafel neu beschreiben. Der Gebrauch der Wachstafeln ist uralte: sie sind bereits für die Assyrer nachgewiesen, und in einem etruskischen Grab aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. wurde eine Wachstafel gefunden, an deren Rand ein Musteralphabet eingegraben ist. (Es läuft von rechts nach links.)



Die Wachstafel legte der Schüler während seiner ganzen Schulzeit nicht mehr aus der Hand, und sie begleitete ihn auch während seines späteren Gelehrten- oder Juristenlebens: sie diente generell als Notizbuch. Es gab dabei zwei Modelle: zum einen solche mit **einer** Schreibfläche, die wie ein Handspiegel mit einem Griff versehen waren, zum anderen ein Ensemble aus **zwei** Täfelchen, die mit einem Scharnier verbunden waren und zusammengeklappt werden konnten. Das zweite Modell, das sich bequem am Gürtel einhängen ließ, heißt griechisch *διπτυχον*; daraus wird mittellateinisch *dictica*, in Anspielung an *dicere* oder *dictare*. Wie selbstverständlich der Gebrauch der Wachstafel war, zeigt folgender Merkwort: *Clerice, dicticam lateri teneas ut amicam!* – "Kleriker, deine Dictica sollst du zur Seite haben wie eine Freundin!" (Gemäß der mittelalterlichen Lebenswirklichkeit könnte man wohl auch übersetzen: "... wie deine Freundin.") Eine schöne Abbildung einer eintafligen Wachstafel sehen Sie beispielsweise auf folgender Miniatur:



Der Bischof rechts im Bild ist Gregor der Große, der der Legende nach immer hinter einem Vorhang saß, wenn er seinem Sekretär diktierte. Der Sekretär wurde schließlich so neugierig, daß er mit der Spitze seines *stilus* ein Loch in den Vorhang bohrte und dann den Hl. Geist in Gestalt einer Taube auf der Schulter des Papstes sitzen sah – eine typisch mittelalterliche Visualisierung eines geistigen Vorgangs, nämlich der göttlichen Inspiration, unter Verwendung eines in der Bibel vorkommenden Bildes. In der anderen Hand hält unser Schreiber die Wachstafel.

Hier noch ein antikes Beispiel einer Schülerwachstafel. Sie sehen sehr schön, wie der Lehrer eine Zeile vorgeschrieben hat und der Schüler sie nachvollzieht, in durchaus noch verbesserungsfähiger Form:



Auf der Wachstafel übten also die Anfänger. Erst die fortgeschrittenen Schüler ließ man das teure Pergament benutzen. Ich glaube aber, daß selbst der Wachstafel noch ein Schritt voranging. Die erhaltenen Wachstafeln haben nämlich keine sehr große Fläche, und die auf ihnen geschriebenen Buchstaben sind recht klein. Es ist fraglich, ob die feinmotorischen Fähigkeiten der Schreibanfänger bereits ausreichten,

um diese Buchstaben zu formen; jedenfalls behaupten die Didaktiker, dies sei nicht möglich. Man kann daher vermuten, daß sich die Anfänger zunächst mit trockenem Griffel auf beliebiger Unterlage oder auch mit Kohle oder Kreide an das Formen der Buchstaben gewöhnten. Dabei führte der Lehrer die Hand, wie etwa der hl. Hieronymus in einem Brief berichtet.

Es sind auch Holztäfelchen überliefert, in die einzelne Buchstaben eingetieft sind; diese Rillen konnte der Schüler nachfahren und seine Hand so ebenfalls an das Formen der Buchstaben gewöhnen. Ein weiterer Beleg für diese Praxis ist die Anekdote über König Theoderich den Großen aus der Zeit um 500: er habe sich für seine Unterschrift einer Schablone bedienen müssen, wird also als Schreibanfänger hingestellt. (Die Geschichte ist übrigens eine Verleumdung; wir kommen zu Beginn des III. Teils darauf zurück.)

Später in der Neuzeit erhielten die Schüler Blätter, auf denen die Buchstaben mit Bleistift oder mit roter Tinte vorgeschrieben waren; der Schüler mußte sie dann mit schwarzer Tinte nachfahren. Das Präparieren dieser Blätter war eine geistig anregende Freizeitbeschäftigung für den Lehrer – oder für die Frau des Lehrers – oder für ältere Schüler, die auf diese Weise ihr Schulgeld verdienten.

Die Klosterschüler erhielten auch Anschauungsmaterial. Es gab große Pergamentblätter, die an der Wand aufgespannt wurden, auf denen die Buchstaben abgebildet waren. Der heilige Hieronymus rät in einem berühmten Brief: "Man soll dem Kinde Buchstaben aus Buchsbaum oder Elfenbein machen und mit ihren Namen benennen. Es soll mit ihnen spielen, so daß sein Spiel zum Unterricht wird." (Sie sehen: die Lernspiele sind keine moderne Erfindung.) Auch Gebäck in Buchstabenform wurde verwendet. Ob es Buchstabennudeln gab, geht aus den Quellen nicht hervor; möglich wäre es, denn im Mittelalter wurden Nudeln hergestellt, wie Sie aus folgender Abbildung entnehmen können:



Die Pommes frites in Buchstabenform, die man heute tiefgefroren kaufen kann, gab es natürlich noch nicht. Hier noch eine moderne Interpretation dieses Themas:



Der Unterricht schritt von den Buchstaben über die Silben zu ganzen Wörtern und Sätzen vor. Konrad von Hirsau vergleicht den Grammatikunterricht der Fortgeschrittenen wie folgt mit dem Elementarunterricht der Anfänger: "Den Cato füge also dem Donat an wie die Silben dem ABC! Wie nämlich auf den Buchstaben die Erkenntnis der Silbe und des Wortes, so folgt beim Unterricht der Kinder Cato auf den Donat." (Donat und Cato werden wir noch kennenlernen.) Walther von Speyer schreibt in einem auch sonst grauenvollen Gedicht: "Aber nachdem der erste Eifer mit dürstender Kehle gelehrig das Alphabet der Buchstaben getrunken hatte, entfaltete die gerade Linie Reihen von Silben."

Wir wissen nicht, ob die Buchstaben in der Reihenfolge des Alphabetes gelehrt wurden oder so, daß sie sich frühzeitig zu sinnvollen Silben und Wörtern zusammensetzen ließen. Für letzteres spricht, daß Übungsverse überliefert sind, die mit einem begrenzten Buchstabenvorrat auskommen. Z.B. mit 11 Buchstaben (aus dem Johannesevangelium 2, 10): *Omnis homo primum bonum uinum ponit* – "Jedermann setzt zuerst den guten Wein vor." Hier kommen nur *b h i m n o p r s t* und *u* vor. Mit 12 Buchstaben (aus Psalm 10, 5): *Omnium inimicorum suorum dominabitur* – "Über alle seine Feinde wird er die Oberhand gewinnen." Mit 13 Buchstaben (aus Augustinus): *Omnia sunt bona; sunt, quia tu bonus omnia condis* – "Alles ist gut, weil du, der Schöpfer aller Dinge, gut bist." Mit 14 Buchstaben (aus Vergil): *Omnia vincit amor, et nos cedamus amori* – "Alles besiegt die Liebe, und auch wir wollen vor der Liebe zurückstehn." Diese Verse gingen den Schreibern so in Fleisch und Blut über, daß sie sie später häufig als Federproben verwendeten; d.h. um eine neu zugeschnittene Feder einzuschreiben.

Mit zunehmender Zahl von Elementen gelangt man schließlich zu Versen, die das ganze Alphabet in einer Zeile enthalten; am gebräuchlichsten war der folgende: *Ferunt Ophyr convexa kymba per liquida gazas* - "Sie bringen aus Ophir in gewölbtem Nachen Schätze über das Meer." (Ophir ist das biblische Goldland Nubien, also der heutige Sudan.) Speziell bayerisch ist: *Clam Kraton iudexque Zenophylus abdita fingunt* – "Heimlich erdichten Kraton und der Richter Zenophylus Verborgenes." Heutigentags soll zum Testen von Schriften der Satz "Franz jagt im verwahrlosten Taxi quer durch Bayern" üblich sein; das Ganze wird auch als Pangramm bezeichnet.

Andere Quellen sprechen aber dafür, daß die Buchstaben in der Reihenfolge des Alphabets gelehrt wurden. Dies entspräche der systematischen Denkweise des Mittelalters, und es gibt Belege dafür, daß es beispielsweise in den neuzeitlichen Schulen so gehalten wurde. Hören wir auch hier Hieronymus: "Das Kind soll nicht nur die Reihenfolge der Buchstaben einhalten, so daß das Gedächtnis der Namen zum Gesang übergeht, sondern die Reihenfolge selbst soll häufig durcheinander gemischt werden, so daß die letzten mit denen in der Mitte und die in der Mitte mit den ersten gemischt werden, damit das Kind die Buchstaben nicht nur nach dem Klang, sondern auch durch das Sehen kennen lernt." Diese Warnung vor einer stur alphabetischen Behandlung war ja nur angebracht, wenn diese die übliche Praxis war.

Wir wollen die Beschreibung des Unterrichts hier abbrechen. Auf die beiden anderen Teile des Elementarunterrichts und den fortgeschrittenen Unterricht kommen wir im 3. und 4. Kapitel zurück. Wir können aber so viel festhalten: es ging im Wesentlichen um Auswendiglernen – Auswendiglernen der unverstandenen lateinischen Texte – und um mechanisches Wiedergeben beim Schreiben; der Verstand wurde kaum beansprucht. Das war alles ziemlich langweilig und in seinem Sinn vor allem für die jüngeren Kinder kaum einsehbar. Wie es dem Lehrer dennoch gelang, sie bei der Stange zu halten, hören wir dann im 6. Kapitel. Aber jetzt kommt erst einmal etwas anderes.

2. KAPITEL:

WOHLGEFALLEN VOR GOTT UND DEN MENSCHEN ODER PUBERTIERENDER TEENAGER? – DIE ERZIEHUNG DES JESUS VON NAZARETH

WELCHES REGELWERK wäre für die mittelalterliche Erziehung näherliegend als die Bibel, und welche Gestalt als Vorbild besser geeignet als Jesus selbst? Leider erfahren wir dort nur wenig zu den Themen, die uns und die mittelalterlichen Pädagogen interessieren, und konkrete Handlungsanweisungen finden wir in den Evangelien gleich gar nicht.

Über die Jugend Jesu können wir das Mathäus- und vor allem das Lukasevangelium konsultieren. Bei Lukas erfahren wir die Vorgeschichte seiner Geburt, nämlich die Verkündigung an Maria; dann die Erzählung von "Mariä Heimsuchung", wie nämlich Maria, bereits schwanger, zu ihrer Cousine Elisabeth geht, um dieser bei deren eigener Niederkunft mit Johannes dem Täufer beizustehen; und schließlich die Geburt Jesu selbst, die Anbetung der Hirten und Jesu Beschneidung am 8. Tag nach seiner Geburt.

Mathäus erwähnt für die Geburt nur die bloße Tatsache. Er berichtet dann von den Weisen aus dem Morgenland, durch deren Suche auch der König Herodes auf den neugeborenen König der Juden aufmerksam wird, was zur Flucht nach Ägypten, aber leider auch zum bethlehemitischen Kindermord führt. Schließlich erwähnt er noch, daß die Familie nach dem Tode des Herodes nach Hause zurückgekehrt sei.

Jetzt müssen wir wieder zu Lukas wechseln, denn dort lesen wir, wie der zwölfjährige Jesus mit seinen Eltern zum Paschafest nach Jerusalem zieht und sich dann in der Stadt herumtreibt, statt mit seinen Eltern wieder die Heimreise anzutreten, wie sie ihn schließlich im Tempel finden und er dann auch noch auf die vorwurfsvolle Frage seiner Mutter eine freche Antwort gibt. Ich zitiere³: "Seine Eltern zogen alljährlich zum Osterfest nach Jerusalem. Als er zwölf Jahre alt war, pilgerten sie der Festsitte gemäß hinauf. Als die Tage vorüber waren, machten sie sich auf den Heimweg. Der Jesusknabe aber blieb in Jerusalem zurück, ohne daß seine Eltern es merkten. In der Meinung, er sei bei der Reisegesellschaft, gingen sie eine Tagesreise weit und suchten ihn dann unter den Verwandten und Bekannten. Da sie ihn aber nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Schriftgelehrten, hörte ihnen zu und stellte Fragen an sie. Alle, die ihn hörten, staunten über sein Verständnis und seine Antworten. Als [Maria und Josef] ihn erblickten, wunderten sie sich. Seine Mutter sagte zu ihm: 'Kind, warum hast du uns das angetan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht?' Er erwiderte ihnen: 'Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?' Was er ihnen aber mit diesem Worte sagen wollte, verstanden sie nicht. Dann zog er mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Seine Mutter bewahrte all das in ihrem Herzen. Jesus aber nahm zu an Weisheit, an Alter und an Wohlgefallen vor Gott und den Menschen."

³ Kap. 2 Vers 41ff.

Die Antwort, die der 12jährige seinen Eltern gibt, ist nicht leicht zu übersetzen. Ich muß aber hier zunächst einen Exkurs einfügen: im Mittelalter bediente man sich bei der Bibelinterpretation der Methode des vierfachen Schriftsinns. Das heißt, daß die biblischen Texte über die wörtliche Bedeutung hinaus noch drei weitere Bedeutungsebenen haben, nämlich eine heilsgeschichtliche, eine seelsorgliche und eine endzeitliche Bedeutung. Um ein Beispiel zu nennen:

Mittelalterliche Bibelinterpretation

Sinnebenen:

- **historisch**
- **heilsgeschichtlich**
- **seelsorglich**
- **endzeitlich**

Jerusalem ist:

- **die Stadt in Palästina**
- **die Kirche**
- **die Seele des Menschen**
- **das himmlische Jerusalem der Apokalypse**

Jerusalem ist also im buchstäblichen historischen Sinn die Stadt in Jerusalem, im heilsgeschichtlichen Sinn die Kirche, im seelsorglichen Sinn die Seele des Menschen und in endzeitlichen Sinn das himmlische Jerusalem der Apokalypse. Oder der König von Salem zur Zeit Abrahams, der "ein Priester des höchsten Gottes" war und Brot und Wein opferte:

Mittelalterliche Bibelinterpretation

Sinnebenen:

- **historisch**
- **heilsgeschichtlich**
- **seelsorglich**
- **endzeitlich**

Melchisedech ist:

- **König von Salem**
- **Christus beim Abendmahl**
- **der Papst**
- **Christus als ewiger Hoherpriester**

Diese Art der Interpretation wurde vor allem im frühen Mittelalter mit großem Eifer betrieben und füllt ganze Lexika; die Reformatoren um Luther lehnen sie dann ab. Es besteht bei den Übersetzungen immer die Gefahr, daß solche Interpretationen mitgedacht werden und in die Formulierung mit einfließen. Aber zurück zum zwölfjährigen Jesus im Tempel und seiner Antwort.

Im griechischen Originaltext heißt es: Τι οτι εξησειτε με; Ουκ ηδειτε, οτι εν τοις του πατρος μου δει ειναι με; (Ti hoti ezeseite me? Ouk edeite, hoti en tois tou patros mou dei einai me?) Daraus wird in der lateinischen Übersetzung der Hieronymus: *Quid est, quod me quae- rebatis? Nesciebatis, quod in his, quae patris mei sunt, oportet me esse?* In dem umständlichen *quid est, quod* schaut deutlich die griechische Vorlage durch, wie das bei Hieronymus übrigens öfter passiert.

Die deutschen Übersetzungen geraten hier in die Gefahr, zu interpretieren statt zu übersetzen. Bei Luther lesen wir: "Warum habt ihr

mich gesucht? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?". In der sog. Elberfelder Bibel (1873) heißt nahe am Urtext, aber in schlechtem Deutsch: "Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wußtet ihr nicht, daß ich dem sein muß, was meines Vaters ist?" In einer weit verbreiteten katholischen Übersetzung von 1925 heißt es: "daß ich in dem aufgehen muß, was meines Vaters ist". Die heutige Einheitsübersetzung formuliert: "daß ich in dem sein muß, was meinem Vater gehört" – also wie an vielen anderen Stellen keine Meisterleistung.

Klaus Berger und Christiane Nord, die die umfangreichste Sammlung auch der apokryphen Texte (dazu später mehr) des Neuen Testaments vorgelegt haben⁴, übersetzen: "Ihr hättet mich nicht suchen sollen. Ihr hättet euch doch denken können, daß ich im Hause meines Vaters bin." Albert Kammermayer, der 2005 das Neue Testament als, wie er formuliert, "Übersetzung, die unsere Sprache spricht" herausgegeben hat, schreibt⁵: "Warum habt ihr mich gesucht? Habt ihr nicht gewußt, daß ich immer dort sein muß, wo es um die Sache meines Vaters geht?"

Joseph Ratzinger alias Papst Benedikt XVI. schreibt zu dieser Stelle in seinem Buch über die Kindheit Jesu⁶: "Vor allem zweierlei ist wichtig an dieser Antwort. Maria hatte gesagt: 'Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.' Jesus korrigiert sie: Ich *bin* beim Vater. Nicht Josef ist mein Vater, sondern ein anderer – Gott selbst. Zu ihm gehöre ich, bei ihm bin ich. – Kann die Gottessohnschaft Jesu noch deutlicher dargestellt werden?"

Nun kann man die Antwort des Knaben natürlich nach der Methode des vierfachen Schriftsinns interpretieren, und der Nachsatz "Sie verstanden nicht, was er ihnen damit sagen wollte" fordert geradezu dazu auf. Aber es bleibt jenseits – oder besser: diesseits – aller Theologie doch die Tatsache, daß hier ein pubertierender Zwölfjähriger seiner Mutter eine rotzfreche Antwort gibt: "He, Alte, du wußtest doch, wo ich bin!" Und warum auch nicht? Wenn man die christliche Lehre ernst nimmt, daß Jesus Gott **und** Mensch war, dann kam er auch in die Pubertät. Daß der 12jährige mental noch unfertig war, sagt auch folgende Bemerkung, er habe in den nächsten Jahren an positiven Eigenschaften zugenommen.

Das ist nun alles ganz interessant und auch theologisch bedeutsam, aber insgesamt doch ein bißchen wenig für die Vorgeschichte eines Mannes, der bei seinem ersten öffentlichen Auftreten bereits 30 Jahre alt ist. Und dieser Meinung waren auch schon die Menschen in der Spätantike und im Mittelalter, die deshalb das Fehlende ergänzten, und zwar, und das ist für uns wichtig, aus ihrer eigenen Alltagserfah-

⁴ Klaus Berger/ Christiane Nord (Hgg.), Das Neue Testament und frühchristliche Schriften. Vollständige Sammlung aller ältesten Schriften des Urchristentums (Frankfurt/Main 1999).

⁵ Albert Kammermayer, Das Neue Testament. eine Übersetzung, die unsere Sprache spricht (München 2005). Er nennt seine Methode eine "dynamisch-Äquivalente oder kommunikative Übersetzung" (Einleitung, S. 7).

⁶ Joseph Ratzinger/ Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Prolog: Die Kindheitsgeschichten (Freiburg 2012) S. 132.

rung – ganz so, wie die Personen auf den Altarbildern die mittelalterliche Kleidung tragen und die Gebäude, etwa der Tempel, aussehen wie eine mittelalterliche Kathedrale.

Was erfahren wir in diesen apokryphen Evangelien und Legenden über das Leben und insbesondere den Schulalltag des Jesuskinde? Bevor ich darüber berichte, muß ich aber noch das Wort "apokryph" erklären. Es gab vor allem in den ersten Jahrhunderten des Christentums eine ganze Reihe von Berichten über Jesus und die Jünger; es sind gut zwei Dutzend Texte überliefert. Von diesen hat die Kirche eine gewisse Anzahl als glaubwürdige Zeugnisse ausgewählt und in eine Liste, einen *canon*, eingetragen. Das sind die kanonischen Schriften, nämlich die vier Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, die Apostelgeschichte, die 14 Briefe, die Paulus zugeschrieben werden, 7 weitere von Petrus, Johannes, Jakobus und Judas und schließlich die Apokalypse.

Diejenigen Schriften, die nicht in diesen Kanon aufgenommen wurden, bezeichnet man in katholischer und mittelalterlicher Terminologie als Apokryphen, in protestantischer Terminologie als Pseudepigraphen.⁷ Die Apokryphen sind als historische Quellen durchaus von Bedeutung, auch wenn sie theologisch als zweitrangig und teilweise irrig gelten; unter Umständen sieht die amtliche Kirchenlehre sie als häretisch an. Sie erfreuen sich auch in esoterischen Kreisen ziemlicher Beliebtheit, insbesondere in den Passagen, die von der amtlichen Bibel abweichen.

Einige dieser Schriften befriedigen auch ganz einfach nur den Wunsch, mehr über das zu erfahren, was in den kanonischen Büchern nicht berücksichtigt ist; man wird sie dann als Legenden werten. In diese Kategorie gehört das "Evangelium von der Kindheit Jesu", das wohl im 4. Jahrhundert entstanden ist; es war weit verbreitet und wird, beiläufig bemerkt, auch im Koran herangezogen. Es schildert zum einen die Vorgeschichte Marias – hier taucht auch ihre Mutter Anna auf, die in der eigentlichen Bibel nicht vorkommt –, und zum anderen füllt es die Lücken des Matthäus- und Lukasevangeliums für die ersten dreißig Jahre des Lebens Jesu. Die Botschaft – wenn wir es so pompös formulieren wollen – lautet, daß Jesus schon als Kind göttliche Kräfte hatte (die er in teils kindgemäßer Weise einsetzte) und nicht erst als Erwachsener anfang, Wunder zu wirken.

Diese Wunder werden z.B. für die Flucht nach Ägypten berichtet: die fliehende heilige Familie wird von Drachen bedroht, Jesus weist sie in ihre Schranken, so daß sie kein Feuer speien, sondern anbetend niederknien. Die Familie lagert unter einer Palme und hat Hunger, aber die Palme ist so hoch, daß Josef nicht an ihre Früchte kommt; Jesus bewirkt, daß sich die Palme niederbeugt und Josef die Früchte pflücken kann. Die Familie kommt in einen heidnischen Tempel, in dem die Statuen von 365 Göttern stehen (je einer pro Tag im Jahr); kaum kommt Christus in den Tempel, stürzen alle diese Götzenbilder zu Boden. Das Ganze erinnert durchaus an eine Soap-Opera und ist auf die Dauer ge-

⁷ Die protestantische Terminologie bezeichnet als Apokryphen die Schriften des Alten Testaments, die nur in griechischer, nicht auch in hebräischer Sprache vorliegen.

nauso spannend. Es gibt auch viele bildliche Darstellungen dieser Legenden, besonders zum Marienleben, und ich bin überzeugt, daß es auch eine barocke Kantate gibt, in der der Sturz der Götzenbilder musikalisch vorgeführt wird.

Andere Szenen zeigen das Kind im Kreise der Dorfjugend: "Da nahm Jesus vor aller Augen Schlamm aus den Teichen und machte daraus zwölf Sperlinge. Es war an einem Sabbattage, als Jesus das tat, und viele Kinder waren um ihn herum. Als nun einer von den Juden sah, was Jesus tat, sprach er zu Josef: 'Siehst du denn nicht, Josef, wie das Kind am Sabbat Arbeiten verrichtet, die zu tun verboten sind? Zwölf Sperlinge hat es aus Schlamm gemacht.' Als er das gehört hatte, sprach Josef tadelnd zu dem Kinde: 'Warum tust du am Sabbat Dinge, die uns zu tun verboten sind?' Jesus hörte Josef an. Dann aber klatschte er in die Hände und sprach zu seinen Sperlingen: 'Fliegt fort!' Als sie seine Stimme hörten, flatterten die Sperlinge in die Höhe."

Das klingt noch ganz pittoresk. Aber das Folgende ist weniger harmlos: "Als Jesus wieder einmal durchs Dorf ging, kam ein Junge gelaufen und rempelte ihn an der Schulter an. Jesus wurde wütend und sagte: 'Du sollst deinen Weg nicht weiter gehen!' Sofort fiel der Junge um und war tot. Einige Leute, die das mitangesehen hatten, wunderten sich: 'Woher kommt dieses Kind nur? Jedes seiner Worte wird ja sofort Wirklichkeit!' Und die Eltern des toten Jungen liefen zu Joseph, machten ihm Vorhaltungen und sagten: 'Mit so einem Kind kannst du nicht bei uns im Dorf wohnen. Bring ihm doch lieber bei, zu segnen anstatt zu fluchen. Denn er bringt unsere Kinder um!' Da rief Joseph seinen Sohn zu sich ... und wies ihn zurecht: 'Warum tust du so etwas? Die Leute müssen leiden, und dann hassen und verfolgen sie uns.' Jesus erwiderte: 'Ich weiß, daß dies nicht deine Worte sind. Trotzdem sage ich lieber nichts, weil du es bist. Die Leute aber sollen ihrer Strafe nicht entgegen!' Kaum hatte er das gesagt, da erblindeten die Leute, die ihn angeklagt hatten. Und alle, die es sahen, bekamen große Angst, und Ratlosigkeit machte sich breit. Sie sagten über Jesus: 'Jedes Wort, das er sagt, ob gut oder böse, ist sofort Wirklichkeit und Wunder.' "

Schließlich kommt das Kind, und das interessiert uns jetzt besonders, in die Schule: "Da brachten Josef und Maria den Jesusknaben ... in die Schule, damit ihn der greise Levi das Geheimnis der Schrift lehre. Als er dort eintrat, schwieg er. Und Magister Levi sprach Jesus einen Buchstaben vor. Er fing an mit dem ersten Buchstaben, dem Aleph, und sprach: 'Antworte!' Jesus aber schwieg und antwortete nichts. Da geriet der Schulmeister in Zorn, nahm einen Rohrstock und schlug ihn damit auf den Kopf. Jesus aber sprach zu dem Lehrer: 'Warum schlägst du mich? Wahrlich, du sollst erfahren, daß der, der geschlagen wird, den ihn Schlagenden mehr lehren kann, als er von ihm Belehrung empfangen kann. Ich kann dich lehren, was der Sinn von alledem ist. ... Ein jeder Buchstabe vom Aleph bis zum Tau unterscheidet sich durch seine Stellung und Gestalt von den anderen. Sage du mir nun zuerst die Bedeutung des Tau, dann werde ich dir die Bedeutung des Aleph sagen!' ..."

Also der typische hochbegabte Schüler, der sich beim normalen Unterricht langweilt und auffällig wird. Je nachdem, wie bibelfest Sie

sind, haben Sie Versatzstücke aus den kanonischen Evangelien erkannt, etwa aus der Passionserzählung: "Warum schlägst du mich?"

Eine deutschsprachige Realisierung dieser apokryphen Quellen ist das "Evangelium von der Kindheit Jesu" aus der Feder des Konrad von Fußesbrunnen, eines Zeitgenossen der berühmten Dichter Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue usw., wenn auch nach meinem Eindruck auf etwas geringerem sprachlichem Niveau. Er wird 1182 urkundlich belegt und stammte aus Fußesbrunnen, heute Feuersbach, in Niederösterreich. Es gibt die Theorie, daß er der Autor des Nibelungenliedes sei, in dessen lateinischem Epilog ein *magister* Konrad genannt wird. Das Argument ist, wie bei allen Zuschreibungen des Nibelungenliedes an bestimmte Autoren, eine spezielle Ortskenntnis für eine Strophe. Die Theorie ist aber nicht rezipiert worden; auch ist der sprachliche Unterschied zwischen dem Nibelungenlied und dem Kindheitsevangelium viel zu groß, wie Sie gleich hören werden.

Auch hier die beiden Szenen mit den Vögeln und die Schulerfahrung⁸:

*Er machte siben vogelin,
Kleine und doch wol getân.
Nu kam ein jude dar nâch gegân –
Es was ôt aber samztac –
Er sprach: "Wie kumt daz iuch enmac
Nieman daz gelêren,
Daz ir tage wellet êren,
Die uns ze vîren sint gegeben?
Jêsu, du swachest unser leben."*

(Er machte sieben Vögel, klein, aber doch gut geformt. Nun kam ein Jude vorbei – es war übrigens am Sabbat – und sprach: "Wie kommt es, daß niemand euch das lehren kann, daß ihr die Tage einhaltet, an denen uns zu ruhen vorgeschrieben ist? Jesus, du beeinträchtigt unsere Lebensweise.")

*Die hende er an ein ander sluoc.
Die tôten er dâ wacte,
Die vogel er ûf schracte.
Er gebôt in, daz si vlugen
Unt lebeten und junge zugen.*

(Da schlug er die Hände aneinander. Er weckte die toten Tiere auf, er schreckte die Vögel auf. Er gebot ihnen, daß sie fliegen und leben und Junge aufziehen sollten.)

Dann wird also beschlossen, daß der Knabe in die Schule gehen muß. Der Lehrer

⁸ Karl Kochendörffer (Hg.), Die Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen (Straßburg/London 1881; Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 43) Vers 2920ff.

*... nam in schöne bî der hant,
Er wîste in in die schuole hin.
Sîn buoch leite er für in.
Er hiez in sprechen nâch im.*

(... nahm ihn freundlich an die Hand und führte ihn in die Schule. Er legte sein Buch vor ihn und forderte ihn auf, ihm nachzusprechen.)

*"Zwiu sol, daz ich für nim,
Oder waz bediutet ez, daz sprich!
Seistû mir rechte, sô lis ich."*

([Jesus antwortet aber:] "Was soll das sein, was du mir hier vorlegst? Sag mir, was es bedeutet! Wenn du mir das richtig sagst, dann lese ich.")

*"Lâ dîne frâge unde lis,
Daz vor dir stêt, und wis
Gedultic alse diu kint,
Die mir als dû bevolhen sint."*

([Der Lehrer:] "Hör auf zu fragen und lies, was vor dir steht, und sei brav wie die anderen Kinder, die mir wie du anvertraut sind!")

*"Diu bedurfen dîner lêre.
Sô kiuse ich frume noch êre
Noch deheinen ganzen sin dar an.
Des will ich künden, daz ich kann."*

([Jesus:] "Die brauchen deinen Unterricht auch. Mir bringt das aber nichts Neues und keinen Vorteil, und ich sehe auch keinen Sinn darin. Den möchte ich hören, damit ich etwas davon habe.")

*Der wehselrede was genuoc,
Unz er in mit dem besemen sluoc.*

(So ging die Wechselrede hin und her, bis [der Lehrer] ihn mit der Rute schlug.)

*Er sprach: "Nu hâstu mich geslagen
Und kanst mir doch niht gesagen
Umbe den êrsten buochstap,
Den man mir hiute für gap,
Aleph, waz der bediute.
Seistu mir daz hiute,
Ich sage dir, waz thau sî."*

(Er [Jesus] sprach: "Jetzt hast du mich geschlagen, und kannst mir doch nicht sagen, was der erste Buchstabe, den man mir heute vorlegte, das Aleph, bedeutet. Wenn du mir das heute sagst, sage ich dir, was das Tau bedeutet.")

*"Swîc, dîn rede ist ze starc.
Dune bist niht kint, du bist ein warc.
Dîn wîsheit ist unmenschlîch.
Die habe dir ane unde entwîch
Ûz mîner schuole und var
Mit dîner kunst anders war!
Wir haben dîn lûtzel êre.
Du swachest unser lêre."*

([Der Lehrer:] "Schweig, deine Rede ist zu unverschämt! Du bist kein Kind, du bist ein Ungeheuer. Deine Weisheit ist nicht menschlich. Behalte die bei dir und verschwinde aus meiner Schule und geh mit deiner Kunst anderswohin! Du bringst uns keine Ehre und beeinträchtigst unsere Lehre.")

Beide machen also eine schlechte Figur. Der Schüler ist frech und vorlaut, der Lehrer beharrt stur auf dem Lehrplan. Die mittelalterlichen Leser mögen ihre Freude daran gehabt haben, denn, wie wir in den folgenden Kapiteln noch sehen werden, war die Erinnerung an die Schulzeit schon im 13. Jahrhundert nicht immer mit freundlichen Assoziationen verbunden. Und im Sinne unseres Gesamtthemas müssen wir sagen: diese Erziehung ist gründlich schiefgegangen. Die Neigung, alles besser zu wissen und bei anderen durch unkonventionelle Thesen anzuecken, behält der Schüler aber sein ganzes Leben lang.

3. KAPITEL: AUF DER LINIE UND MIT DER FEDER – DER RECHENUNTER- RICHT

NEBEN DEM LESEN UND Schreiben lernte der Schüler im Elementarunterricht auch die Anfangsgründe des Rechnens. Bevor wir aber zu rechnen beginnen, müssen wir uns um die Zahlen kümmern. Das Mittelalter besaß drei Möglichkeiten, Zahlen darzustellen: durch Fingerzeichen, durch römische Ziffern und durch die indisch-arabischen Ziffern. Als viertes kämen noch die Kerbhölzer hinzu, auf denen die Zahlen durch verschieden geformte Einschnitte markiert wurden; sie spielten in der Schule wahrscheinlich keine Rolle. Dennoch möchte ich sie ganz kurz vorführen. Am bekanntesten ist ihre Verwendung im Exchequer, der berühmten und gefürchteten Finanzverwaltung der englischen Könige. Hier ein Beispiel:



Der Kerbstock dient dazu, die Schulden und Abgaben und ihre Zahlung zu dokumentieren. Dazu werden in den Stock die Beträge durch Kerben eingeschnitten, und zwar kleine Beträge durch kleine Kerben, große durch größere. Die Schulden sind jetzt also dokumentiert. Daher kommt übrigens der Ausdruck "etwas auf dem Kerbholz haben". Anschließend wird der Stock der Länge nach gespalten, und beide Parteien erhalten je ein Teil. Der Vorteil liegt darin, daß der Kerb-

stock absolut fälschungssicher ist. Natürlich können die Teilhölzer manipuliert werden, aber nur so, daß die Zahlen größer werden. Der Schuldner hat daran kein Interesse. Der Gläubiger kann überführt werden, indem man beide Teile wieder zusammenfügt, denn die kleinere Zahl ist immer die ursprüngliche. Ich könnte mir vorstellen, daß man mit Kerbhölzern auch heute noch im Unterricht arbeiten kann.

Bei den Fingerzeichen werden die einzelnen Zahlen durch verschiedene Stellung der Finger dargestellt, wobei aber nicht einfach 1 Finger 1 bedeutet, 2 Finger 2 usw., sondern die Stellung der Finger zueinander wird berücksichtigt; da jeder Finger gestreckt oder eingebogen sein kann, ergeben sich für eine einzelne Hand bereit $2^5 = 32$ Möglichkeiten.



Allerdings setzt die Methode eine erhebliche Fingerfertigkeit voraus, so daß ich meine Zweifel habe, ob sie in dieser ausgeklügelten Form für kleinere Kinder überhaupt geeignet war. Die Verwendung beider Hände und deren unterschiedliche Haltung zum Körper erlaubt es, Zahlen bis zu 1000000 darzustellen.



Die Fingerzahlen haben noch einen Vorteil: sie sind auch aus der Ferne und bei hohem Geräuschpegel lesbar, etwa auf einem mittelalterlichen Markt, oder auch im Kloster, um das Schweigegebot zu umgehen.

Die römischen Ziffern stammen eigentlich von Symbolen her, die mit der Schrift nichts zu tun haben und mehr unseren Strichlisten ähneln; darüber gibt es eine berühmte Kontroverse unter den Althistorikern. Seit dem Mittelalter werden sie aber voll den Buchstaben M, D, C, L, X, V und I gleichgesetzt. Dabei werden meist die kleinen Buchstaben verwendet, und das letzte von mehreren i wird unter die Zeile verlängert (woraus bekanntlich unser j entstanden ist). Die Zahl 368 schreibt sich also folgendermaßen:

ccclxviii

Erst der Humanismus verlangt, in Nachahmung antiker Inschriften, wieder die Majuskelschreibung, was zu so unübersichtlichen Gebilden wie

CCCLXVIII

führt. Die subtraktive Schreibweise für 4, 9 usw. ist im Mittelalter wenig beliebt; man setzt für die 4 lieber vier Einser nebeneinander:

iiii

Durch die Verlängerung des letzten i unter die Zeile sind auch diese vier Striche bequem zu lesen. Ähnlich verfuhr man für 9, 40 usw. Dadurch vermeidet man so groteske Gebilde wie

MCMXCIX

für 1999. Beliebter und eigentlich sehr praktisch ist auch, die Hunderter und Tausender durch hochgestelltes c oder m zu bezeichnen:

$$iij^c = 300$$


$$vi^m = 6000$$

Es gibt auch eine Schreibweise für $\frac{1}{2}$: dem verlängerten j wird unten der Schaft durchstrichen, z.B. für $3\frac{1}{2}$:

iiij

Die sog. arabischen Ziffern, die korrekt indische Ziffern heißen und von den Arabern auch so genannt werden, unterscheiden sich von den römischen durch die Benutzung des Stellenwertes, der auch die Einführung der Null erforderlich macht. In dieser Weise, also mit Stellenwert, sind sie erstmals im Jahre 595 in Nordindien nachweisbar; der älteste Quellenbeleg für die Null ist eine Inschrift von 683 aus Kambojscha. Durch arabische Vermittlung kamen die indischen Ziffern nach Europa, wo sie erstmals 976 in einer spanischen Handschrift auftauchen.



Die indisch-arabischen Ziffern wurden vorwiegend im wissenschaftlichen Bereich verwendet, z.B. in der Astronomie, und zwar gleichermaßen in den christlichen wie in den islamischen Ländern. Im Spätmittelalter begannen sich die italienischen Kaufleute ihrer zu bedienen; dort entstanden auch die ersten Anleitungen für ihre Benutzung. Übrigens weichen die Formen der indisch-arabischen Ziffern im Mittelalter teilweise noch von der heutigen Gestalt ab und sind deshalb manchmal schwer zu lesen. Am bekanntesten dürfte die 4 in der Form  sein; ein Beispiel dafür können Sie hier sehen:



Schriftliche Rechenoperationen kann man sowohl mit römischen als auch mit arabischen Ziffern durchführen. Mit den römischen wurde aber üblicherweise nicht schriftlich gerechnet, weil es ein Instrument gab, mit dem dies viel praktischer möglich war, den Abakus. Und mit der Erwähnung des Abakus sind wir ganz elegant bei dem bekanntesten Rechenlehrer überhaupt angelangt, dem sprichwörtlichen Adam Riese.

Adam Riese (oder: Ries; es kommen mehrere Schreibweisen vor, und die Orthographie der Eigennamen ist damals noch nicht fest-

gelegt) – Adam Riese also ist 1492 in Staffelstein im heutigen Oberfranken geboren, besuchte möglicherweise 1509 in Zwickau die Lateinschule und lebte seit 1518 in Erfurt. Dort eröffnete er 1522 eine Rechenschule, wechselte aber schon im selben oder dem folgenden Jahr nach Annaberg im Erzgebirge, wo er ebenfalls Schule hielt. Annaberg war entstanden, als 1491 dort ergiebige Silbervorkommen entdeckt wurden. In einer Bergwerksstadt – die heilige Anna als Schutzpatronin der Bergleute wird uns im 14. Kapitel noch einmal begegnen – waren Rechenkenntnisse hochwillkommen, beispielsweise wenn es darum ging, den Feingehalt an Silber in den geförderten Erzen zu ermitteln usw. Riese hat von 1524 an auch Ämter im Bergwesen innegehabt. Am 30.3.1559 soll er gestorben sein →, aber für dieses Datum gibt es keinen zeitgenössischen Beleg.

Von Adam Riese gibt es (neben etlichen anderen Schriften, z.B. Umrechnungstabellen) vor allem drei Rechenbücher. Das erste ist schon 1518 erstmals erschienen; erhalten ist aber erst die 2. Auflage von 1525, der noch zwei weitere Auflagen folgten:

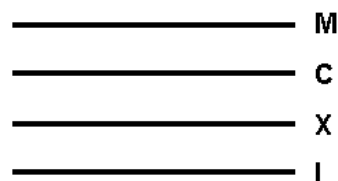


Rechnung auff der linihen / gemacht durch Adam Riesen vom Staffelsey / in massen man es pflegt tzu lern in allen rechenschulen grundlich begriffen anno 1518. vleysigklich vberlesen / vnd zum andern mall in trugk vorfertiget 1525.

Das "Rechnen auf der Linie" ist aber nichts anderes als die Benutzung des Abakus, die ich jetzt kurz vorführen möchte.



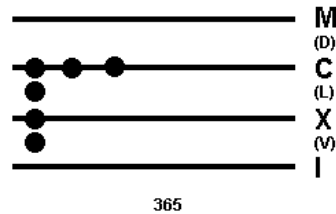
Der Abakus ist eine Rechentafel, auf der Linien gezeichnet sind, denen jeweils eine Zehnerpotenz entspricht:



Auf diese Linien werden Steine gelegt, die man Rechenpfennige nannte, je einen Pfennig für eine Einheit, also z.B. 213:

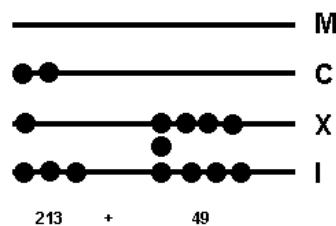


Die Fünfeinheiten gemäß den römischen Ziffern legt man in die Zwischenräume zwischen den Linien; dadurch wird die Darstellung übersichtlicher. Also ganz ähnlich wie in der Notenschrift, wo man die Noten ja auch auf und zwischen die Linien schreibt. Nehmen wir als Beispiel 365:

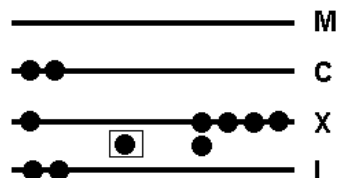


Durch Auflegen, Wegnehmen und Verschieben der Steine erfolgen nun die Rechenoperationen. Adam Riese und seine Kollegen unterscheiden 6 Grundrechenarten: addieren, subtrahieren, multiplizieren, dividieren, verdoppeln und halbieren; das ist zwar nicht ganz logisch, war aber traditionell so üblich.

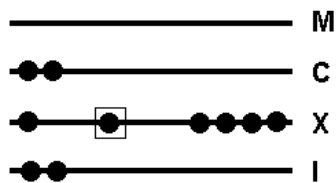
Für die Addition legt man einfach die Summanden der Reihe nach auf den Abakus, z.B. 213+49:



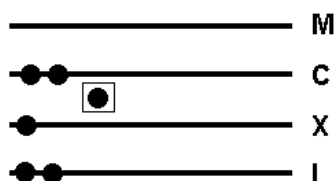
Dadurch liegen aber jetzt auf einzelnen Linien mehr Steine, als dort hingehören, denn es sind ja **auf** der Linie nur bis zu vier, **zwischen** der Linie nur ein Stein erlaubt. Deshalb schließt sich jetzt die sog. *elevatio* an, das "Hinaufschieben". Dabei werden die überzähligen Steine durch einen Repräsentanten auf der nächst höheren Etage ersetzt. In unserem Fall liegen auf der Einerlinie 7 Steine; fünf von ihnen ersetzen wir durch 1 Stein im Fünferzwischenraum;



dadurch liegen dort jetzt zwei Steine, die wir durch einen Stein auf der Zehnerlinie ersetzen. Dort liegen nun 6 Steine,

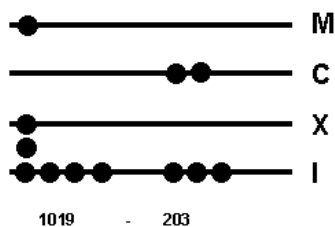


von denen wir fünf wegnehmen und dafür einen Stein in den 50er-Zwischenraum plazieren. Das Ergebnis lautet dann korrekt 262:



Das Schöne am Abakus ist, daß es auf die Reihenfolge nicht ankommt: wir hätten auch zunächst die 5 Zehner zum 50er vereinigen und uns dann erst um die Einer kümmern können.

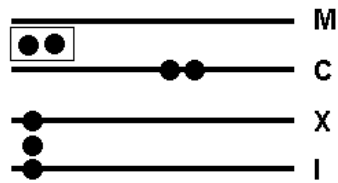
Beim Subtrahieren legt man beide Zahlen nebeneinander auf den Abakus und nimmt dann solange synchron von beiden Zahlen gleichwertige Steine weg, bis die kleinere Zahl aufgebraucht ist. Ein Beispiel (1019 – 203):



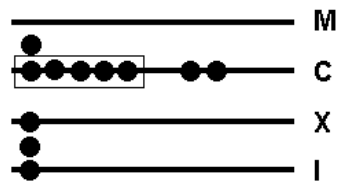
Bei den Einern läuft dies problemlos,



aber bei den 2 Hunderten haben wir kein Pendant bei der größeren Zahl. Die Lösung liegt im Gegenstück zur *elevatio*, der *resolutio*. Wir lösen eine höhere Zahl in die nächstniedrigere auf, hier also den Tausender in zwei Fünfhunderter,

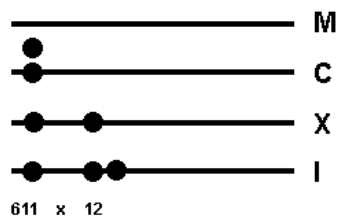


und weil das immer noch nicht reicht, einen der beiden Fünfhunderter in 5 einzelne Hunderter:

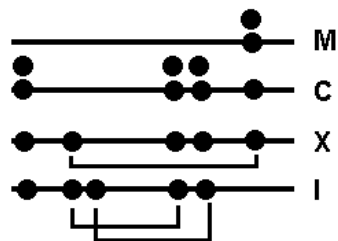


Jetzt können wir mühelos je zwei Hunderter wegnehmen und das Ergebnis als 816 ermitteln.

Das Multiplizieren ist schon etwas komplizierter. Wir brauchen jetzt drei Spalten, weil wir das Ergebnis gesondert auslegen müssen (611 x 12).



Wir müssen jetzt für jeden Stein der 12 die 611 einzeln in die Ergebnisspalte legen. Beim Zehnerstein der Zwölf müssen wir außerdem den Stellenwert beachten, d.h. die 611 eine Linie höher eintragen.



Dann folgt noch die *elevatio* wie gewohnt. Das Dividieren ist dann schon sehr kompliziert; es gibt verschiedene Lösungswege, die so

schöne Namen wie die "goldene" oder die "eiserne" Methode führen. Ich will das im einzelnen nicht vorführen.

Das Angenehme am Abakus ist, daß man beim Rechnen eigentlich nicht denken muß. Das Hin- und Herschieben der Steine erfolgt ganz mechanisch und deshalb bei einiger Übung auch mit erheblicher Geschwindigkeit. Es war deshalb sehr die Frage, ob das Rechnen mit den indisch-arabischen Ziffern überhaupt schneller ging. Dieses Rechnen nannte man, weil die Zahlen mit der Schreibfeder niedergeschrieben werden müssen, das Rechnen "mit der Feder", im Gegensatz zum Abakus, bei dem "auf der Linie" gerechnet wird. Entsprechend trägt das 2. Rechenbuch Adam Rieses folgenden Titel:

Rechenung auff der linihen vnd federn in zal / maß vnd gewicht auff allerley handierung / gemacht vnnd zusammen gelesen durch Adam Riesen von Staffelstein Rechenmeyster zu Erffurd im 1522. Jar.

Dieses Buch war es, das den Ruhm Adam Rieses begründet hat. Es erlebte insgesamt 108 Auflagen und Nachdrucke, also wohl das erfolgreichste Schulbuch, zumindest aber das erfolgreichste Rechenbuch aller Zeiten. Auf die Methoden des Rechnens mit der Feder will ich nicht näher eingehen; Sie kennen sie aus Ihrer eigenen Schulzeit. Nur auf einen Umstand will ich hinweisen, weil seine didaktische Bedeutung neuerdings wieder diskutiert wird: das Federrechnen spielt sich allein im Kopf ab, während beim Abakus die Rechenoperationen sinnlich begreifbar sind.

Übrigens hat man noch bis ins 19. Jahrhundert hinein das Multiplizieren nicht im Kopf ausgeführt, sondern dabei Multiplikationstabellen verwendet, sog. „Faulenzer“:



Adam Riese hat 1550 noch ein drittes Rechenbuch veröffentlicht, das aber nur zwei Auflagen erlebte.



Rechenung nach der lenge / auff den Linihen vnd Feder. Darzu forteil vnd behendigkeit durch die Proportiones / Practica genannt / Mit grüntlichem vnterricht des visierens. Durch Adam Riesen. im 1550. Jar.

Das Visieren ist das Berechnen des Inhalts von Körpern mit gekrümmter Oberfläche, also z. B. von Fässern.

Schließlich befaßt sich Adam Riese mit dem, was man zeitgenössisch *Coß* nannte, d.h. mit Fragen der Algebra: *Coß* ist italienisch *cosa*, lateinisch *causa*, und die *causa* ist nichts anderes als die Unbekannte in den Gleichungen. Die *Coß* ist das Bindeglied zwischen der arabisch vermittelten antiken Mathematik und der modernen Algebra. Aber sie übersteigt das Niveau, das eine damalige Schule bieten konnte und wollte.

4. KAPITEL: VON GUIDO VON AREZZO ZU DEN KASTRATEN – DER MUSIKUN- TERRICHT

DAS VIERTE FACH DES Elementarunterrichts, neben Lesen, Schreiben und Rechnen, war das Singen. Den Nutzen aus diesem Fach hatten aber weniger die Kinder als vielmehr das Kloster. Auf keinem Fall darf man sich das Singen als entspannende Auflockerung der anderen, geistig anstrengenden Fächer vorstellen, wie das heute bei günstigen Bedingungen der Fall ist.

Den Nutzen vom Gesangsunterricht der Kinder hatte das Kloster beim Stundengebet. Das klösterliche Stundengebet war gesungenes Gebet, wie auch heute noch. Die Schüler der Klosterschule waren, wie schon mehrfach erwähnt, von Anfang an voll in den täglichen Gottesdienst integriert. Und zwar schon allein deshalb, weil man ohne sie keine ausreichende Zahl an Sängern zusammengebracht hätte: die normalen mittelalterlichen Konvente waren nicht so groß, wie man sich das meist vorstellt; Klöster mit Hunderten von Mönchen waren die absolute Ausnahme. Wenn man dann noch die Kranken wegläßt und außerdem bedenkt, daß immer nur ein Teil der Mönche tatsächlich im Kloster anwesend waren, zeigt sich, daß man auf die Kinderstimmen angewiesen war.

Was wissen wir über den Gesang beim Gottesdienst in den Klöstern? Zunächst: er war während der überwiegenden Zeit des Mittelalters einstimmig, und er war nicht von Instrumenten begleitet. Schon gar nicht von einer Orgel. Die Orgel war den frühen Christen grundsätzlich suspekt, denn sie war das Instrument, das die Zirkusspiele akustisch begleitete. Diese Abneigung legte sich zwar in der Karolingerzeit, aber die Orgel war ein so teures Instrument, daß sich kaum eine Kirche sie leisten konnte. Orgeln waren Prestigeinstrumente, die z. B. der byzantinische Kaiser dem fränkischen König zum Geschenk machte, um ihm zu zeigen, wo die wahre Kultur und Zivilisation zu Hause war. Das Instrument wurde deshalb, auch wo es vorhanden war, nur an hohen Festtagen eingesetzt. Hinzu kam, daß die Mechanik so laut war, daß sie die Musik teilweise übertönte. Erst als man auf die Idee kam, die Blasebälge in einen Raum außerhalb der Kirche zu verlegen, besserte sich das. Übrigens waren Blasinstrumente dem Mittelalter grundsätzlich verdächtig, denn man konnte ja nie wissen, ob nicht ein Dämon in die Pfeife schlüpfte und nun statt des Spielers der Teufel die Musik machte.

Wesentlichen Einfluß auf die Kirchenmusik haben die Karolinger genommen, vor allem Pippin; in zweiter Linie auch Karl der Große, der aber nach Einhards Bericht selbst unmusikalisch war. In Einhards devoter Formulierung liest sich das so: "Größte Aufmerksamkeit widmete er der Verbesserung des liturgischen Lesens und des Psalmengesanges: er war in beidem selbst wohl bewandert, wenngleich er in der Öffentlichkeit nie vorlas und nur leise im Chor mitsang."

Pippin war, wie Sie wissen, mit Hilfe des Papstes auf den Thron gekommen; diese besonderen Beziehungen zu Rom veranlaßten ihn, die **römische** Liturgie zur verbindlichen Norm im gesamten Frankenreich zu erklären: dabei sollten nicht nur die Texte, sondern auch die

Melodien genau dem römischen Vorbild folgen. Für die Texte war dieses Programm relativ leicht zu lösen, indem man die Bücher austauschte. Für die Musik stellte sich das Problem weitaus gravierender dar, denn es gab keine Notenschrift, durch die die Melodien eindeutig fixiert werden konnten. Die Tradition mußte also mündlich erfolgen. Pippin forderte deshalb vom Papst Sänger an, die in Metz, dem Stammsitz der Karolinger, eine Sängerschule errichten sollten, von der aus die Lehrer dann in die einzelnen Klöster geschickt wurden.

Dennoch waren mehrere Anläufe nötig, wie z.B. Notker Balbulus in Buch 1 Kapitel 10 seiner *Gesta Karoli Magni* mit legendenhaften Zügen schildert: zwölf Sänger habe der Papst auf Bitten Karls ins Frankenreich geschickt, wo sie an zwölf Domkirchen den Unterricht übernommen hätten; aber sie hätten sich – weil ja die Südländer schon immer auf die Franken neidisch gewesen seien – verabredet, den Unterricht so schlecht wie möglich zu halten und überall verschiedene Melodien zu lehren. Das sei Karl aber aufgefallen, und er habe nun auf Anraten des Papstes heimlich zwei fränkische Sänger in die päpstliche Kapelle eingeschleust, die von dort die wahren Melodien mit nach Metz gebracht und weitergegeben hätten. Tatsächlich dürfte die Obstruktion eher von den einheimischen Mönchen ausgegangen sein, die sich nicht von der Tradition trennen wollten, als von den römischen Lehrern.

Der Gesangsunterricht in den Klöstern erfolgte nun so, daß der Gesangslehrer, in den Klöstern also der Kantor, der meist vom normalen Lehrer verschieden war, die Melodie vorsang und die Schüler sie nachsangen; das Ganze wurde dabei so lange wiederholt, bis die Schüler die Melodie richtig wiedergeben konnten. Ein mühsames Unterfangen! Agobard von Lyon lamentiert um 830: "Die meisten von uns haben von frühester Jugend bis ins graue Alter alle Tage für die Vorbereitung und Bewältigung des Kirchengesanges verwendet." Auch Notker Balbulus klagt um 885 über die "endlosen Melodien, die, sooft sie auch dem Gedächtnis eingepägt wurden, dem unbeständigen Herzen immer wieder entflohen." Und Beda Venerabilis schreibt es geradezu dem Wirken des Heiligen Geistes zu, wenn der Schüler die Melodie endlich kapiert hatte. Die Nerven der Teilnehmer waren also zum Zerreißen gespannt, und diese Spannung entlud sich oft in Zornesausbrüchen des Lehrers und Mißhandlungen der Schüler.

Der Lehrer überwachte die Schüler auch beim Gottesdienst, und selbst dabei, also beim Gesang der Schüler in der Kirche, konnte es bei Fehlleistungen der Sänger zu irasziblen Zwischenfällen kommen. Es wird glaubwürdig überliefert, daß die Kaiserin Adelheid – beiläufig eine temperamentvolle Südfranzösin – während des Gottesdienstes falsch singende Nonnen geohrfeigt hat. Die Überlieferung ist glaubwürdig, denn dem Biographen der Kaiserin, der uns den Vorfall berichtet, war das Ganze offenbar so peinlich, daß er es in ein Wunder umdeutet: die Nonne habe als Folge der heiligen Ohrfeige eine zuckersüße Stimme bekommen und Zeit ihres Lebens nie mehr falsch gesungen.

Der Gesang der Schüler gehörte auch dann noch zum Gottesdienst, als die Verbindung der Schule zum Kloster gelöst war, also in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ratsschulen und in den Schulen auf dem Lande. Dort war der Volksschullehrer zugleich Küster und Kantor an der Pfarrkirche, d.h. er hatte die Orgel zu spielen und

den Gesang der Kinder zu leiten; so noch der Lehrer Lämpel bei Wilhelm Busch.



Daraus leitet sich auch das satirische Epigramm von Johann Christoph Friedrich Haug (1761–1829) ab:

Grabschrift des Schulmeisters und Küsters Bull

Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Orgel, Schüler, Weib und Kinder schlug.

Bei den Hochzeiten, v.a. aber bei den Beerdigungen mußte der Lehrer mit den Kindern antreten. Das galt z.B. auch für Johann Sebastian Bach als Leipziger Thomaskantor. Hier unter Nr. 13 die entsprechende Passage aus seinem Dienstvertrag:



"13.) In Leichbegängnüssen iederzeit, wie gebräuchlich, so viel möglich, bey und neben denen Knaben hergehen."

Vor allem für die ärmeren Schüler in der Stadt gab es den Brauch des Kurrendegehens, d.h. in der Adventszeit zogen die Schüler durch die Straßen, machten vor den Häusern halt und sangen Weihnachtslieder, wofür sie dann ein Almosen erhielten. So berichtet etwa die berühmte Madame de Staël, die große Gegnerin Napoleons, in ihrem Buch *De l'Allemagne* (Über Deutschland): "Sonntags ziehen die Schüler durch die Straßen und singen Psalmen, und es wird berichtet, daß auch Luther oft in seiner Jugend an diesen Chören teilnahm. An einem kalten Wintertag, an dem sogar die Straßen in der Stadt verschneit waren, befand ich mich in Eisenach, einem Städtchen im Sächsischen, und sah dort eine lange Reihe von jungen Leuten durch die Straßen ziehen, die Lieder zum Lobe des Höchsten sangen. Sie waren die einzigen lebenden Wesen auf der Straße, denn die strenge Kälte trieb alles in die Häuser; aber ihre Stimmen, die sich, beinahe so harmonisch klingend wie die der Südländer, hier unter dem rauhen Himmel hören ließen, verursachten eine um so tiefere Rührung. Die Einwohner des Städtchens wagten bei der fürchterlichen Kälte auch nicht, die Fenster zu öffnen, aber hinter den Scheiben bemerkte man junge und alte, ernste und heitere Gesichter, die mit Freuden diesen religiösen Trost empfangen, den die sanfte Melodie ihnen zutrug."

Auch der Barockdichter Barthold Hinrich Brockes beschreibt in seiner Gedichtsammlung "Irdisches Vergnügen in Gott", wie stimmungsvoll es sei, gemütlich vor dem warmen Kamin zu sitzen, auf die verschneite Winterlandschaft zu schauen und den Liedern der Singknaben zu lauschen. (Für die Sänger war das Ganze wohl weniger romantisch.)

Aber zurück ins frühe Mittelalter. Ich habe vorhin gesagt, es habe damals keine eindeutige Notenschrift gegeben. Das sollte nicht heißen, es habe gar keine Notenschrift gegeben. Es gab sogar **zwei** Systeme,

die aber beide die Musik nicht adäquat und nicht eindeutig wiedergeben konnten. Das eine System arbeitet mit Buchstaben für die Tonhöhe: zunächst zählte man einfach die Töne von unten bis oben durch mit den Buchstaben von *A* bis *P*:

A B C D E F G H I K L M N O P

Das ergibt zwei Oktaven; innerhalb dieses Umfangs hielten sich alle Melodien. Da sich aber, um die mittelalterlichen Lehrer zu zitieren, die Töne oktavenweise wiederholen wie die Tage der Woche, begann man später nach dem *G* wieder mit dem *a*, allerdings jetzt als Minuskelbuchstaben:

A B C D E F G a b c d e f g

Wenn eine dritte Oktave erforderlich war, wurden die kleinen Buchstaben verdoppelt:

A B C D E F G a b c d e f g aa bb ...

Dabei wurde das *b* zweimal geschrieben, in einer runden und einer eckigen Form, letztere später als *h* gedeutet:

A B C D E F G a bh c d e f g aa bb ...

Schließlich wurde ganz unten noch ein griechisches Γ angefügt.

Γ *A B C D E F G a bh c d e f g aa bb ...*

Dieses System hatte aber nicht sehr viel Erfolg, da es schwierig war, die Buchstaben des Textes und die Buchstaben für die Tonhöhe gleichzeitig zu lesen.

Das zweite System sind die **Neumen**. Sie sind erstmals im frühen 9. Jahrhundert bei dem Regensburger Mönch Engyldeo nachweisbar. Neumen sind Zeichen, die den Verlauf der Melodie signalisieren. Ich zeige Sie Ihnen in der Form, wie sie in St. Gallen und auch in Passau üblich waren:

punctum	·	•	cephalicus	∩	••
virga	/ /	•	ancus	∩	•••
podatus	∩	••	strophicus	»	••
clivis	∩	••	oriscus	5 7	•
scandicus	! /	•••	pressus	∩	•••
climacus	/ =	•••	trigon	∩	•••
torculus	∩ ∩	•••	salicus	∩	•••
porrectus	∩	•••	quilisma	∩	••
epiphonus	∩	••			

(Sie sehen links den lateinischen Namen, in der mittleren Spalte die Neume und rechts den Verlauf der Tonhöhe.) Dieselbe Tonfolge kann dabei auf unterschiedliche Weise geschrieben werden, z.B. drei aufsteigende Töne als *podatus* & *virga*, als *scandicus* oder als *salicus*.

Wenn man darin nicht bloß eine Willkür des Schreibers sehen will, bedeutet dies, daß die Neumen nicht nur die Tonhöhe ausdrücken, sondern weitere Informationen geben, und zwar über die Art des Vortrags. Wir wissen zwar nicht genau, wie der Gregorianische Choral wirklich vorgetragen wurde (obwohl es immer wieder Musikwissenschaftler gibt, die genau das von sich behaupten); aber mit Sicherheit war er nicht das einförmige Dahinplätschern, das heute üblich ist. Bei dieser heutigen Singweise wären die Mönche bei den nächtlichen Stundengebeten serienweise eingeschlafen. Es kam zwar gelegentlich vor, daß ein Mönch einschlief – die Quellen berichten, wie er dann bestraft wurde –, aber die Regel war es sicher nicht. Der Gesang dürfte also lebhaftere Unterschiede in Rhythmus, Lautstärke und Geschwindigkeit aufgewiesen haben, ferner Triller und dergleichen, und der Übergang zwischen den Noten erfolgte oft nicht stufenweise, sondern nach Art eines Glissando; deshalb waren auch die Buchstaben für seine Aufzeichnung weniger geeignet.

Ich zeige Ihnen der Anschaulichkeit halber noch ein Beispiel für die Kombination von Neumen und Text:



Die Herkunft der Neumen ist umstritten. Man kann aber jedenfalls so viel sagen, daß sie in der Praxis den Dirigierbewegungen des Chorleiters gleichkamen, wie schon die Zeitgenossen beobachteten. Die Neumen gaben also den Verlauf der Melodie recht gut wieder, aber doch nur in **relativer** Form, d.h. sie waren nur für den eine Hilfe, der die Melodie bereits kannte. Man kann eine in Neumen geschriebene **unbekannte** Melodie nicht vom Blatt singen. Die Vermittlung der Melodien erfolgte also, um diese beiden grundlegenden Begriffe jetzt auch einmal zu nennen, *viva voce*, durch mündliches Vorsingen; das Gegenstück, das Singen vom Blatt, wäre *prima vista*.

An dieser Stelle wird es nun Zeit, daß der interessanteste mittelalterliche Musikpädagoge auftritt: Guido von Arezzo:



Guido lebte von ca. 995 bis 1050 und war zunächst Mönch in der alt ehrwürdigen Abtei Pomposa, an der Mündung des Po in die Adria gelegen. Dort übernahm er den Musikunterricht und führte mehrere neue didaktische Methoden ein, und zwar, wie er selbst mehrfach betont, *id solum procurans, quod ecclesiasticae prosit utilitati, nostrisque subveniat parvulis*, also "ausschließlich zum Vorteil des Gottesdienstes und zum Nutzen der Schüler". Er stieß damit aber auf den Widerstand des Klosterestablishments, das jede Neuerung strikt ablehnte. Der Konflikt eskalierte, und möglicherweise setzte der Abt den rebellischen Mönch sogar eine Weile gefangen.

Jedenfalls verließ Guido Pomposa und wechselte zum Bischof von Arezzo über, der seinen Ideen aufgeschlossen gegenüberstand – und sei es auch nur, um den Abt zu ärgern. (Die Beziehungen zwischen den Bischöfen und den großen Abteien, die zwar zur Diözese gehörten, de facto aber selbständig waren, waren oft gespannt.) Es fand dann

wohl eine Art öffentlicher Lehrprobe statt, bei der die Schüler Guidos in der Lage waren, eine ihnen unbekannte Melodie korrekt vom Blatt zu singen. Der Vorgang erregte Aufsehen bis nach Rom: Papst Johannes XIX. lud Guido zu sich ein, ließ sich seine Methode genau erklären, und siehe da!, auch dem Heiligen Vater gelang es, eine unbekannte Melodie korrekt vom Blatt zu singen. Jetzt meldete sich auch der Abt von Pomposa wieder und ließ Guido mitteilen, es reue ihn, sein Gegner gewesen zu sein, und überhaupt sei ein Mönch in einem Kloster doch besser aufgehoben als an einem Bischofshof ...

Ob sich das alles genau so abgespielt hat, wissen wir nicht, denn wir kennen die Geschichte nur aus Guidos Darstellung, die er einem Freund, der in Pomposa geblieben war, in einem Brief gegeben hat. Überhaupt war er ein wirkungsvoller Propagandist seiner eigenen Person; aber warum soll ein Pädagoge keine guten Beziehungen zu den Medien haben? Denselben Erfolg wie Guido, d.h. die Schüler eine unbekannte Melodie vom Blatt singen zu lassen, erzielten die Lehrer mit Hilfe seiner Unterrichtsmethode auch in anderen Klöstern, und zwar, wie es in einer Quelle ausdrücklich heißt, *stupentibus senioribus* – "zum Erstaunen der älteren Mitbrüder." Worin bestand aber nun die bahnbrechende Leistung Guidos? Mit seinem Namen sind drei methodische Innovationen verbunden: die Solmisation, die Notenlinien und die sog. Guidonische Hand.

Die **Solmisation** ist die heute noch übliche Praxis, den einzelnen Tönen Tonsilben zuzuordnen, allerdings damals nur in relativer Bedeutung, also hinsichtlich der Lage der Halbtöne. Dazu hat Guido den Hymnus zum Johannistag *Ut queant laxis* neu vertont:



Lassen wir ihn das Prinzip selbst erklären: "Siehst du nämlich", fragt er, "wie bei dieser Melodie die sechs Abschnitte mit sechs verschiedenen Tönen beginnen?" Wir dürfen hinzufügen: wobei jeder Ton eine Stufe höher liegt als der vorige. Die Anfangssilben der Zeilen bilden also die Solmisationssilben *ut re mi fa sol la*. (Später hat man *ut* durch das an sich sinnlose, aber besser zu singende *do* ersetzt und am Schluß noch *si* oder *ti* hinzugefügt.)

Notenlinien gab es zwar auch schon früher, indem etwa alle Neumen des Tons F durch eine waagerechte Linie verbunden wurden, und auch auf die Idee, **alle** gleichhohen Noten durch Linien zu verbinden, war man schon vor Guido gekommen. Aber er führte zum einen den Terzabstand der Linien ein, wodurch das Bild weitaus übersichtlicher wurde; ob dabei das Vorbild des Abakus eine Rolle spielte, bei dem ja auch die Zwischenräume der Linien genutzt werden, muß offenbleiben.

Außerdem hatte Guido noch eine schöne didaktische Idee, nämlich die Färbung der zwei wichtigsten Linien in Gelb und Rot: "Wo immer du also gelb siehst", schreibt er, "das ist der dritte Ton, das C; und wo du rot siehst, das ist der sechste Ton, das F." (C und F sind bekanntlich die Töne, unter denen der Halbtonschritt liegt). In den Handschriften beschränkte man sich allerdings häufig auf die Rotfärbung der F-Linie; dies geschah aus praktischen Gründen, denn rote Tinte hatte der Schreiber immer zur Hand, gelbe hätte er erst eigens herstellen müssen. (Wenn also heute bei Musikinstrumenten für Kinder die Tonstufen mit Farben bezeichnet werden, ist das nichts Neues ...)

Die Einführung der Notenlinien hatte aber auch Auswirkungen auf die Musik als solche: aus der Neume, die die Bewegung der Melodie anzeigt, wird die Note, die die Tonhöhe festlegt; der Fluß der Melodie wird also in Einzelschritte aus jeweils einem Ton aufgespalten, zwischen denen es keinen glissandoartigen Übergang mehr geben konnte. Aus der Neumenschreibweise entsteht im Laufe der Zeit die Choralnotation,



aus der wiederum die Hufnagelnotation

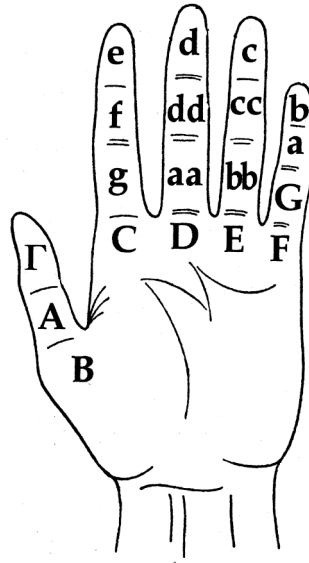


und schließlich – durch zusätzliche Angabe der Tonlänge – die moderne Mensuralnotation hervorgeht:



Dieser Notation bedienen wir uns im Prinzip heute noch, nur werden die Notenköpfe heute rund gezeichnet..

Das dritte Hilfsmittel, die **Guidonische Hand**, ist eine Methode, um die Töne und Tonabstände optisch vorzustellen:



Hier noch ein Beispiel aus einer mittelalterlichen Handschrift:



In ähnlicher Weise pflegte man im Mittelalter auch Verwandtschaftsbeziehungen und Zahlen darzustellen. Im Unterricht wurde die Guidonische Hand, wie einige Abbildungen zeigen, dazu verwendet, um die festliegenden Tonbuchstaben mit den beweglichen Solmisationssilben zu verbinden. Diese im positiven Sinne handgreifliche Lehrmethode geht allerdings wahrscheinlich gar nicht auf Guido selbst zurück, sondern nutzt nur seinen berühmten Namen.

Vom 12. Jahrhundert an entwickelte sich in Europa die mehrstimmige Musik, die aus ganz einfachen Anfängen schließlich so kompliziert wurde, daß sie nur noch von speziell ausgebildeten erwachsenen Sängern ausgeführt werden konnte. Welche Folgen das hatte, hören wir im 13. Kapitel.

5. KAPITEL: DIE ARTES LIBERALES

WIR HABEN IM 1. KAPITEL gemutmaßt, daß die Schüler bei der "Einschulung" im Kloster etwa 7 Jahre alt waren. Man rechnet für den Elementarunterricht etwa 2 bis 3 Jahre (bei manchen Schülern wohl auch deutlich länger), so daß bei einem Eintrittsalter von 7 Jahren etwa im 10. Lebensjahr die Entscheidung über die weitere Ausbildung fiel. Allzu viel hat sich also bis heute nicht geändert.

Was den Schüler jetzt erwartete, war die Ausbildung in den *septem artes liberales*, den "sieben freien Künsten", die Sie hier in einer Abbildung zu dem Werk von Thomasin von Zerklære über die *artes* sehen:



Die Übersetzung "Kunst" für *ars* ist übrigens nicht ganz korrekt; man sollte besser von Kenntnissen, Fähigkeiten, Techniken, Fächern, Sparten oder dergleichen sprechen, aber Sie merken schon an dieser Aufzählung, daß die Übersetzung schwierig ist. Auch der Titel der berühmten Anleitung Kaiser Friedrichs II. zur Falkenjagd – *De arte venandi cum avibus* – sollte besser als "Die Methoden der Jagd mit Vögeln" übersetzt werden. Selbst wenn man das Wort Kunst beibehält, darf es keinesfalls im Sinne moderner künstlerischer Betätigung oder gar genialischer "Selbstverwirklichung" mißverstanden werden.

Der Lehrplan der *artes* entspricht ziemlich genau demjenigen der heidnischen Schulen in der römischen Antike, die ihn wiederum aus Griechenland übernommen hat. "Freie" Künste heißen sie, weil allein sie in der Antike als angemessene Tätigkeit eines freien Mannes galten. Daneben gab es das Handwerk, das man den Sklaven und Unfreien überließ, die *artes mechanicae* oder *artes sordidae*, die "schmutzigen Künste"; ferner die *artes incertae*, die "unsicheren (d.h. verbotenen) Künste", wie Zauberei, Weissagungen, weiße und schwarze Magie usw.

Die sieben *artes* sind:

1. Grammatik
2. Rhetorik
3. Dialektik (oder Logik)
4. Arithmetik
5. Geometrie
6. Astronomie
7. Musik

Von diesen 7 Fächern bilden die ersten drei die Unterstufe; sie befassen sich alle mit Sprache und werden als "dreifacher Weg", als *trivium*, zusammengefaßt. (Von *trivium* leitet sich übrigens das Wort "trivial" ab). Das 4. bis 7. Fach bildet die Oberstufe; diese Fächer befassen sich alle mit Zahlen oder Zahlenverhältnissen und werden als "vierfacher Weg", als *quadrivium*, zusammengefaßt.

Die Grammatik umfaßt zum einen das, was wir heute unter Grammatik verstehen, aber auch die Lektüre von Texten. Die Rhetorik, die in der Antike die kunstvolle Rede, vor allem die Gerichtsrede, lehrt, wird im Mittelalter schriftlich: sie befaßt sich mit dem kunstgerechten Formulieren von Briefen und Urkunden. Die Dialektik ist die Lehre von den logischen Schlüssen, mit denen man beispielsweise die Irrlehren der Ketzer entlarven kann.

Die Arithmetik ist vor allem Zahlentheorie; das elementare, praxisorientierte Rechnen ist weit unter ihrer Würde. Zur Geometrie gehört nicht nur, wie ihr Name eigentlich sagt, die Erdvermessung, sondern auch die Erdbeschreibung, bis hin zu den Weltkarten. Die Astronomie enthält auch die Astrologie, die indes im Mittelalter nur für medizinische Zwecke betrieben wird; die Horoskope kommen erst in der Renaissance auf. Die Musik schließlich befaßt sich mit dem zahlenmäßigen Aufbau des Kosmos, so wie ihn Gott seiner Schöpfung zugrundegelegt hat; die hörbare Musik ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dieser umfassenden Sphärenharmonie.

Das Standardlehrbuch der *artes*, das sich praktisch in jeder orientlichen Klosterbibliothek findet, stammt von *Martianus Minneus Felix*

Capella, wir sagen gewöhnlich: *Martianus Capella*, einem in Karthago lebenden Römer des späteren 5. Jahrhunderts. Es war ursprünglich für den Unterricht seines eigenen Sohnes gedacht und heißt *De nuptiis philologiae et Mercurii* – "Über die Hochzeit der Philologie und des Merkur". Der Titel läßt Schlimmes erwarten, und das Buch erfüllt diese Erwartungen in reichem Maße. Der Inhalt ist kurz gesagt folgender: im antiken Götterhimmel wird unter dem allerhöchsten Patronat Jupiters und Junos eine Ehe zwischen Merkur und der Philologie arrangiert, da eine Berechnung ihrer Namen gezeigt hat, daß beide miteinander harmonieren. Auf der Hochzeitsfeier wird die Braut von sieben Dienerinnen begleitet, die sich und ihre Tätigkeit jeweils selbst vorstellen; diese sieben Dienerinnen sind selbstverständlich die sieben *artes liberales*.

Der zweite wichtige Autor für die *artes* insgesamt ist Boethius. *Anicius Manlius Severinus Boëthius* war der, wenn man so will, Premierminister des Gotenkönigs Theoderich, der um 500 Italien beherrschte und dort eine letzte Nachblüte der antiken Kultur herbeiführte. Allerdings geriet Boethius in den Verdacht des Hochverrates, wurde eingekerkert und schließlich hingerichtet. Im Gefängnis schrieb er eine Abhandlung über seine Lage mit dem Titel *De consolatione philosophiae*, der "Trost der Philosophie". Die Rahmenhandlung besteht darin, daß die personifizierte Philosophie ihn im Gefängnis besucht und mit ihm über seine Situation diskutiert, wobei dies ganz in den Formen der heidnischen Philosophie geschieht, obwohl der Autor bereits Christ war. Hier eine Momentaufnahme dieses Besuches:



Während seiner glücklicheren Jahre hat Boethius Abhandlungen zu den einzelnen *artes* geschrieben, die im Mittelalter zwar nicht mehr alle bekannt waren, aber teilweise durch neue Texte ersetzt wurden, die man unter seinem Namen verbreitete. Das Wort *liberalis* hat man übrigens nicht von *liber* im Sinne von "frei", also die "freien Künste", abgeleitet, sondern von *liber* im Sinne von "Buch". Entsprechend deutete man das Buch, das die den Boethius im Gefängnis besuchende Philosophie in der Hand trägt, als die *artes*; so etwa Notker der Deutsche um das Jahr 1000 – und ich habe jetzt das Vergnügen, ein althochdeutsches Zitat zu bringen –: *An dero zeseuuûn truog si buoh, târ liberales artes ana uuâren*, "in der rechten Hand trug sie ein Buch, in dem die liberales artes drinnen waren".

Den Start des Unterrichts in den *artes* bildet also das Fach "Grammatik". Allerdings verengt sich jetzt bereits der Schülerkreis, wie ich vorhin schon angedeutet habe, denn viele Schüler blieben auf dem Niveau des Elementarunterrichts stehen, kamen also über das mechanische Lesen und Schreiben nicht hinaus und drangen niemals bis zu einem inhaltlichen Verständnis der lateinischen Texte vor.

Die erste *ars* ist also die Grammatik, und entsprechend ist sie die erste Dienerin, die sich auf Martianus Capellas Hochzeitsfeier vorstellt. Von ihr heißt es in Buch III § 229: "Daraufhin legte jene, damit sie auf vertraute Weise ihre Grundzüge darlegen konnte und leicht das lehren konnte, was von ihr verlangt wurde, mit der rechten Hand mit Bescheidenheit und Sittsamkeit ihr Obergewand ab und begann: 'Grammatik

nennt man mich in Griechenland, weil dort γραμμη die Zeile und γραμματα die Buchstaben heißen; und mir ist die Aufgabe zugeteilt, mit eigenen Händen die Buchstabenformen auf die Zeile zu setzen.' " Etwas später belehrt sie uns in § 234 wie folgt: " 'Denn zunächst einmal gesellt sich das *a* den Buchstaben *u* und *i* auf beiden Seiten zu, denn es heißt *aurum* und *uarius* sowie *Ianus* und *Ajax*. Von einer Seite her empfängt es das *e*, wie in *Eneas*, von keiner Seite her das *o*. Es beendet die Feminina, wie *dea*; Maskulina, wie *Iugurtha*; Neutra im Singular nur bei griechischen Wörtern, wie *toreuma*, *peripetasma*, im Plural aber auch lateinische Wörter, wie *monilia*. Bei den Verben kommt es im Imperativ vor, wie *canta*, *salta*.' " In diesem Stil geht das Ganze über fast hundert Paragraphen. Aber haben Sie keine Angst, auch wenn ich in dieser Vorlesung die negativen Aspekte des Unterrichts in den Vordergrund rücke: so schlimm war der Unterricht an den Klosterschulen dennoch nicht, und Martianus Capella dürfte auch dort mehr im Regal gestanden haben als benutzt worden sein.

Das Standardwerk für den Anfängerunterricht in der Grammatik war vielmehr der **Donat**. (Die Betonung liegt auf der zweiten Silbe.) Aelius Donatus lebte im 4. Jahrhundert. Er verfaßte zwei Grammatiklehrbücher, den kleinen und den großen Donat. Uns interessiert die kleine Variante. Sie ist eine kurze Darstellung der lateinischen Grammatik in Form eines Frage- und Antwortspiels. Wie verbreitet er war, sehen Sie nicht nur daran, daß er uns in über 100 Handschriften überliefert ist, sondern auch daran, daß er auch ganz früh gedruckt wurde, sogar noch vor der berühmten 42zeiligen Bibel:



Und hier eine Luxusausgabe für einen fürstlichen Schüler:



Ich möchte Ihnen einen kurzen Eindruck des Textes geben, wobei ich ausnahmsweise auch eine längere lateinische Passage zitieren möchte:

Partes orationis quot sunt? Octo. – "Wieviel Satzteile gibt es? Acht."
Quae? Nomen, pronomen, verbum, adverbium, participium, coniunctio, praepositio, interiectio. – "Welche? Hauptwort, Fürwort, Zeitwort, Umstandswort, Mittelwort, Bindewort, Verhältniswort, Ausrufewort."

De nomine – "Über das Hauptwort" *Nomen quid est?* – "Was ist das Hauptwort?" *Pars orationis cum casu corpus aut rem proprie communiterve signifans.* – "Ein Satzteil mit einem Fall, der einen Körper oder eine Sache eigentlich oder allgemein bezeichnet." *Nomini quot accidunt? Sex.* – "Wieviele Eigenschaften hat das Hauptwort? Sechs."
Quae? Qualitas, comparatio, genus, numerus, figura, casus. – "Welche? Nennweise, Steigerung, Geschlecht, Zahl, Darstellungsweise, Fall."

Qualitas nominum in quo est? – "Worin besteht die Nennweise der Hauptwörter?" *Bipertita est: aut enim unius nomen est et proprium dicitur, aut multorum et appellativum.* – "Es gibt zwei Arten: entweder nämlich ist es das Hauptwort einer Person, dann heißt es Eigennamen, oder vieler, dann ist es ein Nennwort."

Comparisonis gradus quot sunt? *Tres.* – "Wieviele Stufen der Steigerung gibt es? Drei." *Qui? Positivus, ut doctus, comparativus, ut doctior, superlativus, ut doctissimus.* – "Welche? Die Grundform, wie 'gelehrt', die Steigerungsform wie 'gelehrter', die Höchstform, wie 'am gelehrtesten'." *Quae nomina comparantur?* – "Welche Hauptwörter lassen sich steigern?" *Appellativa dumtaxat qualitatem aut quantitatem significantia.* – "Nur Nennwörter, die eine Eigenschaft oder eine Menge bezeichnen." *Comparativus gradus cui casui servit?* – "Mit welchem Fall wird die Steigerungsform verbunden?" *Ablativo sine praepositione: dicimus enim "doctior illo".* – "Mit dem Ablativ ohne Präposition: wir sagen nämlich 'gelehrter als jener'." *Superlativus cui? Genetivo tantum plurali: dicimus enim "doctissimus poetarum".* "Mit welchem Fall die Höchstsstufe? Nur mit dem Genetiv Plural: wir sagen nämlich 'der Gelehrteste der Dichter'."

Genera nominum quot sunt? *Quattuor.* – "Wieviele Geschlechter gibt es beim Hauptwort? Vier." *Quae?* – "Welche?" *Masculinum, ut hic magister; femininum, ut haec Musa; neutrum, ut hoc scamnum; commune, ut hic et haec sacerdos.* – "Das männliche, wie der Lehrer; das weibliche, wie die Muse; das sächliche, wie das Bänkchen; das gemeinsame, wie der und die Priester/-in." *Est praeterea trium generum quod omne dicitur, ut hic et haec et hoc felix.* – "Es gibt außerdem dasjenige aller drei Geschlechter, welches das allgemeine genannt wird, wie der und die und das Glückliche." *Est epicoenon, id est promiscuum, ut passer, aquila.* – "Und es gibt noch das ἀπο κοινου, das gemischte Geschlecht, wie Spatz, Adler."

Hier eine kurze Zwischenbemerkung: man sieht, wie fortschrittlich Donat und damit das Latein im Sinne der "political correctness" sind, indem sie ein *genus commune* kennen, das die beiden Geschlechter natürlicher Personen umfaßt. Das etwas merkwürdige ἀπο κοινου bezieht sich auf jene Tiere, bei denen man das Geschlecht äußerlich nicht feststellen kann, also Vögel, Fische usw. Außerdem ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß Donat zwei Dinge nicht unterscheidet, die die modernen Grammatiker trennen: das grammatische und das natürliche Geschlecht. Daß die Beispiele alle aus dem Bereich des Unterrichts stammen, sei dem Schulmeister verziehen. Noch ein wenig weiter im Text:

Numeri nominum quot sunt? *Duo.* – "Wieviele Zahlen hat das Hauptwort? Zwei." *Qui? Singularis, ut hic magister; pluralis, ut hi magistri.* – "Welche? Die Einzahl, wie der Lehrer; die Mehrzahl, wie die Lehrer." *Figurae nominum quot sunt?* *Duae.* – "Wieviele Darstellungsformen gibt es? Zwei." *Quae? Simplex, ut decens, potens; composita, ut indecens, impotens.* – "Welche? Die einfache, wie ziemlich, mächtig; die zusammengesetzte, wie unziemlich, ohnmächtig." [...] *Casus nominum quot*

sunt? Sex. – "Wieviele Fälle hat das Hauptwort? Sechs." *Qui? Nominativus, genetivus, dativus, accusativus, vocativus, ablativus.* – "Welche? Den Werfall, den Wesfall, den Wemfall, den Wenfall, den Anredefall, den Ablativ."

Dann folgt noch eine Deklinationstabelle, und das war es dann auch schon für das Nomen. Also eine Darstellung von unübertrefflicher Kürze und Klarheit, ohne Bildchen, ohne Kästchen, ohne Symbole, ohne Comicfiguren, ohne Animationen, ohne Halbierung des Bildschirms durch Firmenlogo und Reklame usw. Allerdings für einen Anfänger auch völlig unverständlich. Den Unterricht hat man sich so vorzustellen, daß der Text auswendig gelernt und dann laut rezitiert wurde, wobei die Dialogform vielfältige Variationsmöglichkeiten bot. Wir haben zwar keine genauen Nachrichten, aber man kann sich vorstellen, daß bald der Lehrer fragte und die Schüler im Chor antworteten, bald die Schüler, in zwei Gruppen geteilt, einander befragten usw. Wir wollen das einmal ausprobieren: *Partes orationis quot sunt? ...*

Das Auswendiglernen erfolgte so, daß der Lehrer den Text stückweise diktierte und die Schüler ihn auf ihrer Wachstafel niederschrieben. Welche Erklärungen der Lehrer dabei zusätzlich gab, wissen wir nicht, aber es muß solche Erklärungen gegeben haben, denn erstens sind aus althochdeutscher Zeit Handschriften mit deutschen Glossen überliefert, und zweitens haben die mittelalterlichen Schüler nachweislich korrektes Latein gelernt, was ohne zusätzliche Aktivität des Lehrers nicht möglich gewesen wäre. Wir stehen aber im Grunde wieder vor demselben Problem, das wir schon beim Lese- und Schreibunterricht beobachtet haben: der Unterricht erfolgt in einer fremden Sprache, die die Schüler noch nicht beherrschen. Der Grammatikunterricht verwendet Lehrbücher, die für Lateinmuttersprachler gedacht waren, nicht für Schüler, die das Latein erst erlernen sollten.

In einem späteren Lehrbuch, dem *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei, der im 13. Jahrhundert in Avranches lehrte, wird die Frage thematisiert, die wir uns vorhin grundsätzlich gestellt haben, nämlich: wie funktioniert Lateinunterricht anhand rein lateinischer Lehrbücher. Er schreibt (Buch 1 Vers 7-10):

*Sí puerí primó nequeánt atténdere pléne,
Híc tamen áttendét, qui dóctorís vice fúngens,
Atque legéns puerís laicá linguá reserábit;
Et puerís etiám pars máxima plána patébit.*

"Falls die Kinder zunächst nicht alles verstehen können, wird dies der Lehrer gewiß bemerken, und er wird den Kindern den Text in der Volkssprache wiederholen; und so wird den Kindern das meiste verständlich werden."

Auf den Unterricht der Grammatik im engeren Sinne, d.h. auf das Auswendiglernen des Donat, folgte – immer noch im Rahmen des Grammatikunterrichtes, die Lektüre lateinischer Texte. Wir beginnen heute meist mit Caesar, worauf ich im 20. Kapitel der Vorlesung noch einmal zurückkommen will; in der Antike und im Mittelalter waren andere Autoren üblich, wie Sie gleich hören werden.

Im Grunde war es allerdings egal, welcher Autor den Schülern vorgesetzt wurde. Auch die Lektüre war nämlich in erste Linie Grammatikunterricht, d. h. es wurden wiederum die Texte zeilenweise diktiert und dann Wort für Wort nach *qualitas, comparatio, genus, numerus, figura, casus* usw. durchgehechelt. Es gibt eine eigene Abhandlung Priscians, in der dies exemplarisch für die Anfangsverse der zwölf Gesänge von Vergils Äneis durchgeführt ist.

M. D. u. H., ich weiß nicht, welche Erinnerungen Sie an den Lateinunterricht in der Schule haben, aber ich glaube doch, daß Sie Ihrem Lateinlehrer mittlerweile einige Abbitte geleistet haben und daß Sie dem Schicksal dafür dankbar sind, in diesem und nicht in einem früheren Jahrhundert geboren zu sein.

Der Inhalt der Texte lief also eher beiläufig mit, und es hing durchaus von der Qualität des Lehrers ab, was er daraus machte. Welche Autoren gelesen wurden, ergab sich aus der Ausstattung der Klosterbibliothek, für die es keine Normen gab, aber drei Autoren standen eigentlich immer am Anfang und sind deshalb auch in zahlreichen Handschriften überliefert: Avian, Cato und Vergil.

Werfen wir einen kurzen Blick auf diese drei Autoren. Avian lebte im 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. und hat 42 Fabeln in lateinischen Versen verfaßt. Sie sind in mehr als 100 Handschriften seit dem 9. Jahrhundert, vorwiegend aber aus dem Spätmittelalter überliefert; letzteres bedeutet, daß die Handschriften immer wieder erneuert werden mußten, mithin also tatsächlich verwendet wurden. Es gibt auch Kommentare zu Avian, darunter einen von Alkuin, dem Kultusminister Karls des Großen.

Die Fabeln folgen dem Vorbild Aesops, auf den sich der Autor im Vorwort ausdrücklich beruft, und bildeten den Stoff späterer Dichter, so etwa im 17. Jahrhundert für Lafontaine. Ich nenne aufs Geratewohl einige Titel: Nr. 2 "Die Schildkröte und der Adler", Nr. 5: "Der Esel in der Löwenhaut", Nr. 13 "Stier und Ziegenbock", Nr. 15 "Kranich und Pfau", Nr. 31 "Maus und Ochse", Nr. 34 "Ameise und Grille", Nr. 37 "Hund und Löwe", Nr. 41 "Regen und Tonkrüge" usw. Das Latein ist ziemlich schwierig und auch sehr weit vom normalen mittelalterlichen Latein entfernt; ich glaube also, daß sich der Unterricht auf das Analysieren der einzelnen *partes orationis* beschränkte.

Auf Avian folgten die *Dicta* oder *Disticha Catonis*, moralische Lebensregeln, ebenfalls in Versen. Sie sind im 3. Jahrhundert nach Christus entstanden, wurden aber dem alten Cato zugeschrieben, einem erzkonservativen römischen Politiker, der als eine Art moralisches Denkmal in die Verderbnis der späten Republik hineinragte. Daraus eine kurze Kostprobe:

Nil temere úxorí, de sérvís créde querénti:

Sémpér ením muliér, quem cóniux díligit, ódit. –

"Glaube deiner Ehefrau nicht ohne weiteres, wenn sie sich über die Sklaven beklagt; denn die Frau haßt immer denjenigen, den der Mann bevorzugt."

Ein zweites Beispiel:

Díssimulá laesús, si nón datur últio praésens:

Quí celáre potést odiúm, post laédere, quém vult. –

"Mach gute Miene zum bösen Spiel, wenn du dich nicht sofort rächen kannst. Wer es schafft, seinen Haß zu verhehlen, kann sich später rächen, an wem er will."

Diese Lektüre muß für etwa zehnjährige Knaben sicher sehr spannend und in ihren Empfehlungen, wie das zweite Beispiel zeigt, ungemein charakterbildend gewesen sein – vor allem unter christlichen Gesichtspunkten.

Nun aber folgte der Schulautor schlechthin, Vergil. *Publius Vergilius Maro* lebte von 70 – 19 v. Chr. zur Zeit der sog. goldenen Latinität und beglückte, von Kaiser Augustus gesponsort, die Römer mit einem Nationalepos über ihre Frühgeschichte, der *Aeneis*.



Die *Aeneis* schildert, nach dem Vorbild von Homers *Odyssee*, wie Aeneas mit seiner Großfamilie aus dem brennenden Troja flieht, nach einigen Irrfahrten in Karthago landet, dort eine Love-Story mit Königin Dido erlebt, sich dann aber als pflichtbewußter Römer doch losreißt und nach Italien weitersegelt, damit seine Enkel Romulus und Remus dort Rom gründen können. Daß dieses Epos für die antikeidnischen Schulen zur Standardlektüre wurde, bedarf keiner näheren Begründung.

Daß dies aber auch im Mittelalter so blieb, beruht auf zwei Umständen: 1. stand die mittelalterliche Schule unbeschadet des Religionswechsels völlig in antiker Tradition. Um Vergil kam man schon allein deshalb nicht herum, weil fast alle Beispielsätze der Grammatiker aus der *Aeneis* stammen; gleich das erste Beispiel Priscians lautet: *Arma virumque cano*, und das ist nichts anderes als der Anfang des Epos. Und 2. ließ sich Vergil gewissermaßen christlich eingemeinden: in der 4. Ekloge, einem anderen Werk des Autors, steht nämlich der berühmte Vers:

Última Cúmaeí venít iam cárminis aétas.

Mágnus ab intégró saeclórum náscitur órdo.

Iám redit ét virgó, redeúnt Satúrnía régna;

Iám nova prógeniés caeló demíttitur álto.

Tú modo náscení pueró ...

Cásta fáve Lucína ... –

"Nun kommt das letzte Zeitalter gemäß der Verkündigung der Sibylle von Cumae. Eine große Ordnung der Jahrhunderte entsteht völlig neu. Schon kehrt auch die Jungfrau wieder, kehrt wieder die Herrschaft Saturns; schon steigt ein neues Geschlecht vom hohen Himmel hernieder. Du, keusche Lucina, sei gnädig dem eben geborenen Knäblein ..."

Hier wird also der Anbruch eines neuen Zeitalters unter dem Bilde des Kindes, das von einer Jungfrau geboren wird, gefeiert; deshalb deutete man diesen Vers im Mittelalter als Prophezeiung der Geburt Christi, und

Vergil ließ sich als Christ *ante litteram* vereinnahmen. Dieser Vereinnahmung verdankt Vergil es übrigens auch, daß er in Dantes Divina Comedia den Dichter durch Inferno und Purgatorio führen darf.

Auf Vergil folgten, je nach dem Bestand der Klosterbibliothek, zur Karolingerzeit die Werke von etwa einem Dutzend spätantiker christlicher Schriftsteller, deren Namen wir aus Bibliothekskatalogen entnehmen können, aber auch aus Lektürelisten, wie sie etwa Cassiodor oder Alkuin aufgestellt haben. Diese Autoren sind heute praktisch niemandem mehr bekannt; deshalb nur eine kurze Nennung der Namen: *Sedulius, Iuvenius, Avitus* von Vienne, *Prudentius, Prosper Tiro, Paulinus* von Nola, *Paulinus* von Périgueux, *Arator, Venantius Fortunatus, Proba, Symphosius* und *Aldhelm*. (Proba war übrigens wirklich eine Dame.)

Einen näheren Blick lohnt vielleicht *Venantius Honorius Clementianus Fortunatus*. Er ist um 530 in Oberitalien geboren, ging dann aber über die Alpen (wobei er vielleicht auch durch Passau kam) und zog ins Merowingerreich; dort bereiste er der Reihe nach die verschiedenen Höfe. Er verfaßte zahlreiche panegyrische Gedichte, aber auch Heiligenleben und Hymnen, darunter einen besonders schönen Kreuzeshymnus. Von lokaler Bedeutung ist folgender Vers aus der Beschreibung einer Pilgerfahrt vom Rhein nach Italien: "Du kommst nach Augsburg, wo Wertach und Lech zusammenfließen. Dort verehrt du die Gebeine der heiligen Märtyrerin Afra. Wenn dann der Weg frei ist und dir nicht der Bayer entgegen tritt ..., so ziehe über die Alpen." Das ist eine der ersten Nennungen Bayerns in den Quellen überhaupt.

Vom Kreuzeshymnus des Venantius Fortunatus abgesehen, gehört keines dieser Werke der Weltliteratur an. Sie verschwinden im Laufe der Zeit auch aus dem Lektürekanon. Statt dessen treten im Hochmittelalter die richtiggehend heidnischen Autoren der Antike in den Vordergrund. Dies können wir den Bibliothekskatalogen, aber z.B. auch der Lektüreliste Konrads von Hirsau aus dem 12. Jahrhundert, entnehmen. Wir finden jetzt u.a. Cicero, Juvenal, Lukan, Ovid, Sallust und Statius.

Nun stellt sich aber die Frage nach der Spannung zwischen Theorie und Praxis. Diese Autorenlisten sind ja mit den heutigen Lehrplänen vergleichbar, die auch nicht unbedingt mit der Schulwirklichkeit übereinstimmen. Wir müssen also weitere Quellen hinzuziehen. Dafür gibt es drei Möglichkeiten. Die erste sind die mittelalterlichen Bibliothekskataloge, die, wie Sie wissen, systematisch gesucht und ediert werden. Daß ein Buch in einer Klosterbibliothek vorhanden ist, bildet ja die Voraussetzung dafür, daß es in der Klosterschule gelesen werden kann.

Nehmen wir als Beispiel die Liste der Bücher, die der Passauer Chorbischof Madalwin im Jahre 903 der Dombibliothek überlassen hat. Dort finden wir unter einer eigenen Überschrift *De arte grammatica* folgende Titel: *Donatum minorem et maiorem et opus Albini in Donatum* – "den kleinen und den großen Donat und den Kommentar des englischen Abtes Albinus zum Donat"; ... *opus Boecii de consolatione philosophiae bene glosatum* – "Das Werk des Boethius über den Trost der Philosophie mit ausführlichem Kommentar"; ... *libros Martiani Minei Felicis Capelle pleniter in VII liberales artes* – "die Bücher des Martianus Capella zu allen sieben freien Künsten"; *carmen paschale Sedulii in vetus et novum testamentum* – "das Carmen paschale des Sedulius

zum alten und neuen Testament"; ... *carmen Aratoris subdiaconi in actus apostolorum* – "das Epos des Subdiakons Arator über die Apostelgeschichte"; *et libri Catonis III et fabule Aviani* – "und vier Bücher Distichen des Cato und die Fabeln des Avian"; ... *epigrammata Prosperi et psychomachia Prudentii* – "die Epigramme des Prosper und die Psychomachie des Prudentius"; *enigmata Simphosii et Althelmi* – "die Rätsel des Symphosius und des Althelm"; ... *decem egloge et georicon Virgilii, liber Servii plenissimus in totum Virgilium* – "die zehn Eklogen und die Georgika des Vergil, den vollständigen Kommentar des Servius zum ganzen Vergil".

Im Verzeichnis der Dombibliothek von 1259 finden wir noch dieselben Autoren, aber es sind viele hinzugekommen, so Martial, Horaz, Terenz, Makrobius, Statius, Cicero (in mehreren Exemplaren), Persius. Die Bücher von Sedulius und Prosper sind bezeichnenderweise als *antiquus* (alt) bzw. *villis* (unscheinbar) gekennzeichnet.

Auf den Lektüreunterricht konnte – aber mußte nicht – der Unterricht der weiteren *artes*, also Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geographie, Astronomie und Musik folgen. Aber diese Fächer mit der gleichen Ausführlichkeit zu betrachten wie die Grammatik würde den Rahmen dieser Vorlesung sprengen. Wir gehen deshalb über zu einem anderen, auch heute noch aktuellen Thema.

6. KAPITEL: SUB VIRGA DEGERE – DIE GESCHICHTE DER DISZIPLIN IN DER SCHULE

DIE ÖDE FORM DES UNTERRICHTS, die wir bisher kennengelernt haben, die auf weite Strecken im Auswendiglernen teils unverständener Texte, teils im mechanischen Wiederholen von Melodien bestand, führte fast zwangsläufig zu Disziplinproblemen. Wir wollen uns in diesem Kapitel mit der Frage beschäftigen, wie in den Schulen die Disziplin hergestellt und aufrechterhalten wurde. Dabei spannt sich erneut eine Kontinuitätslinie von der Antike ins Mittelalter und weiter in die Neuzeit bis fast in das 21. Jahrhundert hinein. Die Schule endet dabei nicht an der Tür des Klassenzimmers. Die Klosterschüler standen den ganzen Tag unter der Aufsicht des Schulmeisters; wir werden später sehen, wie die Zöglinge der Jesuitenschulen auch außerhalb des Unterrichts ständig beschäftigt wurden. Und noch im 19. Jahrhundert wurden Kinder, die kriminell auffällig wurden, nicht ihren Eltern, sondern dem Schullehrer zur Bestrafung übergeben.

Wie weit die Überwachung der Klosterschüler ging oder jedenfalls gehen sollte, zeigt folgendes Beispiel aus den *Consuetudines* von Cluny. (Unter *consuetudines* versteht man, Sie erinnern sich, die Ausführungsbestimmungen zur Ordensregel, in denen die *Détails* des täglichen Lebens geregelt werden.) Für Cluny, eines der größten und berühmtesten Klöster des Abendlandes, erfahren wir dabei in Buch 3 Kapitel 8 Folgendes⁹:

⁹ Ed. Achery, *Spicilegium ... I*, Paris ²1723 [ND 1967] S. 688.

"Wenn einer von den Schülern nachts austreten muß, soll er zunächst den Lehrer wecken. Dieser soll aufstehen, Licht machen, die Laterne anzünden und dann einen anderen Knaben aufstehen lassen. Während einer von beiden die Laterne hochhält, soll der Lehrer zwischen ihnen gehen. Auf diese Weise soll er sie hinführen und zurückführen und die Kerze nicht auslöschen, bis sich beide wieder niedergelegt haben."

Ob das wirklich und immer so gehandhabt wurde, ist im Nachhinein kaum festzustellen. Ganz so lückenlos kann die Überwachung aber nicht gewesen sein, wenn, wie wir uns erinnern, Walafrid Strabo im Kloster heimlich das Schreiben erlernen konnte...

Wie dem auch sei, es wird Zeit, daß wir das wichtigste pädagogische Argument des antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lehrers kennenlernen. Ich zeige Ihnen noch einmal die Abbildung aus dem 1. Kapitel:



Volo studere, pie magister (ich möchte etwas lernen, du zuverlässiger Lehrer), sagt der Schulanfänger auf der Abbildung. Aber auch ohne den Text wüßte jeder mittelalterliche Betrachter sofort, worum es sich handelt, denn der Lehrer trägt das Symbol seiner Tätigkeit in Händen: die Rute. *Sub virga degere* (unter der Rute leben) ist im Mittelalter ein Synonym für "zur Schule gehen".

Die Abbildungen lassen sich problemlos vermehren. In der Manesseschen Liederhandschrift finden wir den Dichter Frauenlob abgebildet; er selbst und sein Gehilfe halten eine Rute in Händen, und unten sieht man die Schüler:



Das Siegel der Schule der Stadt Höxter zeigt den Lehrer, wie er einen vor ihm knienden Schüler mit der linken Hand am Kinn festhält und mit der rechten Hand die Rute schwingt. Der langobardische König Cunincpert belohnte den Magister Felix dadurch, daß er ihm eine golden und silbern verzierte Rute zum Geschenk machte. Die Rute Papst Gregors des Großen, die er angeblich beim Musikunterricht verwendet hatte, wurde noch drei Jahrhunderte später als Reliquie verehrt.

Mehr noch: die Rute ist geradezu das Erkennungszeichen für das erste Fach des Triviums, die Grammatik. Die als Frau dargestellte *grammatica* hält ebenfalls die Rute in der Hand. Auf der folgenden Abbildung plaudert sie mit Priscian:



Und hier zeigt sie ihr Lernmittel und ihre Lehrmethode, Buch und Rute, auf einem Bild:



Zu den Bildern kommen literarische Zeugnisse hinzu, die belegen, daß die Rute während des Unterrichts in ständigem Gebrauch war. Eher harmlos geht es zu, als im Jahre 917 Bischof Salomon von Konstanz das Kloster St. Gallen besucht: die Schüler fordern ihn auf, an diesem Tag selbst den Unterricht zu halten. Er akzeptiert und legt mit den Worten: "Wenn ich auf dem Stuhl des Lehrers sitzen soll, so habe ich auch sein Recht zu brauchen" die Rute neben sich. Ihre Anwendung erweist sich dann zwar als überflüssig, weil die Schüler gut vorbereitet sind, aber am 26.4.937 geht die Sache ebenfalls in St. Gallen weniger harmlos aus; ich komme nachher darauf zurück.

Um 1100 berichtet Guibert von Nogent in seiner Autobiographie, wie es ihm in der Schule erging: "Eines Abends kam ich nach dem Unterricht, bei dem ich grundlos geprügelt worden war, zu meiner Mutter. Als diese mich, wie es ihre Gewohnheit war, zu fragen begann, ob ich an diesem Tag bestraft worden sei, und ich, um den Lehrer nicht bloßzustellen, dies gänzlich verneinte, zog jene, ob ich wollte oder nicht, mein Hemd hoch und entdeckte die bläulich verfärbten Striemen auf dem Rücken und wie durch die Schläge mit der Rute überall die Haut aufgeplatzt war. Und sie war entsetzt, wie da meine zarte Gestalt so übermäßige Strenge hatte erleiden müssen, und rief verwirrt, empört und unter Tränen: 'Niemals sollst du Kleriker werden, wenn du beim Unterricht solche Strafen ertragen mußt.' "

Die Schläge erfolgten üblicherweise auf den bloßen bzw. nur mit dem Hemd bekleideten Rücken. Die Aufforderung *exuimini* (zieht euch aus!) war in der Klosterschule das Signal für die Bestrafung. Eine mittelalterliche Lateingrammatik, eine Art Nachhilfebuch, trug den Titel "Sparadorsum" (Rückenschoner), weil ihr Gebrauch den Rücken des Schülers vor den Schlägen des Lehrers bewahrte. Auch auf die Hände wurde geschlagen, wodurch der Lehrer schneller reagieren konnte, weil das umständliche Ausziehen wegfiel. Schläge auf den Hintern scheinen erst im späteren Mittelalter üblich geworden zu sein. Dagegen wird mehrfach das Ziehen bzw. Ausreißen der Haare erwähnt.

Das Schlaginstrument war die Weidenrute, die während einer Art Schulausflug für das ganze Jahr auf Vorrat geschnitten wurde; diesen Ausflug nannte man *virgatum ire*. Die deutsche Bezeichnung für die Rute ist *beseme*. Schläge mit der bloßen Hand waren in der Klosterschule theoretisch verpönt; der Lehrer dürfe den Schüler auf keinen Fall von Haut zu Haut berühren, heißt es z.B. in den *Consuetudines* von Cluny. Die Praxis sah allerdings anders aus, wie aus diesem Verbot, aber auch aus positiven Quellenbelegen, etwa über Ohrfeigen und Fußtritte, hervorgeht. Es gibt auch Berichte über noch schärfere Strafmaßnahmen. So wurde beispielsweise in St. Gallen der junge Graf Walo mit der Peitsche traktiert, jedoch ohne sichtbaren Erfolg.

Bestraft wurden die Schüler nicht nur, um die Disziplin wahren und ihren Mutwillen zu ahnden, sondern auch bei bloßen Fehlern und schlechten Leistungen oder bei unerwünschtem Eifer. Ein verbreiteter Schreibervers lautet: *Si non bene scribis, scribam tua dorsa flagellis* (wenn du nicht gut schreibst, beschreibe ich deinen Rücken mit der Peitsche). Von der heiligen Ohrfeige der Kaiserin Adelheid war im Kapitel über den Musikunterricht bereits die Rede. Im Spätmittelalter wird in einer Quelle den Lehrern ausdrücklich erlaubt, die Kinder während der

Prozession mit Ohrfeigen sowie dem Ziehen an Haaren und Ohren zur Ordnung zu rufen.

Der Schulbesuch war also, so können wir zunächst einmal resümieren, mit schmerzlichen – mit regelmäßigen schmerzlichen Erfahrungen verbunden, denen niemand entgehen konnte; nicht einmal der bravste und beste Schüler. Trotzdem müssen wir uns – auch im Sinne einer heutigen Diskussion über Gewalt in der Schule – fragen, ob durch diese Strafen "Gewalt" an den Kindern ausgeübt wurde und ob die Zeitgenossen die herrschende Praxis als "Gewalt" oder nicht vielmehr als ganz normal empfunden haben. Die Mutter des Guibert von Nogent kommt ja offenbar gar nicht auf die Idee, dem Lehrer die Schläge zu verbieten (obwohl es sich um einen Privatlehrer handelt), sondern sie sieht die einzige Möglichkeit im Abbruch des Unterrichts.

Wir müssen uns also fragen: wie stand man im Mittelalter überhaupt zur Anwendung von Gewalt, welchen Gewaltbegriff hatte man? Und wer durfte Gewalt anwenden?

Zunächst einmal ist interessant, daß es im Mittelalter keinen Straftatbestand "Körperverletzung" gibt. Es gibt Mord, Totschlag, Kindstötung, Raub, Brandstiftung, Gotteslästerung, Meineid, Zauberei, Fälschung, Verleumdung, Sodomie, Entführung, Notzucht, Ehebruch, Kuppelei, Verrat, Landfriedensbruch, Abtreibung, Selbstmord, Diebstahl, Gefangenenbefreiung – aber keine Körperverletzung. Blessuren, die nicht zum Tode führen, sind also offenbar etwas, das eben vorkommt.

Dem könnte man entgegenhalten, daß die germanischen Volksrechte, etwa die *Lex Baiwariorum*¹⁰, lange Listen über Wergeldzahlungen bei körperlichen Schädigungen enthalten. Z.B. beträgt das Wergeld für die Tötung eines freien Mannes 160 *solidi*, für ein ausgeschlagenes Auge oder für eine abgehauene Hand oder einen Fuß 40 *solidi*. 12 *solidi* muß zahlen, wer einem Mann einen Daumen abschneidet; wer einen Schneidezahn ausschlägt; wer eine Kopfverletzung zufügt, bei der das Gehirn austritt; wer jemanden von einer Brücke ins Wasser stößt; wer erfolglos versucht, eine Frau zu vergewaltigen; wer einer Frau die Kleidung bis über das Knie hochhebt; wer einer Jungfrau die Haare abschneidet; oder wer mit einer freien Frau mit deren Einwilligung Geschlechtsverkehr treibt und sich dann weigert, sie zu heiraten usw.

Der Hinweis auf das Wergeld ist zutreffend, aber kein Gegenbeweis, denn es handelt sich beim Wergeld nicht um eine Strafe und auch nicht um Schmerzensgeld, sondern um Schadenersatz für die Wertminderung. Ein Knecht, dem eine Hand fehlt, ist für seinen Herrn weniger wert als einer, der mit beiden Händen zupacken kann; und eine Frau, die angetastet wurde, läßt sich schwerer verheiraten. Entsprechend gehen diese Zahlungen auch nicht an das Opfer, sondern bei Leibeigenen an den Grundherrn und bei Frauen an die männlichen Verwandten.

Wenn allerdings der Staat selbst als Strafender auftrat, bediente er sich, vor allem vom späteren Mittelalter an, in größtem Umfang gewalttätiger Methoden. Das spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Strafrecht verwandte ein umfangreiches Arsenal brutalster körperlicher Strafen,

¹⁰ sic! Schreibungen wie Baiuvariorum, Baiuwariorum etc. sind falsch.

die bewußt öffentlich – und damit auch vor den Augen der Kinder – vollzogen wurden. Wie attraktiv ein solches Schauspiel gerade für Schüler war, zeigt noch die Schulordnung der Jesuiten, die den Schülern den Besuch öffentlicher Hinrichtungen ausdrücklich verbietet.

Eine weitere Überlegung: im Mittelalter gab es das nicht, was wir heute das "Gewaltmonopol des Staates" nennen. Jedermann war befugt, sein "gutes Recht" notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen, wenn andere Mittel versagten. Die Fehde war ein legitimer Rechtsbehelf. Die Gottesfriedens- und Landfriedensbewegungen des späteren Mittelalters versuchten gar nicht erst, die Fehde zu verbieten, sondern legten es darauf an, sie "auszutrocknen", indem sie ihre rechtmäßige Durchführung immer schwereren Bedingungen unterwarf. So war sie etwa nur an bestimmten Wochentagen zulässig usw.

Vor diesem Hintergrund muß man auch die Behandlung der Schulkinder sehen, und es ist nicht erforderlich, zur Erklärung auf die Bibelstellen zu verweisen, die das Prügeln der Kinder empfehlen. Ich will sie aber trotzdem vorführen, denn sie wurden natürlich jedem entgegengehalten, der sich für eine menschlichere Behandlung der Kinder einsetzte.

Wir lesen etwa im Buch der Sprüche Salomos: "Erspare dem Kind nicht die Strafe. Wenn du es nämlich mit der Rute schlägst, wird es nicht sterben. Indem du seinen Körper mit der Rute schlägst, befreist du seine Seele aus der Hölle." Oder: "Die Peitsche ist für das Pferd, der Zaum für den Esel, und die Rute für den Rücken des Toren." Oder: "Die Torheit wohnt in den Herzen der Knaben. Die Zuchtrute muß sie von dort vertreiben." Oder im Hebräerbrief: "Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er. Er schlägt jeden, den er als Sohn anerkennt. ... Welcher Sohn wird nicht von seinem Vater gezüchtigt?" Jedoch bestätigten diese Bibelstellen allenfalls die schon bestehenden Auffassungen der Erwachsenen und riefen sie nicht etwa erst hervor.

Und dann möchte ich noch Walther von der Vogelweide zitieren, weil dies auch die heutige Sekundärliteratur und Festredner gerne tun, und sei es auch nur, um die erloschene Aufmerksamkeit der Hörer wiederzubeleben. Walther schreibt:

*Nieman kann mit gerten
Kindes zuht beherten:
Den man zêren bringen mac,
Dem ist ein wort als ein slac.*

(Niemand kann mit Schlägen die Erziehung eines Kindes erzwingen. Für denjenigen, den man überhaupt zum ehrenwerten Menschen erziehen kann, für den hat ein Wort dieselbe Wirkung wie ein Schlag.) (Das mittelhochdeutsche "mögen" bedeutet "können", nicht "gerne wollen", wie auch aus dem Wort "Macht" hervorgeht.)

Wenn man allerdings in der Edition vier Seiten weiterblättert, stößt man auf folgenden Spruch desselben Autors:

*Die veter habent ir kint erzogen,
Dar ane si bêde sint betrogen:
Si brechent dicke Salomônes lêre.
Der sprichet, wer den besmen spar,*

Daz der den sun versume gar:

Des sind die ungeberten gar ân êre.

(Die Väter haben ihre Kinder in einer Weise erzogen, daß sie beide als Betrogene dastehen. Sie beachten oft die Lehre Salomos nicht. Der spricht: wer die Rute schont, der versäumt seine Pflichten als Erzieher. Deshalb sind die, die nicht geschlagen wurden, auch schlecht angesehen.) Walther von der Vogelweide hat eben keine eigene Meinung; er schreibt das, was die Leser hören wollen.

Übrigens weist schon ein mittelalterlicher Kommentator darauf hin, daß der Umkehrschluß "Wer seine Kinder züchtigt, der liebt sie auch" nicht ohne weiteres gültig ist. Zu dem ganzen Fragenkomplex gibt es ausgedehnte Fachliteratur der pädagogischen "Experten" des Mittelalters, die allerdings stets an den Berichten über die tatsächlichen Zustände kontrolliert werden muß; die theoretischen Diskussionen einer elitären Gruppe und die Praxis in den ganz normalen Schulen konnten auch damals schon weit auseinander gehen.

Populärer sind jene Erzählungen, die zeigen wollen, wie die Kinder mißraten, wenn sie nicht streng genug erzogen und ihre destruktiven Neigungen nicht rechtzeitig unterdrückt werden. Es gibt die Geschichte von dem Sohn, der bereits am Galgen hängt und seinem Vater, der zu ihm kommt, die Nase abbeißt, mit der Begründung: "Hättest du mich strenger erzogen, wäre ich nicht in diese Situation gekommen."

Daß die Menschen, und vor allem die Kinder, eine Neigung zum Bösen hätten, der man entgegenwirken müsse, ist demnach im Mittelalter allgemeine Ansicht, die sich folglich auch in den Regelwerken für das Zusammenleben in der Gemeinschaft niederschlägt; z.B. in der Kanonikerregel des Bischofs Chrodegang von Metz: "Denn jegliches Alter von Kindheit an ist zum Bösen geneigt. Deshalb müssen alle Kinder und Heranwachsenden innerhalb des Klerus in einem Raum untergebracht werden, damit sie die Jahre des ungefestigten Alters nicht in Wollust, sondern in kirchlicher Disziplin verbringen." Etwas anderes ist die Auffassung, der Mensch sei nicht nur zum Bösen geneigt, sondern selbst von Natur aus böse. Diese Auffassung, die die Strafe zum Selbstzweck werden ließ – der "böse Wille" des Kindes müsse zuerst "gebrochen" werden, ehe ein guter Mensch aus ihm werden könne –, kam erst in der Folge der Reformation auf.

Wenn also die körperliche Bestrafung der Kinder als etwas ganz Normales galt, so heißt das allerdings nicht, es hätte keine Strafexzesse gegeben, die auch von den Zeitgenossen als solche empfunden wurden. Auch dafür gibt es zahlreiche Quellen. Daß beispielsweise Martin Luther an einem einzigen Vormittag fünfzehnmal begründeten Anlaß zur Prügelstrafe gegeben haben soll, scheint doch eher unglaubwürdig. Der Sachsen- und der Schwabenspiegel stellen Regeln auf, wann ein Lehrer, der seine Strafgewalt überschreitet, seinerseits zu bestrafen ist. Hier aus dem Sachsenspiegel:



Slet aber ein man ein kint tot, he sal sin volle wergelt geben. Schilt aber ein man ein kint, ader rouft hez, ader slet hez mit besemen, durch sine missetat, he blibet is ane wandel. (Schlägt jemand ein Kind tot, so muß

er das volle Wergeld zahlen. Schilt aber jemand ein Kind oder zieht er es an den Haaren oder schlägt er es mit der Rute wegen einer Missetat, so bleibt er straffrei.) Das Schlagen mit anderen Instrumenten als der Rute und grundloses Schlagen sind also nicht erlaubt. Im Schwabenspiegel heißt es noch, wenn die Strafe zum Nasenbluten führe, sei das unbedenklich; blutende Wunden dürften aber nicht beigebracht werden.

Auch die spätmittelalterlichen Schulordnungen zählen die zulässigen Strafen auf, z.B. 1478 für Braunschweig: *Item de mestere ... entschullen de ore scholere nicht unredeliken vorweldigen, treden edder unwertliken stoten, sunder se schullen dar inne vornuftiger wesen wan de scholere.* (Die Lehrer sollen ihre Schüler nicht schlagen, treten oder stoßen, sondern sie sollen sich vernünftiger verhalten als die Schüler.) Solche Bestimmungen bedeuten, da wir uns im Mittelalter noch vor der selbstlaufenden Regelungswut der neuzeitlichen Gesetzgeber befinden, daß fehlerhafte Handlungsweisen der Lehrer tatsächlich vorkamen.

Natürlich werden wir etwas mißtrauisch, wenn im autobiographischen Rückblick berichtet wird, wie wir wiederum bei Guibert von Nogent hören, der Lehrer sei ein völliger Ignorant gewesen, der durch seine Gewaltanwendung seine falschen Ansichten gegenüber den treffenden Einwänden des Schülers habe durchsetzen wollen.

Ein anderes Beispiel für einen Strafexzeß bietet Johannes Butzbach, um 1500. Er gewöhnt sich an, die Schule zu schwänzen, indem er behauptet, er müsse zu Hause seinen Eltern helfen. Der Schwindel fliegt auf, als er eines Tages erklärt, er habe den Bratspieß drehen müssen; nur sagt er das dummerweise an einem Freitag. Die Eltern erfahren es, und (jetzt wörtlich):

"Am nächsten Morgen schleppte mich meine Mutter zur Schule. Als wir dort eintrafen, sagte sie zum Unterlehrer: 'So! da wäre also unser mißratenes Söhnchen, das so ungerne zur Schule geht! Ihr sollt ihn einmal für sein Schwänzen so richtig bestrafen, wie sich das so gehört!' (und verließ dann die Schule). Der Unterlehrer packte mich in einem Wutanfall und ließ mich auskleiden und sogleich an einer Säule festbinden. Grausam und unbarmherzig ließ er mich mit den härtesten Ruten auspeitschen, indem er selbst kräftig mitmachte. Aber meine Mutter, die sich noch nicht weit von der Schule entfernt hatte, hörte mein Geschrei und mein jämmerliches Geheul. Auf der Stelle kehrte sie um und vor der Türe stehend schrie sie mit furchterregender Stimme, daß dieser Schlächter und Scharfrichter mit dem Prügeln aufhören solle. Der aber achtete nicht auf diese Einwendungen ... Als er nun nicht im Entferntesten aufhörte, gegen mich zu wüten, brach meine Mutter mit Gewalt durch die Türe ein. Sowie sie mich aber an die Säule gefesselt und den schrecklichen Schlägen so hilflos ausgesetzt sah und wie sie meinen blutüberströmten Körper wahrnahm, da brach sie ohnmächtig zusammen." Der Unterlehrer wird übrigens dann aus dem Amt gejagt und nimmt in einer anderen Stadt einen Posten als Hilfspolizist an.

Stellen wir uns an dieser Stelle – ebenfalls aus durchaus aktuellem Anlaß – auch noch die Frage: gibt es Belege für Gewalt der Kinder untereinander und für Gewalt der Schüler gegen die Lehrer? Es gibt sie.

Die Schüler gingen täglich mit recht gefährlichen Unterrichtsmaterialien um: sie schrieben als Anfänger mit Griffeln auf Wachstafeln; die Wachstafel ist, wie wir bereits gehört haben, in Wahrheit eine Holztafel, die mit einer dünnen Wachsschicht überzogen ist, in die die Buchstaben eingeritzt werden. Es gibt zumindest einen Bericht, wie ein Schüler einen Mitschüler mit der Wachstafel erschlagen hat: das Opfer hieß Fulbert, der Vorfall ereignete sich um 850 an der Schule von St. Peter zu Hamburg. Die fortgeschrittenen Schüler schrieben mit Gänsefedern auf Pergament. Die Schreibfedern werden schnell stumpf und müssen immer wieder mit dem Federmesser nachgeschnitten werden; da die Federn recht spröde sind, muß das Federmesser sehr scharf sein. Es bedarf nur geringer Phantasie, sich eine uneigentliche Verwendung dieser Messer vorzustellen.

Wie gefährlich auch schon die Schreibgriffel sein konnten, zeigt in kurioser Weise folgende Abbildung zur Weltchronik Ottos von Freising über Cäsars Ermordung durch die Senatoren:



Sie erstechen ihn mit ihren Griffeln. Von daher erklärt sich auch die Behauptung, Kaiser Claudius habe seinen Gästen beim Betreten des Palastes das Schreibzeug abnehmen lassen; er wurde dann übrigens von seiner eigenen Frau vergiftet. Zu Cäsar ist noch zu sagen, daß er natürlich nicht durch Griffel erstochen wurde, sondern schon mit richtigen Dolchen. Ein Autor berichtet aber, daß er bei dem Versuch, die Angreifer abzuwehren, einem von ihnen mit seinem Schreibgriffel den Arm durchbohrt habe. Dieses Détail ist wohl in der Abbildung mißverstanden. Aber zurück zur Schule.

Gewalt der Schüler gegen die Lehrer: am bekanntesten ist die Legende von Sankt Cassianus: er habe im 4. Jahrhundert seine Schüler beim Stenographieunterricht dermaßen übel traktiert, daß sie schließlich über ihn hergefallen und ihn mit ihren Schreibgriffeln erstochen hätten. Die Legende hat zwei kleine Schönheitsfehler. Erstens handelt es sich um den Stenographieunterricht, also um den Unterricht in den Tironischen Noten, bei dem damals ein Kompendium von ca. 13000 Zeichen zu erlernen war. Das war kein Unterrichtsgegenstand für Kinder, sondern für Erwachsene, wäre also heute eher an den Volkshochschulen oder Universitäten anzusiedeln. Und zweitens waren die Schüler Heiden, der Lehrer dagegen ein Christ, der durch dieses Martyrium einen Platz im Heiligenkalender erlangte – was die historische Glaubwürdigkeit der Erzählung doch etwas einschränkt.

Aus dem eigentlichen Mittelalter werden zwei Vorfälle vom Ende des 12. Jahrhunderts berichtet: die Schüler des Klosters Adelberg nahe Stuttgart sollen ihren Lehrer bei einem Spaziergang überfallen und ihm mit ihren Griffeln die Augen ausgestochen haben; ob es so war und ob die Cassianus-Legende unbewußt in den Bericht hineinspielt, ist schwer zu beurteilen. Der zweite Vorfall: Die Chronik von Kloster Lauterberg bei Halle berichtet, daß die Schüler den Scholastikus Rudolf tötlich angriffen und mit Stöcken verprügelten. Der Chronist vermerkt allerdings ausdrücklich, es habe sich um Schüler *provectoris etatis* (in vorgerück-

tem Alter) gehandelt; nach heutigem Sprachgebrauch also um Schüler, die bereits volljährig waren.

Dramatische Formen nahm ein Vorfall an, bei dem sich die Schüler gegen die drohende Bestrafung zu wehren versuchten. Am 26.4.937 wird der Lehrer der Klosterschule von St. Gallen daran erinnert, daß vom Vortag her noch eine Bestrafung ausstehe, die wegen des Feiertages aufgeschoben worden war. Daraufhin (jetzt wörtlich): "ward allen befohlen, sich auszuziehen. Einen der Jungen schickte man in die oberen Räume des (Schul)hauses, um die dort verwahrten Ruten herunterzuholen. Der aber riß in der Absicht, sich und seine Kameraden zu befreien, blitzschnell ein brennendes Holzscheit aus dem Ofen, steckte es in das trockene Holz nächst dem Dach und fachte es an, soviel Zeit ihm noch blieb. Wie ihm aber die Aufseher zuriefen, weshalb er säume, schrie er lauthals zurück, das Haus brenne. Die trockenen Ziegel aber fingen Feuer, und dazu wehte der Nordwind, und so ging das ganze Gebäude in Flammen auf."

Das Feuer greift dann auch auf die benachbarte Kirche und die übrigen Gebäude über, so daß am Schluß das halbe Kloster in Schutt und Asche liegt. Der Bericht ist übrigens nicht nur wegen dieses Ereignisses wertvoll, sondern auch, weil er uns über die räumliche Anordnung von Schule, Kirche und Kloster informiert. Ich zeige Ihnen dazu noch einmal den St. Galler Klosterplan:



Wenn der Wind von links kommt, trägt er tatsächlich das Feuer von der Schule auf die Kirche und dann weiter zum Kloster. Wir dürften unterstellen, daß die Kirche geostet sein soll. Der von links kommende Wind ist also in der Tat ein Nordwind.

Einen gewissen Ausgleich für den Schulfrust bildete das Fest, bei dem einmal im Jahr nach Art der Saturnalien die Ordnung auf den Kopf gestellt wurde. Der oben erwähnte Besuch Bischof Salomos in St. Gallen fiel auf diesen Tag. Am Fest der unschuldigen Kinder wurde ein Schüler zum Abt bestimmt, der die Funktionen des richtigen Abtes im Kloster und auch in der Liturgie übernahm, wobei diese von den Kindern, aber auch den erwachsenen Mönchen ins Groteske gezogen wurde. Ähnlich wurde an den Domschulen ein Schüler als Bischof eingesetzt. Dieser Karneval nach Mönchsart blieb das ganze Mittelalter über bis in die Zeit der Gegenreformation in fortlaufendem Gebrauch, was wir daraus entnehmen können, daß er ständig verboten wurde, so z.B. 1249 für Kloster Prüfening bei Regensburg, 1274 für Salzburg, 1282 für Eichstätt, 1407 für Braunschweig; noch im 16. Jahrhundert erteilte das Würzburger Domkapitel seinem Ornatmeister eine scharfe Rüge, weil er dem Knabenbischof die echten Meßgewänder ausgeliehen hatte. Erst der kooperierenden Humorlosigkeit von Gegenreformation und Aufklärung gelang es, dieses unvernünftige Spektakel zu unterdrücken.

Ich habe vorhin schon erwähnt, daß im Mittelalter über den Sinn der üblichen Strafpraxis durchaus diskutiert wurde. Diese Diskussion wurde in der Renaissancezeit unter Berufung auf einige antike Quellentexte philosophischer Art wiederaufgenommen. Sie führt, etwa bei Co-

menius, zu der Überlegung, körperliche Strafen nur bei moralischen Vergehen zu verhängen und nicht zu "Steigerung der Lernleistung". Sie gipfelt schließlich bei dem Schweizer Pädagogen Pestalozzi in der Forderung, eine Strafe nur zu verhängen, wenn der Bestrafte ihren Sinn einsehe und deshalb die Bestrafung annehme.

Welche Alternativen gibt es aber zur körperlichen Bestrafung? Es gibt die Möglichkeit psychologischer Einwirkung, und zwar im positiven wie im negativen Sinn. Positiv kann der Ehrgeiz der Schüler angestachelt werden, durch ausdrückliches Lob oder auch nur durch eine Reihung der Schüler innerhalb der Klasse nach ihren Leistungen. Das Konkurrenzdenken der Schüler zu fördern, war das bevorzugte Mittel der Jesuiten, die körperliche Bestrafung generell ablehnten.

Negativ konnte man den Schüler der Beschämung und dem Spott der Mitschüler aussetzen. Dazu gab es das jedenfalls zu meiner Schulzeit noch praktizierte In-die-Ecke-Stellen oder auch Vor-die-Tür-Stellen, und es gab bis ins 19. Jahrhundert den "Asinus". Der "Asinus" war entweder eine Eselsmütze, die der Schüler tragen, oder ein hölzerner Esel, auf den er sich setzen mußte. Diese beiden Formen gingen allerdings leicht wieder in eine körperliche Strafe über, denn in der Ecke zu stehen bedeutete oft, dort zu knien, wobei man den Knien noch ein Holzschicht oder getrocknete Erbsen unterlegen konnte. Auch der "Asinus" konnte auf seinem Rücken eine scharfe Kante haben.

Wie auch immer, der Unterricht war kein Vergnügen, und selbst das vorhin geschilderte Fest des Knabenabtes war nur eine kurze Pause im strengen Schulalltag und konnte nichts an der Regel ändern: niemand erinnerte sich als Erwachsener gerne an die Schulzeit. Das heißt aber nicht, daß die Schüler nicht einzelne ihrer Lehrer mochten und manche sogar regelrecht verehrt haben.

Ein solches Beispiel ist etwa *Hermannus contractus* (18.7.1013 – 24.9.1054), der zugleich wegen seines persönlichen Schicksals von Interesse ist. Er war nämlich, wie man heute formulieren würde, ein Schwerbehinderter. Sein Biograph, Berthold von Reichenau, berichtet, daß er "sich von der Stelle, an die man ihn setzte, ohne Hilfe nicht wegbewegen, nicht einmal auf die andere Seite drehen konnte" und daß er "an Mund, Zunge und Lippen gelähmt war und nur gebrochene und schwer verständliche Worte langsam hervorbringen konnte." Es war sein Glück, daß er aus einer gräflichen Familie stammte, die seine Aufnahme ins Kloster durchsetzte, wozu, wie wir gehört haben, freilich auch die Zustimmung von Abt und Konvent gehörte.

Hermann trat am 15.9.1020, also siebenjährig, als Oblate ins Kloster Reichenau am Bodensee ein, erhielt die normale Schulausbildung, sogar die Weihen¹¹ und wurde schließlich ein berühmter Gelehrter und Lehrer; es sind etliche seiner wissenschaftlichen und didaktischen Schriften überliefert. Die Frage darf erlaubt sein, ob er heute in den bayerischen Schuldienst übernommen worden wäre.

Ein anderes Beispiel betrifft den Musikunterricht, der, wie wir bereits gehört haben, besonders schwierig war. Es wird berichtet, wie der König mit seinem ganzen Hof im Kloster St. Gallen zu Besuch ist. Als der Kantor, also der Musiklehrer, während der Festmesse die Hand er-

¹¹ Wohl nur bis zum Diakon, aber immerhin.

hebt, um dem Schülerchor den Einsatz zu geben, stehen drei Bischöfe aus dem Gefolge des Königs auf, die dieser Kantor ehemals als Klosterschüler unterrichtet hat, und reihen sich in den Schülerchor ein, um so den Kantor öffentlich zu ehren. Von Guido von Arezzo, der seine Unterrichtsreform ausdrücklich mit dem Interesse der Schüler motiviert, war ebenfalls bereits die Rede.

Und wie sieht es heute aus? Körperliche Strafen, besonders Schläge, galten bis weit ins 20. Jahrhundert als probates Erziehungsmittel, gerade auch in Bayern. Noch zu meiner Grundschulzeit waren sie – auch als Folge von Wutausbrüchen des Lehrers – gang und gäbe, und zwar sowohl von weltlichen als auch von geistlichen Lehrern. Kurz vor der Jahrtausendwende, am 2.11.2000, trat ein "Gesetz zur Ächtung von Gewalt in der Erziehung" in Kraft, das von der damaligen rot-grünen Koalition mit Zustimmung von FDP und PSD, aber gegen die Stimmen von CDU/CSU beschlossen wurde. Dieses Gesetz änderte das BGB, das Bürgerliche Gesetzbuch, und zwar den Paragraphen über die elterliche Gewalt, die heute offiziell Personensorge heißt. Der zweite Ansatz dieses § 1631 BGB lautet nunmehr: "Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig." Das Gesetz sagt allerdings nicht, welche Strafen denn nun zulässig sind.

7. KAPITEL:

UNIVERSALBILDUNG ODER EMPLOYABILITY? – DIE SCHULE IM SPÄTMITTELALTER UND IN DER NEUZEIT

DIE WIRTSCHAFTSVERBÄNDE werfen Schule und Universität immer häufiger vor, sie würden ihre Absolventen nicht ausreichend auf das sich anschließende Berufsleben vorbereiten. Allgemeinbildung sei schön und gut, aber es müsse mehr auf die "Employability" geachtet werden. Daß das Erziehungsziel der Arbeitgeberverbände der sofort einsetzbare, auf seine Tätigkeit spezialisierte Arbeitnehmer ist, der seine ökonomische Verwertung nicht durch einen weiteren Horizont und durch eigene Gedankentätigkeit einschränkt, ist nicht verwunderlich – auf der anderen Seite aber auch nicht ganz neu. Dieselbe Frage wurde auch im Spätmittelalter aktuell, als die Handwerker und Kaufleute begannen, ihre Kinder auf die Schule zu schicken, mit dem Angebot der lateinisch dominierten Ausbildung in den Artes liberales aber nicht zufrieden waren. Sie verlangten eine alltagstauglichere Bildung, die insbesondere vom Ballast des Lateins befreit sein sollte.

Diese Entwicklung gehört aber in einen größeren Zusammenhang. Im 13. Jahrhundert ändert sich die Bildungslandschaft Europas grundlegend, und zwar in einer Weise, die bis heute maßgebend ist. Zunächst in Bologna, dann in Paris und schließlich einer ganzen Serie weiterer Städte entstanden als Bildungseinrichtungen mit überregionaler Ausstrahlung und Klientel die Universitäten. Ihre Entstehung wirkte zurück auf die Schulen, denen jetzt der anspruchsvollere Teil der Ausbildung, z.B. im Quadrivium, entzogen wurde.

Das wurde aber dadurch kompensiert, daß das Interesse an einer schulischen Ausbildung insgesamt zunahm. Es erhielten jetzt mehr Kinder als früher eine Schulbildung – wenn auch zuverlässige Zahlenangaben kaum zu gewinnen sind –, und zwar vor allem in den Städten. Zunehmende wirtschaftliche Tätigkeit ging einher mit einem stärkeren Gebrauch der Schrift: vieles, was in der agrarischen Gesellschaft des frühen Mittelalters symbolisch und mündlich vereinbart wurde, erforderte in der Stadtgesellschaft eine schriftliche Festlegung, d.h. eine Urkunde.

Die frühmittelalterlichen Urkunden waren durchweg in lateinischer Sprache verfaßt; von der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts an bedient man sich aber häufiger statt dessen des Deutschen – eines Deutschen übrigens, das von der mittelhochdeutschen Literatursprache deutlich abweicht und äußerst schwer zu verstehen ist. Es sind zwar immer noch die kirchlichen Einrichtungen, die die Schulen betreiben, aber die städtischen Behörden beginnen sich für sie zu interessieren und sich in ihre Belange einzumischen. Ganz allmählich wandeln sich so die Kloster- und Pfarrschulen in Ratsschulen unter der weltlichen Obrigkeit als Schulherren.

Diese Entwicklung wird begünstigt durch Veränderungen in den Klosterschulen selbst, jedenfalls in den Klosterschulen der alten Orden der Benediktiner und Zisterzienser. Diese dienen immer weniger der Ausbildung des eigenen Nachwuchses, um den es im Spätmittelalter ohnehin schlecht bestellt ist, sondern werden zunehmend von externen Schülern besucht. Außerdem sind es nicht mehr die Mönche selbst, die den Unterricht halten, sondern es wird ein Weltkleriker oder Laie als Schulmeister eingestellt. Der erste bayerische Beleg für einen weltlichen Schulmeister an einer Klosterschule stammt von 1395 für St. Ulrich und Afra in Augsburg. Der Einfluß des Stadtrates auf die Klosterschule kommt so zustande, daß der Rat dem Kloster bei der Verwaltung seiner Güter "behilflich" ist, indem er ihm einen "Pfleger" zur Verfügung stellt. Aus der Hilfe wird Kontrolle, aus der Kontrolle Einflußnahme und Fremdbestimmung, bis schließlich die Stadträte förmliche Schulordnungen erlassen und die Schulmeister zum Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit verpflichten.

Die Ratsschulen sind aber nach wie vor Lateinschulen, deren Lehrplan immer noch dem entspricht, was wir für die frühmittelalterlichen Klosterschulen kennengelernt haben, und deren Unterrichtssprache eben das Latein ist. Daneben entstehen aber auch, auf privater Basis und Initiative, "**deutsche**" Schulen, wobei *deutsch* in der Sekundärliteratur gerne altertümelnd vorne mit *t* geschrieben wird. Der Stadtrat beschränkt sich hier auf eine bloße Rechtsaufsicht.

Die "deutschen" Schulen bieten vor allem Elementarunterricht, wobei das Lesen- und Schreibenlernen nunmehr anhand volkssprachlicher Texte erfolgt, nicht mehr anhand unverstandener auswendiggelearnter lateinischer Texte. Außerdem führen sie in das elementare, vor allem kaufmännische Rechnen ein. Die älteste deutsche Schule in Bayern ist für 1320 in Augsburg belegt. Es hat sie aber sicher schon früher gegeben, nur tauchen sie wegen der ganz privaten Organisationsform halt nicht in den Quellen auf.

Wie lange eine solche deutsche Schule bestand, hing vom Geschick (auch dem wirtschaftlichen Geschick) des Lehrers und dem jeweiligen Bedarf ab. Ein Bedarf für eine solche praxisnahe Ausbildung war jedenfalls vorhanden. Ein schönes Beispiel ereignete sich 1403 in Rothenburg ob der Tauber: als dort eine deutsche Schule eröffnet wurde und sogleich 18 Schüler hatte, beschwerte sich der Lateinschulmeister beim Rat über die Konkurrenz und bot an, seinerseits Unterricht in deutscher Sprache zu halten. Die deutschen Schulmeister waren oft "abgebrochene" Studenten, was kein Zeichen für mangelnde Intelligenz sein mußte, sondern meist wirtschaftliche Gründe hatte; der lateinische Schulmeister mußte dagegen ein als *magister artium* abgeschlossenes Studium vorweisen.

Da schon wiederholt von den Ratsschulen die Rede war, darf ich Ihnen noch eine interessante Quellengattung zur Schulgeschichte vorführen, die von den Archäologen erforscht wird: die Kloaken. Das klingt auf den ersten Blick etwas merkwürdig, ist bei näherer Erinnerung an die Schulwirklichkeit aber gar nicht mehr so abwegig. Ich möchte Ihnen ein Beispiel vorführen, den Abtritt der Lübecker Ratsschule. Diese Schule besaß eine Senkgrube, die 1340 angelegt und im 15. Jahrhundert wieder zugeschüttet wurde. Sie wurde 1866 zufällig wiederentdeckt und ausgegraben. Dabei kamen zum Vorschein¹²:

- zwei Holzteller
- ein Holzlöffel
- ein beschädigter Tonkrug
- eine runde Scheibe aus Blei unbekannter Zweckbestimmung
- ein Siegelstempel des Lübecker Ratskellermeisters *Detlev Mane*
- ein Schuhereifen mit der Marke des *Hinrich Koppelsleghere*
- zwei 5 cm hohe hölzerne Trippen in Kindergröße. Trippen sind Gestelle, die man unter die Schuhe band, um sie vor dem Unrat und Schlamm auf der Straße zu schützen. (Nach der heutigen Mode sind die Trippen, jedenfalls bei manchen Frauenschuhen, in die Schuhe bereits eingearbeitet.)
- sieben kurze Messer
- drei Spielsteine (2 aus Knochen, 1 aus Ahorn)
- ein französischer Rechenpfennig
- sechs Pritschhölzer
- drei Tintenfässer (1 aus Horn, 2 aus Kalkstein), ca. 6 cm hoch
- ein Schreibgriffel und schließlich
- 54 Wachstafeln. Die Texte darauf sind zum Teil noch lesbar: in einigen Fällen sind es Anfängerübungen (derselbe Buchstabe mehrmals wiederholt), dann einige Zeichnungen religiösen Inhalts, vor allem aber Entwürfe von Kaufmannsbriefen mit teils identifizierbaren Namen.

Das Gegenstück zu den Ratsschulen, die unter weltlicher Aufsicht standen und auf weltliche Berufe hinführen wollten, waren die Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sah seine Hauptaufgabe in der Heranbil-

¹² J. Warncke, Mittelalterliche Schulgeräte im Museum zu Lübeck. Ein Kloakenfund vom Grundstück der alten Lübecker Stadtschule, Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 2(1912)227–251-

derung des Priesternachwuchses, wobei dieser Nachwuchs wissenschaftlich so sattelfest sein sollte, daß er die Ketzer und Heiden problemlos an die Wand diskutieren konnte.

Das hohe wissenschaftliche Niveau des Jesuitenordens bedeutet, daß ein Bischof von der fachlichen Seite her gut beraten war, wenn er den Unterricht am Gymnasium seiner Bischofsstadt den Jesuiten anvertraute. Auf der anderen Seite entzog er diese Schule aber seiner eigenen Verfügungsgewalt, denn die Jesuiten betrieben eine solche Schule nach ihren eigenen Regeln und Vorstellungen und entschieden auch selbständig über das Personal.

Wir wollen jetzt betrachten, wie eine Jesuitenschule funktionierte; und zwar tun wir das, damit das Ganze nicht zu theoretisch wird, anhand eines konkreten Beispiels, des Passauer Jesuitengymnasiums, das 1612 von Bischof Leopold eingerichtet wurde →. Leopold war eine schillernde Figur: als Bruder Kaiser Ferdinands II. 11jährig zum Bischof gewählt, betätigte er sich anfänglich auf militärischem Gebiet und betrat erst 7 Jahre nach seiner Wahl erstmals seine Bischofsstadt; er wurde auch nie zum Bischof geweiht, sondern legte 1625 sein Amt nieder, um zu heiraten und Erzherzog von Tirol zu werden. Hier sehen Sie ihn nebst seiner Gattin; wählen Sie selbst, ob Sie seine Entscheidung billigen:



Das Jesuitengymnasium finanzierte er nicht aus Steuergeldern, sondern aus eigenen Mitteln – wobei man natürlich dazusagen muß, daß auch der Privatbesitz der Fürsten letztlich aus den Steuern der Untertanen stammt. Der Bischof wies dem Gymnasium Einnahmen aus dem Salinenamt in Aussee zu und übertrug ihm den Besitz des säkularisierten Benediktinerinnenklosters Traunkirchen am Traunsee. Damit war die Schule recht gut ausgestattet und konnte im Durchschnitt etwa 300 Schüler aufnehmen.

Maßgebend für den Unterricht war der gemeinsame Lehrplan aller Jesuitenschulen, die *Ratio studiorum* von 1599. Sie schreibt den Unterrichtsablauf, die Lehrmethode und die Lehrbücher sowie die Verhaltensregeln für die Schüler bis ins Détail vor; ich zitiere anschließend daraus. Allbeherrschendes Fach ist der Lateinunterricht, dem das Lehrbuch eines Jesuiten, des Spaniers Emanuel Alvarez, zugrundegelegt wurde. Der Elementarunterricht ist also bereits vorausgesetzt. Der Unterricht erfolgte in fünf Jahrgangsstufen, nämlich

- *schola inferioris grammatices*
- *schola mediae grammatices*
- *schola supremae grammatices*
- *schola humanitatis*
- *schola rhetorices*

(Die Formen *grammatices* und *rhetorices* sind kein Druckfehler, sondern der griechische Genetiv.) Das war der ursprüngliche Plan von 1599. Es zeigte sich aber, daß der Stoff der ersten Klasse zu umfang-

reich war; sie wurde deshalb auf 2 Jahre aufgeteilt, so daß der Unterricht insgesamt über 6 Jahre lief.

Was lernten die Schüler in dieser Zeit? Hören wir dazu die *Ratio studiorum* für die mittlere Grammatikklasse: "Bei der Lektüre des Cicero, welche durchschnittlich sieben Zeilen nicht überschreiten soll, verfähre man in folgender Weise: zuerst lese der Lehrer die ganze Stelle ohne Unterbrechung vor und gebe ihren Sinn kurz in der Muttersprache an. Zweitens übersetze er den Satz Wort für Wort in die Muttersprache. Drittens wiederhole er ihn von vorne und gebe den Bau an, zeige auch bei Durchnahme des Satzgefüges, welche Verben diesen oder jenen Casus regieren, und erläutere das meiste nach den bereits erklärten Regeln der Grammatik; er bringe die eine oder andere, jedoch sehr leichte Bemerkung über den lateinischen Sprachgebrauch, die Metaphern erkläre er an Beispielen allbekannter Dinge und wähle eine oder zwei Redensarten aus, die er allein zugleich mit der Aufgabe diktiert. Viertens gebe er noch einmal die Worte des Schriftstellers in der Muttersprache wieder." (Das Originalzitat ist natürlich lateinisch, aber Jesuitenlatein möchte ich weder Ihnen noch mir zumuten.)

Der mittelalterliche Lateinunterricht, der den Text Wort für Wort grammatisch durchhechelte, ist also nach wie vor enthalten. Hinzugekommen ist die inhaltliche Erläuterung, freilich auf den einzelnen Satz bezogen und immer noch nicht im Rahmen des Gesamttextes. Auffällig ist, daß es sich um einen reinen Vortrag des Lehrers handelt. Das ändert sich dann zwar auf den höheren Stufen, aber der Lateinunterricht ist von heutiger Methodik doch noch ein ganzes Stück entfernt. Auf die sechs Jahre Lateinunterricht folgen ggf. 5 höhere Klassen, und zwar 2 Jahre Philosophie und als Krönung für die besten Schüler 3 Jahre Theologie. Das eigentliche Ziel des Unterrichts ist also die Ausbildung des Priesternachwuchses.

Innerhalb der Schulklassen gab es keine Gleichheit der Schüler, sondern es wurden auch in der Sitzordnung Externe, künftige Jesuiten und adlige Schüler getrennt, wobei die Adligen bequemere Sitzplätze erhielten. Außerdem gab es eine Reihung innerhalb der Klasse nach den Leistungen, vom *primus* bis hinab zum Dümmden und Faulsten, was sich wiederum in der Sitzordnung niederschlug. Es sollte also der Ehrgeiz der Schüler geweckt werden. Am Ende des Schuljahres gab es eine Abschlußprüfung durch klassenfremde Lehrer und Preise für die jeweils besten Schüler. Die Betonung folgte einem 6stufigen Schema:

- *praeclarus*
- *bonus*
- *supra mediocritatem*
- *mediocris*
- *exiguus*
- *nullus*

Die Unterrichtszeiten waren Montag bis Samstag 7 h – 9h 30 und 13h 30 – 16 h. Am Donnerstagnachmittag war kein Unterricht. Ferien gab es nicht, aber gemäß dem kirchlichen Festkalender sehr viel Feiertage. Auch betrug die Mittagspause nicht etwa die vier Stunden von 9h 30 bis 13h 30, denn auf den Vormittagsunterricht folgte der gemeinsame Be-

such der Messe, und barocke Messen wurden nicht im Schnelldurchlauf durchgezogen. Neben dieser gemeinsamen Religionspraxis gab es aber nur wenig eigentlichen Religionsunterricht am Samstagnachmittag.

Auch über das allgemeine Betragen der Schüler hat die *Ratio studiorum* feste Vorstellungen. Für die externen Schüler finden wir etwa folgende Anweisungen: "... Wenigstens jeden Monat sollen alle beichten, täglich der Messe in der bestimmten Stunde, an Festtagen zudem der Predigt geziemend beiwohnen. ... Keiner von unseren Schülern betrete das Gymnasium mit Waffen, Degen, Dolchen oder anderen dergleichen Dingen, die je nach Ort und Zeit untersagt sind. Sie sollen sich gänzlich enthalten von Schwören, Beschimpfungen, Unbilden, Ehrabschneiden, Lügen, verbotenen Spielen, fern bleiben von gefährlichen oder vom Schulpräfekten untersagten Orten, kurz von allem, was gegen den sittlichen Anstand ist. ...

Mit Ernst und Beharrlichkeit sollen sie sich auf die Studien verlegen, im Schulbesuche stets pünktlich, in Anhörung und Wiederholung der Lektionen, sowie in den sonstigen Schulübungen fleißig sein. Wenn sie etwas nicht vollständig verstehen oder Zweifel über etwas haben, sollen sie den Lehrer fragen. In der Schule sollen sie nicht hin und her laufen, sondern bescheiden und ruhig in den Bänken auf ihren Plätzen bleiben, auf sich selbst und ihre Sachen achten, auch nur mit Erlaubnis des Lehrers hinausgehen. Sie sollen weder die Bänke, den Katheder, die Stühle, Wände, Türen, Fenster, noch sonst etwas durch Malen, Schreiben, Schneiden oder auf andere Weise beschädigen oder verunzieren.

Schlechten oder auch bloß verdächtigen Umgang sollen sie meiden und nur mit jenen verkehren, durch deren Beispiel oder Verkehr sie in Studien und Tugend Fortschritte machen können. Der Lesung verderblicher oder unnützer Bücher sollen sie sich ganz und gar enthalten. Weder zu öffentlichen Schauspielen, Komödien und anderen Spielen noch zur Hinrichtung von Verbrechern sollen sie hingehen; auch dürfen sie nicht auf Bühnen von Auswärtigen irgendeine Rolle übernehmen, außer mit Erlaubnis der Lehrer oder des Studienpräfekten. ... Die Bescheidenheit sollen sie überall und immer, besonders in der Kirche und ganz vorzüglich in der Schule beobachten. Endlich sollen sie in allen Gelegenheiten und Handlungen sich derart betragen, daß jedermann leicht wahrnehmen kann, sie seien nicht weniger auf Tugend und Unbescholtenheit, als auf Studium und Gelehrsamkeit bedacht."

Die Schüler wurden aber nicht nur während des Unterrichtes betreut und damit auch überwacht, sondern die Schule ließ sie auch während der unterrichtsfreien Zeit nicht aus den Augen. Damit sie nicht auf dumme Gedanken etwa der Art, wie wir sie gerade gehört haben, kamen, wurden sie zu zusätzlichen löblichen Aktivitäten gedrängt: es gab religiöse Kongregationen der Schüler, also Bruderschaften mit besonderem Gebetspensum und dergleichen, und ferner die sog. Akademien, in denen sie sich eigenen wissenschaftlichen Studien hingeben sollten – also so eine Art "Jugend forscht" *ante litteram*. Kongregationen und Akademien hatten aber immer einen Mentor aus der Lehrerschaft.

Zu den erwünschten Aktivitäten gehörte schließlich auch das religiöse Theater, d.h. öffentliche Aufführungen mehrstündiger Stücke erbaulichen Inhalts. Hier wirkte das Gymnasium auch glaubensstärkend

auf die gewöhnliche Bevölkerung der Stadt ein. Die Texte waren in der Regel lateinisch, aber das Publikum erhielt zum einen gedruckte Erläuterungen in deutscher Sprache und wurde zum anderen durch raffinierte Schaulusteffekte nicht selten pyrotechnischer Art bei der Stange gehalten.

In Passau fanden die Aufführungen auf dem Domplatz statt, mit der Domfassade als Kulisse. Es sind sowohl einige Texte erhalten als auch etliche Titel und Aufführungsdaten. 1614 führte sich das Gymnasium durch den *Cenodoxus* ein. Es geht darin um einen hochgelehrten und hochberühmten Magister aus Paris, der nach seinem Tode aus dem Grabe heraus bekennt, daß seine Frömmigkeit nur vorgetäuscht war und er jetzt in der Hölle schmort. Autor dieses Stückes, das 1601 uraufgeführt und seitdem oft wiederholt wurde, so 1958 durch die Augsburger Puppenkiste und in den 1990er Jahren durch Passauer Studenten, war der Augsburger Jesuit Jakob Bidermann. (Zu den Schauspielern der Passauer Studentenaufführung gehörte nach meiner Erinnerung übrigens auch ein Sebastian Frankenberger, der schon damals die erforderliche barocke Haarfülle aus eigenen Beständen bereitstellen konnte.)

1621 gab es "Belisars Glück und Ende"; 1630 "Ferdinand von Kastilien, der Sieger über die Mauren", ein Thema, das mitten im 30jährigen Krieg nicht ohne aktuellen Bezug war; 1641 "Valentin, der Apostel der Diözese". 1665 folgte, aus Anlaß des Amtsantrittes des neuen Bischofs, *Connubium Meriti et Honoris sive Euergetes et Eudoxa* („Die Eheschließung von Verdienst und Ehre oder Wohltäter und Wohlgelehrtheit“).

So umfassend geregelt und wohldurchdacht der Unterricht der Jesuiten auch war, er hatte eine Schwachstelle: die Lehrer. Die Lehrtätigkeit war nämlich nur Durchgangsstation auf dem idealen Bildungsweg des Ordensjesuiten, dessen Ziel der Priesterberuf war. Sie war eingeschoben zwischen die philosophischen und die theologischen Studien. Die Lehrer waren also recht junge Leute und wechselten auch ständig; nur für die Minderbegabten, denen die Ordensoberen die theologischen Studien nicht zutrauten, blieb er die Endstation der Karriere.

Das Passauer Jesuitengymnasium entwickelte sich recht gut. Der zunächst nur in begrenztem Umfang aufgenommene Unterricht konnte bald auf das volle Programm erweitert, die Schülerzahl auf die schon genannten 300 Schüler erhöht werden. Unterbrechungen der Unterrichtstätigkeit gab es nach den Stadtbränden von 1662 und 1680.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geriet das jesuitische Lehrsystem in die Kritik der "aufgeklärten" Pädagogik. In Österreich verlangten Reformgutachten für die Kaiserin Maria Theresia 1747 und 1752 eine Modernisierung des Lehrplans durch Aufnahme neuer Fächer wie Deutsch, Mathematik und Geschichte; diese Forderungen konnten auch auf das benachbarte Passau nicht ohne Auswirkung bleiben. Am Ort selbst erhielt das Gymnasium Konkurrenz durch die Gründung eines gesonderten Priesterseminars im Jahre 1763. Schließlich wurde 1773 der Jesuitenorden durch den Papst aufgelöst. Infolgedessen ging das Jesuitengymnasium in die direkte Verantwortung des Fürstbischofs über.

Wir müssen uns aber darüber in klaren sein, daß in die deutschen Ratsschulen ebenso wie in die lateinischen Schulen, wurden sie nun von den Jesuiten betrieben oder von weltlichen Humanisten oder von anderen Orden, nur ein ganz kleiner Teil der Kinder ging. Immerhin geriet die Schule allmählich ins Blickfeld der staatlichen Obrigkeit, die die Schulaufsicht an sich zog.

Von der Schulaufsicht zur Schulpflicht, wie wir sie heute kennen, ist freilich noch ein weiter Weg, und es ist ein historisches Kuriosum, daß die erste Einführung einer Schulpflicht in Bayern nicht im katholischen Herzogtum bzw. später Kurfürstentum erfolgte, sondern in einem der kleinen evangelischen Restgebiete, der Grafschaft Ortenburg; dort führte 1703 die Gräfin Amalia Regina die Schulpflicht ein, wobei sie als Schulordnung den sog. Gothaer Schulmethodus von 1642 übernahm.



Im eigentlichen Bayern dauerte es dann noch bis 1802 →, bis die allgemeine Schulpflicht der Kinder vom 6. bis 12. Lebensjahr festgelegt wurde. Übrigens ist der Ausdruck "Schulpflicht" nicht ganz korrekt: eingeführt wurde die Unterrichtspflicht, und wer es sich leisten konnte, durfte dieser Pflicht auch durch einen Privatlehrer bei sich zu Hause genügen. Eine obligatorische Schulpflicht, die vorschreibt, daß die Kinder eine bestimmte Zeit lang eine staatliche (oder eine vom Staat anerkannte) Schule besuchen müssen, hat erst die Weimarer Republik eingeführt; dies war *de facto* die Abschaffung eines Adelsprivilegs. Die Frage "Schulpflicht oder Unterrichtspflicht?" ist, wie Sie wissen, auch heute noch oder wieder aktuell.

Die Einführung der Schulpflicht bedeutet im Übrigen nicht, daß die Kinder – und vor allem die Mädchen – nun auch tatsächlich zur Schule gingen. Vor allem auf dem Lande sahen die Bauern den Schulbesuch als Zeitverschwendung an und ließen die Kinder statt dessen lieber auf dem Felde oder im Hof arbeiten. In gewisser Weise wurde auf diese Bedürfnisse sogar Rücksicht genommen, etwa durch schulfreie Zeiten während der Ernteperiode; an den Ausdruck "Kartoffelferien" für die schulfreien Tage im Herbst kann ich mich noch erinnern.

Die Schulmeister auf dem Lande waren keineswegs angesehen. Vor allem die reichen Bauern sahen mit Verachtung auf diese Habenichtse herab, die ihrer Meinung nach nicht wirklich arbeiteten; diese Einstellung ist auch heute noch in Unternehmerkreisen verbreitet. Der Lehrer Lämpel aus Wilhelm Buschs Max und Moritz hat mehr Realitätsnähe, als die meisten Leser glauben.

Ich zitiere Ihnen als Beispiel aus einem Gedicht des Barockautors Heinrich Mühlport – man muß ihn nicht kennen –, und zwar¹³:

Auf einen mit guter hoffnung umb
höhere beförderung anhaltenden
Schul-Lehrer.

¹³ Quelle: Marian Szyrocki, Lyrik des Barock II [Reinbek bei Hamburg 1971] S. 77–79

Du bist erhört Magister G -- /
Ergreife nun dein tintenfaß /
Und schärffe deine feder;
Du hat ja in der winckel-schul
Genug gegerbt das leder;
Nun ruffet dich der lehrer stul /
Sieh wie man dich jetzt kräftig ehrt!
du bist erhört.

Du bist erhört! dein graues haar /
Das vor von silber trächtig war /
Wird jetzt von golde schimmern /
Es wird dich das Gymnasium
Bald sehn in seinen Zimmern /
Als des Parnassus eigenthum;
Wie dein mund ietzt lateinisch lehrt /
du bist erhört.

Es geht also um einen Grundschullehrer, der glücklich eine Planstelle am Gymnasium ergattert hat. Heinrich Mühlport wäre kein Barockdichter, wenn er zu diesem Jubelgesang nicht auch das Gegenstück verfaßt hätte:

Auf eben denselben bey
fehlgeschlagener hofnung.

Du bist zerstört / Magister G-- /
Jch thu dir in dein tintenfaß/
Zerstampe deine feder /
Bleib nur in deiner winckel-schul
Und gerbe da das leder /
Du bist zu klein zum Lehrer-stuhl /
Magister ----- ist erhört.
du bist zerstört

Du bist zerstört! dein graues haar /
Das vor für hoffart silber war /
Gleich jetzt den zigen-böcken.
Es wird in dem Gymnasium
Dein ansehen niemand schrecken /
Das A. B. C. bleibt nur dein ruhm /
Das man in winckel-schulen lehrt /
du bist zerstört.

Du bist zerstört / und dein quartal /
Bleibt bey der ausgesetzten zahl /
Bey deinen sieben groschen /
Sprich nur autoritatisch zu
Den ungewaschnen goschen /
Den buben die nicht haben ruh /
Und schreyen / daß man sein wort nicht hört /

du bist zerstört.

Nun ist aber wenigstens noch ein positives Gedicht über die Schule erforderlich. Es stammt von Albrecht Christian Rotth, der von 1651 bis 1701 im thüringisch-sächsischen Raum lebte:

Das Schul-Lied.

O Gott der Ordnung / der du hast
Gestiftet Volck und Stände /
Der du getheilet Ampt und Last
In vieler Fleiß und Hände /
Laß doch itzund
Der Stände Grund
Die Schule / wohl gedeyen;
Auch alle Welt /
Wies Gott gefällt /
Derselben sich erfreuen!

Regiere Lehrer und ihr Wort /
Daß sie was nützlichs bauen /
Und also beydes hier und dort
Der Arbeit Früchte schauen.
Zur Seeligkeit
Leit iederzeit
Jhr Fuß die blinde Jugend;
Jhr Tritt und Weg
Sey nur ein Steg
Nach Kunst / nach Heyl / nach Tugend.

Der Jugend selber gib ein Hertz
Zu folgen solcher Lehre /
Aus der nicht quillet Angst und Schmertz /
Die nur bringt Ruhm und Ehre /
Daß iederman
Erkennen kann
Jhr Kleid sey reine Seide;
Daß Haus und Stadt
Stets Hoffnung hat
Sie wachse GOTT zur Freude.

Besetz / aus diesem Beet hinfür
Die Garten aller Orden /
Damit dein Volck verspühre hier
Wie reich dein Seegen worden.
Daß Fried und Ruh /
Auch Heyl darzu /
Sich küssen auff den Gassen /
Und iederman
Vergnüget kann
Hinfort im Tod erblassen.

Die ablehnende Haltung vor allem der Landbevölkerung gegen die Schulpflicht war aber keineswegs bloße Obstruktion. Die Schulpflicht bedeutete eine Steuererhöhung, denn es war Schulgeld zu zahlen – oft die einzige, überaus kärgliche Einnahmequelle des Lehrers –, die Lehrer waren oft nicht qualifiziert und die Schulgebäude ungeeignet. Ein weiteres Problem waren die oft langen Schulwege, besonders im Winter; der Schulbus, der heute den Kindern selbst minimale Distanzen abnimmt, stand ja noch in weiter Ferne und war noch während meiner eigenen Schulzeit völlig utopisch.

II. TEIL: GEISTLICHE ODER WELTLICHE ERZIEHUNG DER HÖHEREN STÄNDE?

8. KAPITEL: DAS IDEAL: DER CHRISTLICHE RITTER

REX ILLITTERATUS EST QUASI asinus coronatus lautete ein beliebtes mittelalterliches Sprichwort¹⁴, "ein ungebildeter König ist nicht mehr als ein gekrönter Esel". Es gibt zwar eine Forschungskontroverse darum, was das Gegensatzpaar *litteratus* – *illitteratus* genau meint, ob es sich nur um die Lese- und Schreibfähigkeit handelt oder um eine weitergehende, vor allem lateinisch bestimmte Bildung, aber das muß uns jetzt nicht weiter grämen. Wie die Praxis aussah, betrachten wir zudem im nächsten Kapitel. Feststeht jedenfalls, daß ein völlig ungebildeter Barbar keine Chance auf eine lange Regierungszeit hatte.

Es ging dabei aber nicht um Stubengelehrsamkeit, sondern vor allem um die praktische Anwendung. Der König mußte mit Menschen umgehen können, Autorität ausstrahlen und sich selbst vorbildlich verhalten. An seinem Hof durfte es nicht zugehen wie auf irgendeiner Burg hinter dem Walde, sondern man verhielt sich dort "höflich" und "ritterlich". Es war im Mittelalter üblich, daß ein Adliger oder Ministeriale seine Kinder zur Erziehung an den Hof eines anderen Adligen schickte, möglichst an den Hof des Landesherrn oder des Königs. Berühmt für diese Erziehungsfunktion waren etwa der Hof des Herzogs von Österreich und derjenige des Markgrafen von Meißen, von denen Walther von der Vogelweide schwärmt. Es ist also nicht so, wie man manchmal lesen kann, daß man die Kinder weggeben habe, weil sie einem lästig waren, sondern man wollte ihnen im Gegenteil Chancen für die Zukunft eröffnen.

Soeben ist das Stichwort "ritterlich" gefallen. Deshalb wollen wir uns kurz mit der idealen Ausbildung des Ritters befassen. Man pflegte, wie soeben schon erwähnt, die Knaben in höheren Kreisen an einen benachbarten Hof zu schicken, damit sie dort als Pagen oder "Edelknaben" dienten und in vornehmer, d.h. ritterlicher Lebensweise ausgebildet wurden. Man stellte dafür analog den *septem artes* einen Kanon

¹⁴ So bei Herrad von Landsberg. Vgl. A. Straub/ G. Keller, *Herrade de Landsberg, Hortus deliciarum* (Straßburg 1879/99) S. 248.

von sieben Fähigkeiten, *septem probitates*, auf, die der perfekte Ritter zu beherrschen hatte: <jeweils >

- Reiten
- Schwimmen
- Pfeilschießen
- Fechten
- Jagen
- Schachspielen

und die formale Beherrschung des

- Dichtens und Singens.

Einen förmlichen Unterricht dürfte es dabei kaum gegeben haben, sondern der Page lernte durch Nachahmung des Vorbildes seines Burgheeren, den er z.B. bei Tisch zu bedienen hatte. Die Auswahl des Hofes, an den man seine Kinder schickte, war wichtig. Der Königshof war nie falsch, weil er dem Knaben auch Karrierechancen eröffnete, aber dort herrschte gewissermaßen *numerus clausus*. Aber auch manche Fürstenhöfe waren berühmt, wie schon erwähnt.

Im späten Mittelalter bringt man die Ausbildung der jungen Herrn aus gutem Hause in ein System: mit sieben Jahren tritt der Edelknabe den Dienst an, mit 14 Jahren beginnt die militärische Ausbildung, wodurch er zum Knappen mutiert; mit 21 folgt schließlich die Ritterweihe, möglichst nach vorheriger Bewährung im Kampf oder unmittelbar vor einer entscheidenden Schlacht, in der der frischgebackene Ritter sich dann gleich bewähren konnte. Die Siebenjahresschritte sind verdächtig; die Praxis sah wohl meist anders aus. Zudem war in Friedenszeiten der Ritterschlag mit einem aufwendigen Zeremoniell und hohen Kosten verbunden, z.B. für die Ausrüstung, so daß die meisten ihr Leben lang Knappe blieben. Wenn man Glück hatte, schenkte der Dienstherr einem Pferd und Rüstung, aber das kam wohl nur selten vor, zumal auch die Dienstherrn meist Finanzprobleme hatten. Eine andere Möglichkeit war, Pferd und Ausrüstung in einem Turnier zu gewinnen, denn es war üblich, daß der Sieger sie seinem unterlegenen Konkurrenten wegnehmen durfte.

Nachrichten über diese Form der Ausbildung finden wir in einigen Bemerkungen in der mittelalterlichen Literatur, in Hofordnungen – z.B. der Ordnung für den bayerischen Herzogshof von 1298 – und gegen Ende des Mittelalters in Traktaten über die ritterliche Ausbildung. Lesen und Schreiben mußte man für die *septem probitates* nicht können, auch nicht für das Abfassen von Gedichten; das machte man entweder im Kopf – also Auswendiglernen wie in der Klosterschule –, oder man hatte seinen Schreiber dafür, der den Text aufnahm und dabei auch wohl gelegentlich noch etwas glättete.

Wolfram von Eschenbach, der Autor des Parzival, rühmt sich: *Unkundig ist mir ganz daz lesen*. Ob das so zutrifft, wird von den Germanisten diskutiert, und ob man die 25000 Verse des Parzival wirklich im Kopf konzipieren und behalten konnte, muß doch bezweifelt werden. Aber ganz allgemein galt der deutsche Adel im Mittelalter als roh und ungebildet, wie schon im 11. Jahrhundert Wipo, der Hofkaplan Kaiser Konrads II., beklagt. Im späten Mittelalter, als die wirtschaftliche Situation der Kleinadligen immer schlechter wurde und diese deshalb zu Raubrittern absanken, sah es sicher nicht besser aus.

Die Ausbildung eines perfekten, ja geradezu überperfekten Ritters wird auch in der Literatur beschrieben, und zwar im Versroman "Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg →. Der Romanheld ist eigentlich die Frucht einer verbotenen Liebe: sein Vater Riwalin ist bereits ein erwachsener Ritter, der aber selbst merkt, daß es ihm noch an den charakterlichen Fähigkeiten des vollkommenen Ritters fehlt. Deshalb geht er nach Cornwall zum Hof des Königs Marke, um durch dessen Vorbild diese Fähigkeiten weiter auszubilden.

Es kommt aber anders, denn er verliebt sich in die Schwester des Königs, Blanscheflur, die "weiße Blume", die er schwängert und dann mit ihrer Zustimmung entführt, was auch in der Realität gar nicht so selten vorkam. Aber kurz bevor das Kind zur Welt kommt, stirbt Riwalin im Kampf, und auch die Mutter haucht kurz nach der Geburt ihr Leben aus; auch das ein häufiger Vorgang. Jedoch gibt der treue Marschall Riwalins das Kind als Sohn seiner eigenen Frau aus, die dazu eine Schwangerschaft simuliert und dann zusammen mit ihrem Mann den kleinen Tristan aufzieht. Daß Tristan bis zu seiner Volljährigkeit nicht weiß, wer seine wirklichen Eltern sind, spielt für den späteren Verlauf des Romans eine Rolle, ist für uns aber nicht wichtig.

Wichtig ist, daß Tristan von seinen Pflegeeltern eine vollkommene Ausbildung als Jungritter erhält, die im Roman wie folgt beschrieben ist¹⁵ und gemäß der Theorie in Siebenjahresschritten erfolgt. Wie üblich kommt Tristan zunächst in die Obhut der Frauen:

*Nu si daz mit im hæte
Getriben unz an sin sibende jar,
Daz er wol rede und ouch gebar
Vernemen kunde und ouch vernam,
Sin vater der marschalc in do nam
Und bevalch in einem wisen man.*

(Als sie nun das ihm getrieben hatte bis zu seinem siebten Jahr, daß er richtig sprechen und auch Zeichen vernehmen konnte und vernahm, da nahm ihn sein Vater, der Marschall, zu sich und übergab ihn einem weisen Mann.)

*Mit dem sander in iesa dan
Durch vremede sprache in vremediū lant;
Und daz er aber al zehant
Der buoche lere an vienge
Und den ouch mite gienge
Vor aller slahte lere.*

(Mit dem sandte er in jetzt, um fremde Sprachen zu lernen, in fremde Länder, und auch, um jetzt die Lehre der Bücher anzufangen und sich auch damit beschäftigte vor aller sonstigen Ausbildung.)

*Do leite er sinen sin dar an
Und sinen vliz so sere,*

¹⁵ Vers 2056ff.

*Daz er der buoche mere
Gelernete in so kurzer zit
Dan ie kein kint e oder sit.*

(Darauf wandte er, Tristan, seinen Sinn und seinen Fleiß so sehr, daß er mehr Bücher in so kurzer Zeit erlernte, als je ein Kind vorher oder nachher.)

*Under siden zwein lernungen
Der buoche unde der zungen
So vertet er siner stunde vil
An iegelichem seitpil:
Da kerte er spate und vruo
Sin emezekeit so sere zuo,
Biz er es wunder kunde.*

(Und zusätzlich zu diesen beiden Lernstoffen, Büchern und Sprachen, beschäftigte er sich intensiv mit verschiedenen Arten von Saiteninstrumenten. Darauf richtete er spät und früh seine Emsigkeit so sehr, bis er es wunderbar konnte.)

*Er lernete alle stunde,
Hiute diz, morgen daz,
Hiure wol, ze jare baz.*

(Er lernte alle Stunde, heute dies, morgen das, im ersten Jahr – wörtlich: heuer – gut, im nächsten Jahr besser.)

*Über diz allez lernet er
Mit dem schilte und mit dem sper
Behendecliche riten,
Daz ors ze beiden siten
Bescheidenliche rüeren,
Von sprunge ez vreche vüeren,
Turnieren und leisieren,
Mit schenkeln sambelieren
Recht und nach ritterlichem site.*

(Zusätzlich zu all diesem lernte er, mit dem Schild und dem Speer umzugehn und geschickt zu reiten, so daß er das Roß beiderseits richtig anrühren und zum kühnen Sprung führen konnte, turnieren und leisieren und mit Schenkeldruck richtig sambelieren, wie das ein Ritter tun soll.)

*Hie banket er sich ofte mite
Wol schirmen, starke ringen,
Wol loufen, sere springen,
Dar zuo schiezen den schaft,
Daz tet er wol nach siner craft.*

(Außerdem übte er sich häufig in guter Abwehr, im Ringen, tüchtig Laufen, hoch Springen, dazu im Bogenschießen – all das tat er hervorragend gemäß seiner jeweiligen Kraft.)

*Ouch hoere wir diz mære sagen,
Ezn gelernete birsen unde jagen.*

(Auch hören wir die Kunde von ihm, daß er pirschen und jagen lernte.)

*Nie kein man so wol so er,
Ez wære dirre oder der,
Aller hande hovespil
Diu tet er wol und kunde ir vil.*

(Kein Mann beherrschte, es sei dieser oder jener, so gut die höfischen Verrichtungen; die übte er gut aus und verstand viel davon.)

*Ouch was er an dem libe,
Daz jungelinc von wibe
Nie sæleclicher wart geborn.
Wan er leider arbeidsælic was.
Nu sin vierzehende jar vür kam,
Der marschalch in hin heim do nam.*

(Auch war er körperlich so wohl ausgestattet, daß nie ein junger Mann von einer Frau schöner geboren wurde. Als nun sein vierzehntes Jahr herankam, da holte ihn der Marschall wieder nach Hause.)

Dieser geradezu unwirkliche Bildungserfolg wird Tristan später sowohl zum Verhängnis als auch zur Rettung. Während er wieder am Hof des Marschalls nämlich eine der *septem probitates* ausübt, das Schachspielen, wird er von Wikingern entführt, die sich ein kräftiges Lösegeld versprechen, und er wird später gerettet, als er durch sein höfisches Verhalten der Jagdgesellschaft ausgerechnet seines Onkels König Marke auffällt.

Trotzdem müssen wir an dem Bildungserfolg etwas zweifeln, wenn wir unter Erfolg nicht nur den Erwerb formaler Fähigkeiten, sondern auch die Formung des Charakters verstehen: der weitere Verlauf des Romans, Tristans Liebe zu Isolde, ist, wie Sie wissen, eine einzige Ehebruchsgeschichte, denn die andere Titelheldin Isolde ist ja die Ehefrau seines Onkels Marke, die er als Brautwerber aus Irland für diesen nach Cornwall holt, sich aber schon auf dieser Überfahrt unsterblich in sie verliebt.

Weniger abgehoben sind die Bildungsbemühungen eines anderen Ritters, der in Franken zu Hause war, des Ministerialen oder, wie es im zeitgenössischen Deutsch heißt, des Dienstmanns Hartmann von Aue. Hier sehen Sie ihn in der Manesseschen Liederhandschrift:



Und jetzt der Anfang seines Romans:



*Ein ritter so gelêret was,
Daz er an den buochen las,
Swaz er daran geschriben vant.
Der was Hartman genant,
Dienstman was er ze Ouwe.
Er nam in manige schouwe
An mislîchen buochen.
Dar an begunde er suochen,
Swan er sîner stunde
Niht baz verwenden kunde.
Er kêrt ouch sînen vlîs daran. ...*

(Ein Ritter war so gebildet, daß er in den Büchern lesen konnte, was er dort geschrieben fand. Der war Hartmann genannt. Er war ein Lehns-
mann zu Aue. Er sah sich eifrig in verschiedenen Büchern um. Die
durchblättert er, wenn er seine Zeit sonst nicht besser verbringen
konnte. Er tat dies mit großem Eifer.)

Ich habe vorhin schon angedeutet, daß wir den ausgeklügelten
Lehrplan der *septem probitates* genausowenig wörtlich nehmen müs-
sen und dürfen wie denjenigen der *septem artes liberales*. Es gibt aber
Beispiele, daß etwa die Schwertleite eines Hochadligen durchaus so
inszeniert wurde; das bekannteste Beispiel ist der Mainzer Hoftag von
1184, auf dem die Schwertleite des deutschen Königs Heinrich VI. ge-
feiert wurde, der anschließend auch wirklich sofort auf Feldzug gegen
die Polen gehen durfte.

Eine Musterausbildung erhielt offenbar auch Konradin, der Enkel
Friedrichs II., der 1268 in der Schlacht von Tagliacozzo um sein ererb-
tes Königreich Sizilien unterlag und anschließend in Neapel geköpft
wurde. Von ihm sind Minnelieder erhalten. Deshalb finden wir auch ihn
in der Manesseschen Liederhandschrift:



Auch seine Ausbildung in den *septem artes liberales* war gut, so wur-
den etwa in Italien seine Lateinkenntnisse wohlgefällig bemerkt. Freilich
ist man geneigt, daran die resignierende Bemerkung anzuschließen,
daß Bildung nicht unbedingt politisch erfolgreich und glücklich macht ...





9. KAPITEL: DIE REALITÄT: FRECH, FAUL UND VERWÖHNT

IM VORIGEN KAPITEL haben wir die ideale Erziehung einer Person
höheren Standes betrachtet, vor allem an Beispielen aus der Literatur,
von der geradezu überirdisch erfolgreichen Erziehung Tristans, die aber
dann doch nicht verhindert hat, daß er zum lebenslänglichen Ehebre-
cher wurde, bis zum sympathisch-bodenständigen Beispiel eines Hart-
mann von Aue. Wie sah es aber in der Realität aus? Dafür wollen wir

uns jetzt näher mit der Ausbildung der fränkischen und deutschen Könige befassen, und zwar vor allem anhand der Schlüsselqualifikation "Lesen und Schreiben", aber auch für andere Aspekte.

Wenn man fragt: konnten die mittelalterlichen Herrscher lesen und schreiben, kommt einem sofort Karl der Große in den Sinn. Wir wollen gleich auf ihn eingehen; ich muß aber noch vorwegschicken, daß die merowingischen Könige gebildete Leute waren, durchaus noch im Sinne antiker Bildung, die ganz selbstverständlich das Lesen und Schreiben erlernt haben, auch wenn ihre Bildung auf ihren moralischen Standard ohne jede Auswirkung blieb.

König Chilperich versuchte sogar – so berichtet Gregor von Tours, unsere Hauptquelle für die Merowingerzeit –, das lateinische Alphabet um drei Buchstaben zu erweitern, um die germanischen Wörter und Namen besser schreiben zu können¹⁶: "Der König verfaßte auch lateinische Bücher in Versen, nach Art des Sedulius; aber diese Verschen genügen in keiner Weise den Regeln der Metrik. Er fügte auch unserem Alphabet neue Buchstaben hinzu, nämlich ein langes o, wie es die Griechen haben, ein *ae*, ein *the* und ein *uui*, die folgendermaßen aussehen sollten:

ω	ae	the	uui
			

Und er sandte Briefe in alle Städte seines Reiches, daß die Schüler so unterrichtet und die früher geschriebenen Bücher mit dem Bimsstein abgeschabt und neu beschrieben werden sollten." Das Ganze dürfte aber wohl Theorie geblieben sein, auch wenn der Gedanke, die lateinische Schrift besser an die germanische Sprache anzupassen, nicht so abwegig ist, wie der Bischof hier unnötig herablassend behauptet. Es ist kein Zufall, daß die angelsächsischen Schreiber zu genau diesem Zweck mehrere Zeichen aus den altgermanischen Runen in die lateinische Schrift übernommen haben und daß z.B. mit dem doppelten uu, das sich dann zum neuen Buchstaben w weiterentwickelt hat, ein solches Zeichen geschaffen wurde, das wir heute noch verwenden.

Es war sodann üblich, daß die merowingischen Könige ihre Urkunden eigenhändig unterschrieben.

⊗

Sie lesen links in der vorletzten Zeile:

⊗

† in xpi (= christi) nomene theudericus rex s(ubs)c(ripts)it.

Das änderte sich, als 751 Pippin das Königtum usurpierte, denn er war nun wirklich Analphabet und begnügte sich damit, auf die Urkunde zum Zeichen seiner Beglaubigung ein Kreuz zu malen. Unter Karl

¹⁶ Buch V Kap. 44.

dem Großen wurde dieses Kreuz dann zu seinem berühmten Monogramm ausgestaltet,



das die Kanzlei vorzeichnete und das der König nur noch durch Einzeichnung der mittleren Raute komplettierte oder, wie man in der Diplomatie sagt, vollzog. Die zwingende Tradition Karls des Großen führte dazu, daß auch die folgenden Könige sich bei ihren Urkunden auf die Anbringung dieses Vollziehungsstrichs beschränkten. Über ihre Lese- und Schreibfähigkeit sagt das aber nichts aus.

Für Karl den Großen gibt es nun die berühmte Stelle bei Einhard¹⁷: *Temptabat et scribere tabulasque et codicellos ad hoc in lecto sub cervicalibus circumferre solebat, ut, cum vacuum tempus esset, manum litteris effigiendis adsucesceret. Sed parum successit labor praeposterus ac sero inchoatus.* (Er versuchte sich auch im Schreiben und hatte dazu im Bett unter dem Kopfkissen immer Tafeln und Blätter bereit, um in schlaflosen Stunden seine Hand an das Formen der Buchstaben zu gewöhnen. Aber da er erst verhältnismäßig spät damit begonnen hatte, hatte seine Mühe nur wenig Erfolg.)

Soweit Einhard, der damit, beiläufig bemerkt, eine didaktische Streitfrage anspricht, nämlich ob man als Erwachsener schwerer lernt als im Kindesalter, was allerdings in dieser Vorlesung nicht unser Thema ist. Eine moderne Umsetzung der Szene findet sich bei Wilhelm Busch in der Bildergeschichte "Eginhard und Emma":



*Carolus Magnus kroch ins Bett,
Weil er sehr gern geschlafen hätt'.
Jedoch vom Sachsenkriege her
Plagt ihn ein Rheumatismus sehr.
Die Nacht ist lang, das Bein tut weh;
Carolus übt das ABC.*

Der Kaiser verliert dann allerdings bald die Lust daran und schaut lieber zum Fenster hinaus; dabei kommt er einer Liebesgeschichte zwischen Einhard und seiner Tochter Emma auf die Spur, aber alles mündet schließlich in ein Happyend. Die Geschichte ist ziemlich schwach, Karl ist mehr eine Karikatur des Alten Fritz als die mittelalterliche Gestalt; ich erwähne das Ganze nur der Kuriosität halber.

¹⁷ Einhard, Vita Karoli Magni, Kap. 25-

Wir müssen aber Einhards Text noch etwas näher untersuchen, denn dort ist von Tafeln und Blättern die Rede, die Karl der Große unter dem Kopfkissen verwahrte. Auf Blätter schrieben aber nicht die Anfänger, sondern die bereits fortgeschrittenen Schüler. Ich glaube, daß Karl der Große sehr wohl lesen und schreiben konnte, aber nur auf der Wachstafel, also für bloße Notizen, die dann seine Kanzlei in die Schönschrift übertrug. Seine Beschäftigung während der schlaflosen Nachtstunden könnte darin bestanden haben, daß er versuchte, die neue, nach ihm benannte karolingische Minuskel kalligraphisch auszuführen, was ihm dann aber mißlang, sei es aufgrund seiner gichtigen Finger oder aufgrund seiner Ungeduld.

Über die Lese- und Schreibfähigkeit seiner Nachfolger wissen wir nichts Genaueres, allerdings galt sein Enkel Karl der Kahle als ausgesprochen gebildet. Auf die Karolinger folgte in Deutschland die sächsische Dynastie oder, wie man auch sagt, die Ottonen. Von Otto dem Großen haben wir schon gehört, daß er zunächst – wie sicher auch sein Vater Heinrich I. – Analphabet war, dann aber unter dem Einfluß der gebildeten Kaiserin Adelheid das Lesen und Schreiben mit achtbarem Erfolg erlernte. Otto II. wurde dann sorgfältig erzogen; mit welchem Erfolg hören wir gleich noch.

Dasselbe gilt auch für Otto III., der auf einigen Urkunden des von ihm eingesetzten Papstes Silvester II. eigenhändig mitunterschrieben hat, und zwar verbal, nicht etwa als Vollziehungsstrich im Monogramm.



Sie sehen oben † (*Chi-Rho*) *BENEVALETE* (das ist die Unterschrift des Papstes) und unten (*Chrismon*) *Ego Otto d(e)i gr(ati)a roman(orum) imp(erator) aug(ustus) subs(cripsi)*.

In den normalen Urkunden mußte aber auch er den Vollziehungsstrich anbringen, was ihn als Kind offenbar gelangweilt hat, wie folgende von ihm vollzogene Monogramme zeigen, die er phantasievoll ausgestaltet hat:



Von Heinrich IV. wissen wir, daß er Gerichtsurkunden, sog. *Placita*, eigenhändig mit seinem Namen unterschrieben hat; ein Autor sagt ausdrücklich, er sei in der Lage gewesen, Urkunden zu lesen und auch inhaltlich zu verstehen¹⁸. Danach ändert sich die Situation erneut, denn die Staufer wurden mehr im Sinne des sich ausbildenden Rittertums erzogen, von dem im vorigen Kapitel ja schon die Rede war. Ob also Barbarossa schreiben konnte, muß offenbleiben.

Eine andere Frage ist die, ob die künftigen Könige denn nun fleißige und aufmerksame Schüler waren oder ob sie ihren Lehrern das Leben schwer machten. Wie die Kapitelüberschrift schon andeutet, war vor allem letzteres der Fall, soweit wir überhaupt Nachrichten dazu haben. Konrad II., der erste Salier, beispielsweise hatte einen berühmten

¹⁸ Ebonis Vita Ottonis (= Bischof von Freising), Buch 1 Kap. 6.

Lehrer, Bischof Burchard von Worms, war aber so faul, daß er kaum profitierte.

Noch lästiger war der nachmalige Kaiser Otto II. Von ihm wird berichtet, er habe, um seinen Lehrer Erzbischof Brun von Köln zu ärgern, eine bekleidete Knabenleiche in sein eigenes Bett gelegt und sei dann, während alle um den vermeintlich toten Prinzen trauerten, fröhlich hereinmarschiert. Bedenklich ist dabei die Begründung, die Otto für seinen Streich gegeben haben soll: *De nimia verberum calumpnia ulcisci commodius non poteram* (nicht besser konnte ich mich für die zu große Schmach deiner Schläge rächen). Der Chronist leitet die Szene übrigens mit der Bemerkung ein: *puer quiddam non puerile peregit* (das Kind tat etwas gar nicht Kindgemäßes).

Was Karl den Großen angeht, müssen wir noch einen Blick auf seine sog. Akademie werfen. Die Sekundärliteratur stellt das so dar, daß unter dem Vorsitz Karls von ausgewählten Mitgliedern seines Hofes hochkarätige Wissenschaft getrieben wurde, wobei sich Karl eifrig an den Diskussionen beteiligte. Das Ganze soll auch einen demokratischen Anstrich gehabt haben, was sich u.a. darin ausdrückte, daß man sich nicht mit den normalen Namen und Titeln anredete, sondern mit einer Art Künstlernamen; so war Alkuin *Flaccus* (also Horaz), Angilbert von St. Riquier *Homer*, Einhard *Beseleel* (eine Gestalt aus dem Alten Testament), Hildebald von Köln *Aaron* und Karl der Große selbst *David*. Ich habe erhebliche Zweifel, ob das wirklich so gelaufen ist. Ich glaube eher, daß es eine Abendunterhaltung für den Herrscher war, zwar gebildet, aber nicht etwa innovativ. Auch heute noch gibt es Politiker, die Professoren als wissenschaftliche Hofnarren verwenden und das als Kulturpolitik etikettieren.

Eine andere, aber ganz offene Frage ist die, woher Kaiser Friedrich II. seine Bildung bezogen hat. Er war, wie Sie wissen, hochgebildet – auch im Bereich der islamischen Kultur, was seine Zeitgenossen, besonders seine kirchlichen Gegner, ihm vorgeworfen haben – und hat sogar ein wissenschaftliches Werk verfaßt, die berühmte Abhandlung über die Falkenjagd *De arte venandi cum avibus*:



Friedrich II. war der Sohn Kaiser Heinrichs VI. und Konstanzes, der Erbin des Königreichs Sizilien, und sollte als solcher sowohl seinem Vater als deutscher König und römischer Kaiser nachfolgen als auch König von Sizilien werden. Dann aber starben 1197 überraschend der Vater und 1198 auch die Mutter, so daß Friedrich mit 5 Jahren Vollwaise wurde. Oberster Vormund war der Papst (Innozenz III.), der sich zwar redlich bemühte, sein Mündel zu schützen, aber aus der Ferne wenig ausrichten konnte. Um Details der Erziehung konnte er sich erst recht nicht kümmern. Das taten auch die deutschen Ministerialen nicht, die noch aus der Zeit Heinrichs VI. her im Lande waren und sich wilde Kämpfe um die tatsächliche politische Macht lieferten.

Es wird nun gern behauptet, Friedrich sei mit den palermitaner Gassenjungen aufgewachsen und habe von ihnen seine Kenntnisse erworben, gewissermaßen im Selbststudium am richtigen Leben. Das kann aber nicht sein, denn selbstverständlich konnten diese Gassen-

jungen nicht lesen und schreiben, und Friedrich konnte auch nicht so einfach aus dem Königspalast durchbrennen und sich in der Stadt herumtreiben. Dazu war er als Person viel zu wertvoll, denn ihn zu besitzen, war die formale Legitimation jeglicher Herrschaft, auch wenn er selbst noch nicht aktiv politisch handeln konnte. Dem widerspricht nicht, daß man sich um seine emotionalen oder auch nur körperlichen Bedürfnisse kaum gekümmert haben mag. Woher seine Bildung stammte, bleibt nach wie vor ein Rätsel.

10. KAPITEL: LE MOINE COURONNÉ – GEISTLICHE AUSBILDUNG UND WELTLICHE TÄTIGKEIT

DIE MITTELALTERLICHE Gesellschaft ruhte auf drei Säulen: Adel, Klerus und Bauern. Oder in einem lateinischen Merkwort ausgedrückt:

Tu protege, tu supplex ora, tuque labora!



Der Adel sollte also die Macht ausüben, die Geistlichkeit die Beziehungen zu den überirdischen Mächten regeln und die Bauern die Menschen ernähren. So formulieren es die mittelalterlichen Theoretiker, und so kann man es in vielen, vor allem einführenden Büchern bis heute lesen.

Die Aussage ist nicht falsch, aber sie verschweigt, daß die ersten beiden Gruppen im Grunde identisch waren. Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Kirche war eine Adelskirche. Es waren dieselben Familien, die die Könige, Herzöge und Grafen auf der einen und die Päpste, Bischöfe und Prälaten auf der anderen Seite stellten. Ich gebe ein paar Beispiele: Erzbischof Brun von Köln war der Bruder Ottos des Großen, Erzbischof Wilhelm von Mainz sein Sohn, Bischof Otto von Freising, der berühmte Chronist, war der Onkel Kaiser Friedrich Barbarossas. Erzbischof Konrad von Salzburg war der Bruder Herzog Ottos I. von Bayern, des ersten Wittelsbachers. Oder ein Beispiel aus der Neuzeit: Erzbischof Klemens August von Köln im 18. Jahrhundert war der Bruder des bayerischen Kurfürsten Max Emmanuel. Das gleiche gilt auch für die Frauen: so wurde etwa eine Schwester Ottos des Großen, Gerberga, Königin von Frankreich, die anderen Äbtissinnen der großen Reichsabteien, wie Gandersheim usw.

Innerhalb der Adelsfamilie waren in der Regel die älteren Söhne zur Nachfolge in der Herrschaft bestimmt; die jüngeren Brüder traten in den Klerus ein. Wenn die älteren Kinder jung starben, was damals ja häufig vorkam, rückten die jüngeren nach, so daß ein jüngerer Sohn, für den zunächst eine geistliche Laufbahn geplant war, dann doch eine weltliche Karriere machen mußte. Auch dafür zwei bekannte Beispiele: Philipp, der jüngste Sohn Friedrich Barbarossas, sollte zunächst Geistlicher werden und war sogar schon zum Bischof von Würzburg gewählt, als sein älterer Bruder Kaiser Heinrich VI. entschied, er solle doch eine weltliche Karriere einschlagen – eine Karriere, die ihn schließlich bis auf

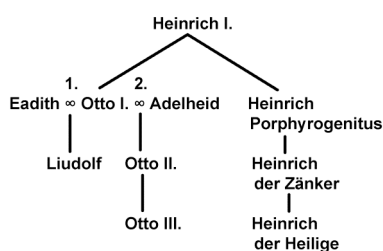
den deutschen Königsthron führte. Der jüngste Bruder des französischen Königs Ludwigs des Heiligen, Karl von Anjou, sollte ebenfalls Kleriker werden, wurde dann aber doch päpstlich ernannter König von Sizilien.

Es konnte also durchaus vorkommen, daß ein Adliger für eine geistliche Aufgabe vorgesehen war und – und damit kommen wir zum Thema – auf diese Aufgabe hin erzogen wurde, dann aber doch weltlich tätig werden mußte oder wollte. Konnte das gut gehen? War die geistliche, intellektuelle Ausbildung eine hinreichende Vorbereitung für eine politisch-militärische Funktion? Wir wollen das an zwei Beispielen beobachten: an Kaiser Heinrich II. und am französischen König Ludwig VII. Und dann werfen wir noch einen Blick auf den aragonesischen König Ramiro II. und seine bemerkenswerte Karriere als König und Mönch.

Heinrich II. war der Sohn des bayerischen Herzogs Heinrich des Zänkers:



Die Mutter war Gisela von Burgund; über sie kommt die von Heinrich vorbereitete und später von Konrad II. realisierte Verbindung des deutschen Reiches mit Burgund zustande. Der Vater trägt seinen Beinamen, den ihm Aventin gegeben hat, nicht von ungefähr, denn er stand in ständigem Konflikt mit Kaiser Otto II. und den Kaiserinnen Adelheid und Theophanu. Wir müssen aber noch eine Generation früher einsetzen, mit dem Großvater, der auch Heinrich hieß. Das war nämlich der berühmte Heinrich Porphyrogenitus, der "purpurborene" jüngere Bruder Ottos I., der die Krone Ottos I. mit dem Argument für sich verlangte, er sei geboren, als ihr Vater Heinrich I. schon König war, Otto aber noch während dessen Herzogszeit:



Er unternahm mehrere Aufstände, unterlag dann aber doch und wurde zur Entschädigung von Otto dem Großen mit dem wichtigsten Herzogtum betraut, das in Deutschland zu finden war, nämlich Bayern. Heinrich stirbt dann schon 955, aber sein Sohn erneuert den Konflikt 974, unmittelbar nach dem Tode Ottos des Großen und dem Beginn der selbständigen Regierung Kaiser Ottos II., mit einer Verschwörung gegen den neuen König, die aber verraten wird; Heinrich kommt in Haft in die Königspfalz Ingelheim. Er kann aber 976 fliehen, setzt den Aufstand fort, unterliegt Otto II., der Regensburg erobert, kann sich aber nach Böhmen absetzen.

Otto II. wendet sich gegen den Zufluchtsort Heinrichs des Zänkers, aber während er noch mit dem böhmischen Herzog Boleslaw II. beschäftigt ist, kehrt Heinrich zurück und erneuert den Aufstand. In diesem Zusammenhang besetzen die Verschwörer auch einen strategisch

wichtigen Ort: Passau. Die Stadt wird deshalb vom Kaiser im September 977 erobert und zerstört. Der Aufstand bricht zusammen, Heinrich der Zänker kommt erneut in Haft, und zwar diesmal vorsichtshalber so weit weg von Bayern wie nur möglich: in Utrecht.

In Utrecht ist er noch, als am 7. Dezember 983 Otto II. im Alter von 28 Jahren in Rom stirbt. Damit wird die Situation ausgesprochen dramatisch, denn Otto III., der Sohn Ottos II. ist zwar schon zum Nachfolger seines Vaters gewählt und auch schon an Weihnachten 983 in Aachen zum König gekrönt worden, noch bevor die Todesnachricht aus Italien eintraf. Aber Otto III. ist erst 3 Jahre alt. Die beiden Kaiserinnen, die Mutter Theophanu und die Großmutter Adelheid, die die Vormundschaft übernehmen könnten, sind noch in Italien, und außerdem hat es eine weibliche Vormundschaft für einen fränkisch-deutschen König noch nie gegeben.

Der nächste männliche Verwandte, der die Regentschaft für Otto III. übernehmen könnte, ist aber kein anderer als Heinrich der Zänker. Der Bischof von Utrecht läßt ihn deshalb aus der Haft frei, und Heinrich kann sich sogar der Person des kleinen Königs zu bemächtigen. Theophanu und Adelheid gelingt es indes mit Hilfe des Klerus, ihn aus der Regentschaft zu verdrängen. Schließlich kommt es 985 zu einem allgemeinen Arrangement: Heinrich verzichtet auf seine Ambitionen, wird aber in Bayern restituiert.

Diese wüste Geschichte des Vaters hatte Auswirkungen auf die Lebens- und Bildungsgeschichte und zweifellos auch auf die Mentalität des Sohnes, des nachmaligen Kaisers Heinrich, den wir jetzt endlich in den Fokus nehmen wollen. Geboren ist er am 6.5.973, beiläufig von einer dreizehnjährigen Mutter. Als Geburtsjahr wird auch 978 erörtert, aber 973 hat die größere Wahrscheinlichkeit. Daß wir durch eine zufällige Bemerkung des Chronisten Thietmar von Merseburg Heinrichs genauen Geburtstag kennen, ist für das Mittelalter ganz ungewöhnlich. Der Geburtsort ist aber schon wieder umstritten: zwischen Hildesheim auf der einen und Bad Abbach bei Regensburg konnte sich die Forschung bislang nicht entscheiden.

Von 978 bis 980 sorgte der Bischof von Freising für Heinrichs Erziehung, von 980 bis 985 derjenige von Hildesheim; das entspricht recht gut der üblichen Abfolge von Elementarunterricht und Ausbildung in den *artes*, erinnert aber auch an das politische Schicksal seines Vaters, der ab 978 erneut, und zwar diesmal weit entfernt in Utrecht, inhaftiert war. Der Wechsel nach Hildesheim dürfte mit der Absicht erfolgt sein, ihm dort eine geistliche Karriere zu ermöglichen, da die weltliche als bayerischer Herzog verstellt schien. Zugleich wurde er auch gewissermaßen aus der Schußlinie genommen.

985, im Jahr der Wiedereinsetzung Heinrichs des Zänkers, kehrt auch der zwölfjährige Sohn nach Bayern zurück und führt in Regensburg seine Ausbildung weiter. Dabei kommt er auch mit den ersten Bestrebungen der Kirchenreform in Berührung: Abt des Klosters St. Emmeram war damals der aus Trier, einem frühen Zentrum der Reform, stammende Abt Ramwold. 994 erscheint Heinrich erstmals als Mitregent seines herzoglichen Vaters, dem er 995 problemlos als Herzog von Bayern nachfolgt. Die Beziehungen zu Kaiser Otto III. sind gut; er

ist häufig bei ihm in Italien, allerdings, als Otto am 24.1.1002 im Alter von nur 22 Jahren stirbt, gerade nicht.

Otto III. hinterließ keine Kinder und hatte auch sonst nicht für seine Nachfolge vorgesorgt, was angesichts seines Lebensalters auch nicht verwundert. Heinrich wollte nun neuer deutscher König werden. Es gab aber eine ganze Reihe von Verwandten, die ebenfalls Anspruch auf die Königswürde erheben konnten; einige davon waren mit Otto sogar näher verwandt. Aufgrund seiner sorgfältigen, auch geistlichen Ausbildung hatte Heinrich ihnen gegenüber einen Erkenntnisvorsprung: er wußte, welche Stationen bei einer Königserhebung ausschlaggebend waren und wie man die immaterielle Seite des Königtums dabei einsetzen konnte. Das ist jedenfalls die These der jüngeren Forschung, wie sie etwa in der 1999 erschienenen Biographie von Stefan Weinfurter vorgetragen wird. Dieses Konzept setzte Heinrich mit zupackender Konsequenz und stellenweise durchaus skrupellos durch, wobei seine gesicherte Machtbasis in Bayern einen zuverlässigen Ausgangspunkt bildete.

Ganz am Anfang kam ihm ein geographischer Zufall zu Hilfe: der Leichenzug des in Italien gestorbenen Kaisers mußte auf dem Weg nach Aachen, wo Otto an der Seite Karls des Großen beigesetzt werden wollte, Bayern passieren. Heinrich fängt den Zug in Polling im Februar 1002 ab und läßt sich die Reichsinsignien aushändigen; die Herausgabe der heiligen Lanze erzwingt er dabei durch eine Geiselnahme.

Sodann gelingt es ihm, bereits in Augsburg eine erste Beisetzung zu inszenieren, nämlich eine Beisetzung der Eingeweide des Kaisers. Das klingt befremdlich, war aber im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit nichts Ungewöhnliches, vielmehr war die gesonderte Beisetzung des Herzens durchaus bei Fürsten und Bischöfen üblich; für die Herzen der Wittelsbacher war beispielsweise Altötting zuständig. Sie ist, wenn ich recht informiert bin, sogar bei dem jüngst verstorbenen Otto Habsburg noch zelebriert worden. Ein dritter Teil des Körpers, der gesondert bestattet werden konnte, waren die Eingeweide; das wird z.B. auch für den französischen König Ludwig den Heiligen berichtet.

Durch die Teilbestattung ausgerechnet in Augsburg brachte Heinrich den toten Kaiser, aber auch sich selbst, in enge Beziehung zu dem damals modernsten und aktuellsten Heiligen, St. Ulrich von Augsburg, dem Bischof, dessen Gebet als entscheidend für den Ungarnsieg auf dem Lechfeld galt. Während der Leichenzug weiter seinen Weg nach Aachen nahm, schuf Heinrich dann ein *fait accompli*, indem er sich am 7. Juni 1002 in Mainz durch den Mainzer Erzbischof zum König krönen ließ.

Durch die Krönung, bei der auch die echten Reichsinsignien gebraucht wurden, war Heinrich zum *christus domini*, zum "Gesalbten des Herrn", geworden, demgegenüber andere Kandidaten nur noch Gegenkönige sein konnten – gemäß dem Psalmwort: *Nolite tangere christos meos* (ihr sollt meine Gesalbten nicht antasten). Mit der Mainzer Krönung war die Entscheidung im Prinzip gefallen, auch wenn Heinrich sein Königtum erst noch gegenüber den bisher noch nicht Beteiligten zur Geltung bringen mußte. Dies tat er im Laufe des nächsten halben Jahres durch einen Umritt durch das Reich. In Paderborn wurde die Königin gekrönt, auch das eine Möglichkeit, das Königtum zur Geltung

zu bringen. Man sieht also, wie er dessen geistliche Möglichkeiten ganz gezielt einsetzt.

Als König interessierte sich Heinrich II. auch viel intensiver als seine Vorgänger für kirchliche Fragen, griff dabei aber auch viel stärker in kirchliche Belange ein und verlangte von den Kirchen Leistungen. Das Verhältnis zur Kirche ist sehr treffend in dem sog. Krönungsbild Heinrichs aus dem Regensburger Sakramentar dargestellt:



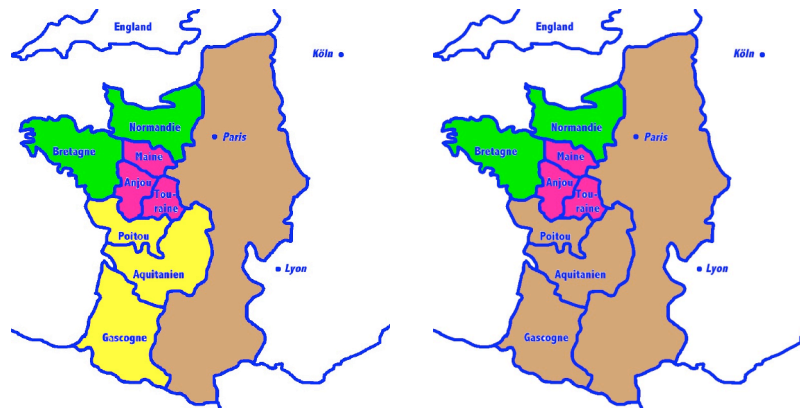
Sie sehen, wie Christus selbst ihm die Krone aufsetzt. Der von Gott gekrönte König, der in die himmlische Sphäre hineinragt, wird auf Erden durch die Bischöfe gestützt. Die nachhaltigste Aktion Heinrichs auf kirchlichem Gebiet war die Gründung des Bistums Bamberg, auf die ich in dieser Vorlesung aber nicht näher eingehen möchte; ich habe sie eingehend in meinen beiden Vorlesungen zur Geschichte Bayerns geschildert.

Ob Heinrich II. ein Heiliger war – er wurde 1147 heilig gesprochen –, ist eine Frage, die man kontrovers erörtern kann, wenn auch vielleicht zweckmäßig nicht ausgerechnet in Bamberg. Seine Ehe mit Kaiserin Kunigunde blieb kinderlos, so daß er auf die Idee kam, Gott selbst zu seinem Erben einzusetzen, was als eines der Verdienste gilt, die ihn in den Ruf der Heiligkeit brachten. Wirklich persönliche Charakterzüge zu ermitteln, ist kaum möglich, da alle Berichte schon im Lichte der Kanonisation stehen. Auf keinen Fall hat man ihn sich als frömelnden weltabgewandten Einsiedler vorzustellen. Wie energisch er seine Königserhebung betrieben hat – oder sollte man nicht vielleicht doch von Staatsstreich sprechen? –, habe ich soeben geschildert. Überliefert ist auch eine gewisse Neigung zu groben Scherzen auf Kosten anderer. Sie erinnern sich, wie er Bischof Meinwerk von Paderborn wegen seiner schlechten Lateinkenntnisse bloßstellte.

Man kann also festhalten, daß seine intensive geistliche Erziehung seine Handlungsweise geprägt hat, und zwar auch im weltlichen Politikbereich, wobei man geistlichen und weltlichen Bereich im Anfang des 11. Jahrhunderts selbstverständlich noch nicht streng voneinander trennen kann. In dem, was er als wichtig ansah, war er erfolgreich; ob er deswegen insgesamt eine bessere Politik betrieben hat, muß indes offen bleiben.

Weniger günstig und erfolgreich als bei Heinrich II. wirkte sich die Erziehung im Kloster bei Ludwig VII. von Frankreich aus. Er ist 1120 geboren, wurde 1131 Mitregent seines Vaters, 1137 regierender König. Eigentlich war als Thronfolger sein fünf Jahre älterer Bruder Philipp vorgesehen, der 1129 bereits zum Mitkönig erhoben worden war, aber 1131 überraschend starb. Niemand würde sich heute noch für Ludwig VII. interessieren – man muß es so brutal formulieren –, wäre er nicht mit einer sehr interessanten Frau verheiratet gewesen: Eleonore von Aquitanien. Als die Ehe geschlossen wurde, war Ludwig noch Kronprinz, aber während das Paar gerade unterwegs nach Paris war, erhielt es die Nachricht vom Tode Ludwigs VI., so daß beide als König und Königin in die Hauptstadt einziehen konnten.

Der Wunsch für diese Ehe war vom Vater der Braut ausgegangen, Herzog Wilhelm X. von Aquitanien, der 1137 eine Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela auf die denkbar glücklichste Weise beendete, nämlich durch einen gottseligen Tod am Wallfahrtsziel. Wilhelm X. hatte keine Söhne, sondern nur diese Tochter, die also eine Erbtöchter war, um deren Eheschließung es immer zu besonders heftiger Konkurrenz kam. Der Gedanke, sie mit dem französischen Thronfolger zu verheiraten, war ebenso kühn wie glücklich: er sicherte Eleonore den Besitz des Herzogtums und bedeutete zugleich für die Königsfamilie eine beträchtliche Machterweiterung, wie ein Blick auf die Karte zeigt:



Sie sehen auf der linken Karte gelb eingefärbt das Erbe Eleonores und braun das Machtgebiet des Königs; rechts erkennen Sie ohne weiteres, wie günstig der Erwerb von Eleonores Erbe für den König war. Das junge Paar



– Ludwig war 17, Eleonore 15 Jahre alt – paßte vom Alter her zusammen, aber das war auch das einzige, was bei ihnen zusammenpaßte. Um nicht mißverstanden zu werden: aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, beides Töchter, Marie * 1145 und Alice * 1150. Aber von Charakter und Lebensgefühl her waren Ludwig und Eleonore grundverschieden. Ich erinnere mich aus dem Französischunterricht in der Schule an den Satz: *Le roi était une sorte de moine couronné, la reine était frivole*. (Der König war eine Art gekrönter Mönch, die Königin war frivol.) Was das Schulbuch der ausgehenden Adenauerzeit als Frivolität bezeichnete, äußert sich heute in Ausdrücken wie „Königin der Troubadoure“ – es gibt ein Buch von Régine Pernoud mit diesem Titel. Herzog Wilhelm X. und auch schon sein Vater Wilhelm IX. waren bedeutende Troubadoure gewesen; hier sehen Sie Wilhelm IX.:



auch Eleonore hat sich sicher so besingen lassen, was ihrem frommen Ehemann nicht unbedingt gefallen mochte.

Zudem war der Frauendienst der Troubadoure, aus denen in Nordfrankreich die Trouvères und in Deutschland die Minnesänger werden, nicht so harmlos, wie die Literaturgeschichte uns mitunter

glauben machen will. Es wird eine verheiratete Frau besungen, die ihren Verehrer zwar theoretisch nie erhört – was immer an seiner Unvollkommenheit liegt –, aber die Praxis sah doch wohl anders aus. Es wird behauptet, daß die Burgherrin, wenn der Gemahl aushäusig war und sie folglich den Minnesänger empfangen konnte, einen Vogelkäfig ins Fenster stellte; von diesem Vogel leitet sich angeblich das Verbum für das ab, was dann anschließend in der Kemenate geschah.

Wie dem auch sei, Ludwigs Erziehung im Kloster bereitete ihn nicht an das Leben an der Seite einer so aktiven Frau vor, und überhaupt wäre er lieber unter den Mönchen geblieben. Nicht zufällig war sein Hauptberater Abt Suger von St. Denis, der Abt jenes Klosters, in den er hauptsächlich erzogen wurde. Die anfangs ausgesprochen glückliche Beziehung – man kann auch sagen, der unerfahrene König war in Eleonore regelrecht verknallt – trübte sich bald ein, zumal sich Eleonore am Hofe Freiheiten herausnahm, die in Südfrankreich als normal galten, im konservativen Nordfrankreich aber skandalös wirkten.

Mißtrauisch wurde der König vor allem, wenn sich die Königin mit Besuchern aus dem Süden auf Okzitanisch unterhielt, eine Sprache, die er nicht verstand. Ob sie ihm sexuell untreu war, ist nicht bewiesen und wohl auch eher unwahrscheinlich. Aber die Eifersucht hat schon immer harmlose Freundschaft mit schwarzem Verdacht überzogen. Jedenfalls befand es der König, als er sich 1146 dem 2. Kreuzzug anschloß, für gut, seine Frau mit ins Heilige Land zu nehmen, wie das übrigens auch alle späteren französischen Könige bis hin zu Ludwig IX. im 13. Jahrhundert getan haben. Hier sehen Sie links die Eheschließung und rechts den Aufbruch ins Heilige Land:



Die Handschrift stammt allerdings aus dem 14. Jahrhundert. Zu den Kreuzzügen hören Sie noch mehr im 19. Kapitel. Der 1. Kreuzzug – nur so viel ist im Augenblick wichtig – war überraschend so erfolgreich gewesen, daß nicht nur Jerusalem erobert, sondern auch mehrere Kreuzfahrerstaaten errichtet werden konnten:

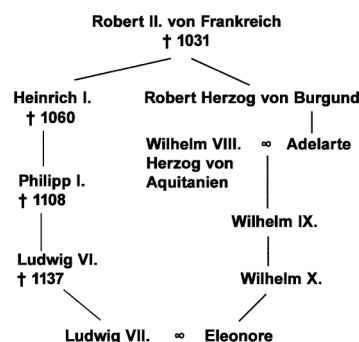


das Königreich Jerusalem, die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Antiochien und die Grafschaft Edessa, letztere weit vorgeschoben bis nach Mesopotamien hin. Diese Grafschaft Edessa war 1144 von den Moslems zurückerobert worden, was den Auslöser für den 2. Kreuzzug bildete, welcher unter der Führung des deutschen Königs Konrad III. und des französischen Königs Ludwig VII. stand.

Dieser 2. Kreuzzug war eine einzige Katastrophe und Blamage für die christliche Seite, aber auch das ist in unserem Zusammenhang weniger wichtig, allenfalls für die Stimmung, die bei den Kreuzfahrern herrschte. Die beiden Könige trafen zu unterschiedlichen Zeitpunkten in Antiochien ein, wo Eleonores Onkel Raimund der Herrscher war. Onkel und Nichte begannen sofort eine lebhaft Konversation, und zwar auf Okzitanisch, was Ludwig VII., wie gesagt, nicht verstand. Ob mehr vorfiel als bloße Gespräche, wird sich nie klären lassen; jedenfalls argwöhnte Ludwig VII. wohl derartiges und ließ Eleonore unter Hausarrest stellen.

Währenddessen waren die Kreuzfahrer uneins, wie sie vorgehen sollten. Fürst Raimund verlangte, die Grafschaft Edessa zurückzuerobern, während der König nach Jerusalem ziehen wollte. Eleonore ergriff die Partei ihres Onkels. Schließlich geschah weder das eine noch das andere, sondern man unternahm den Versuch, Damaskus zu erobern, brach den Zug aber schon bei der ersten Schwierigkeit wieder ab, und das war dann alles, was auf dem Kreuzzug geschah.

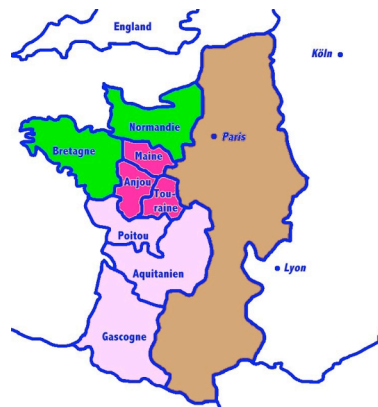
Zwischen Eleonore und Ludwig kam es nun zum Eklat, denn sie erklärte, sie wolle sich scheiden lassen. Eine Scheidung im heutigen Sinne war damals (und ist nach katholischem Kirchenrecht auch heute) nicht möglich. Möglich war nur der Nachweis, daß die Ehe eigentlich gar nicht hätte geschlossen werden dürfen und deshalb ungültig war, z. B. weil die Eheleute zu nah miteinander verwandt waren:



Ludwig und Eleonore hatten also einen gemeinsamen Vorfahren in der 4. und 5. Generation. Nach dem Kirchenrecht des 12. Jahrhunderts hätte schon ein gemeinsamer Vorfahre in der 7. Generation die Ehe unerlaubt gemacht. Damit stellt sich die Frage: wußte man das nicht vorher? Die Antwort lautet: vielleicht, aber es störte niemanden; man suchte nach so etwas nur, wenn man aus einer unwillkommenen Ehe wieder hinauskommen wollte, und genau das war die Absicht der nunmehr 30jährigen Königin. Die Heimfahrt vom Kreuzzug erfolgte schon auf gesonderten Schiffen und Routen.

In Rom versuchte der Papst, die Ehe noch einmal zu retten: er ließ für beide ein prächtiges Bett aufstellen, in dem sie miteinander die Nacht verbringen sollten – eine Szene wie aus einem Ritterroman oder einer Soap Opera (aber das ist ja eigentlich dasselbe ...). Erreichen konnte der Papst aber nur eine vorübergehende Versöhnung. Schließlich fiel am 21.3.1152 die gewünschte Entscheidung zur Trennung der Ehe.

Die eigentliche Demütigung für Ludwig VII. stand aber erst noch bevor: keine zwei Monate später, am 18.5.1152 heiratete Eleonore erneut, und zwar Herzog Heinrich von der Normandie, der außerdem Graf von Anjou war und dann 1154 auch noch König von England wurde. In diese Ehe brachte Eleonore auch ihr Herzogtum Aquitanien mit ein. Was das bedeutete, zeigt erneut ein Blick auf die Karte:



Ludwig VII. war also wiederum auf die braune Kegelbahn beschränkt, und ihm, der formal König und Lehnsherr war, stand ein Vasall gegenüber, dessen Territorium größer war als das des Königs und der außerdem noch den Rückhalt an England hatte. Es versteht sich von selbst, daß Ludwig VII. versuchte, dem entgegenzuwirken, auch unter Anwendung des Lehnsrechtes; letztlich konnte der Konflikt nur militärisch ausgetragen werden, ein Konflikt, in dem dann der Sohn Ludwigs VII. aus dessen 3. Ehe, Philipp II., letztlich erfolgreich war, so daß auf lange Sicht der fromme Ludwig VII. doch gar nicht so schlecht dasteht. Eleonore zerstritt sich übrigens mit ihrem neuen Ehemann bald so gründlich, daß er sie jahrelang unter Hausarrest stellte.

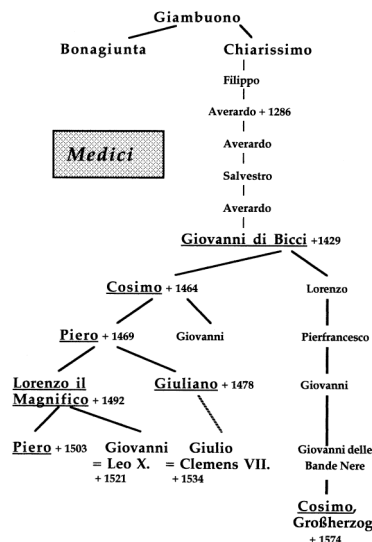
Glücklicher als Ludwig VII. war ein anderer Mönch, der als weltlicher Herrscher tätig werden mußte: Ramiro II. von Aragón. Als dort 1134 Alfonso I., genannt *El Batallador* 1134 starb, hinterließ er keine Kinder. Das brachte ihn auf die groteske Idee, sein Königreich an die Ritterorden seines Reiches zu vererben. Das ist etwas handfester, als Gott selbst zum Erben einzusetzen, aber genauso realitätsfern und stieß prompt auf den Widerstand des Adels. Statt dessen wurde ein Bruder des verstorbenen Königs reaktiviert: Ramiro. Dieser lebte als Mönch in einem Kloster und mußte nun in die Welt zurückkehren und sogar heiraten.

Der Ausflug Ramiros II. in das Säkulum dauerte aber nicht länger als unbedingt erforderlich. Aus der Ehe ging eine Tochter Petronila hervor, die sofort verehelicht wurde, und zwar mit dem Grafen von Barcelona, Ramón IV. Sobald die Ehe kontrahiert war, dankte Ramiro II. ab

und kehrte 1137 ins Kloster zurück, wo er noch bis 1157 lebte: wahrlich ein Mönch aus echter innerer Berufung. Wenn wir nachrechnen, war die Tochter Petronila bei der Eheschließung höchstens zwei Jahre alt. Das bedeutet, daß sie gerade das gefährliche erste Jahr der Kindheit überstanden hatte. Ob das Klosterleben den König wider Willen auf seine Rolle vorbereitet hat, können wir nicht erkennen.

Es gibt aber auch den umgekehrten Fall, und wohl gar nicht einmal so selten: daß fürstliche Kinder, die für eine weltliche Karriere vorgesehen waren, sich auf einmal als Geistliche wiederfanden, wenn die Familienpolitik das erforderte. Diesen Leuten fiel es dann oft schwer, sich in die neue Rolle hineinzufinden, sofern sie es überhaupt versuchten. So kam es, daß viele Prälaten nicht nur ihren weltlichen Lebensstil beibehielten – aber Bischöfe, die eine Badewanne für 10000 € kaufen, soll es ja auch heute noch geben –, sondern daß ihnen auch die erforderlichen theologischen Kenntnisse fehlten.

Dieser Typ ist vor allem im 15. Jahrhundert zu beobachten, wenn es für die italienischen Fürstenhäuser darum ging, ein Familienmitglied ins Kardinalskollegium zu plazieren. Ein Beispiel dafür wären die Medici:



Sie sehen ganz unten, wie zweimal ein Mitglied dieser Familie sogar Papst wurde. Beide waren dabei noch sehr jung, Leo X. 38, Clemens VII. 45 Jahre, und sie waren noch viel jünger, als sie zum Kardinal gemacht wurden. Für eine auch nur einigermaßen solide geistliche Ausbildung blieb da keine Zeit mehr, und ich habe ernsthafte Zweifel, ob Leo X. Luthers 95 Thesen überhaupt inhaltlich verstanden hat ...

III. TEIL: ERZIEHUNG ALS UMPROGRAMMIERUNG

Wenn die Inka in Südamerika neue Gebiete erobert und ihrem Reich eingegliedert hatten, wurden dessen Herrscher, sofern die Eroberung ohne besondere Gewalt und Probleme gelungen war, formal im Amt gelassen; diese *señores étnicos*, wie man sie auf Spanisch nennt, wur-

den aber mit einer Inkaprinzessin verheiratet, die also zugleich Ehefrau und Aufpasserin war. Außerdem wurde ihnen noch eine besondere Gnade erwiesen: sie durften ihre Söhne zur Erziehung an den Hof des Inka senden. Dort wurden diese einheimischen Prinzen mit der inkaischen Kultur und Religion vertraut gemacht und dienten zugleich als Geiseln für das Wohlverhalten des Vaters. Die Idee war, daß sie durch diese Erziehung in der Hauptstadt von der Überlegenheit der inkaischen Kultur schließlich so überzeugt waren, daß sie sie, später in ihrem Heimatland an die Regierung gekommen, dort gerne und mit Nachdruck einführten. Das war zumindest die Theorie. In der Praxis haben die *señores étnicos* dann die Spanier als Befreier von der Herrschaft der Inka begrüßt und dadurch wesentlich zu deren schnellem Erfolg beigetragen.

Das System läßt sich auch in Europa beobachten: am byzantinischen Kaiserhof und zuvor auch schon im Rom der beginnenden Kaiserzeit wurden germanische und andere Geiseln im Sinne der mediterranen Kultur und des römischen *way of life* erzogen und so kulturell und zivilisatorisch assimiliert. Hier können wir auch Namen nennen: etwa den jüdischen König Herodes Agrippa II., den Enkel Herodes des Großen, oder aus christlicher Zeit den ostgotischen Prinzen Theoderich (später auch der Große).

Das treffendste Beispiel für den Erfolg einer solchen Umerziehung eines Germanen bildet aber der Cheruskerprinz Arminius oder germanisch Hermann. Er lernte in Rom nicht nur die Kultur, sondern auch die römische Militärtaktik kennen, und zwar so gründlich, daß er im Jahre 9 n. Chr. das römische Okkupationsheer unter dem Feldherrn Quintilius Varus im Teutoburger Wald gezielt in die Falle laufen lassen konnte.

Ist es also möglich, so fragen wir uns im Zusammenhang unseres Themas, ein Kind durch Erziehung gegen seine Herkunft und gegen seine Neigung umzuprogrammieren?

11. KAPITEL: DAMIT ER EIN RICHTIGER MANN WIRD ...

UNTER DEN BARBARISCHEN Geiseln, die am römischen Kaiserhof in die römische Kultur und Zivilisation und den *Roman way of life* eingeführt wurden, war, wie wir soeben gehört haben, auch der ostgotische König Theoderich, genannt Theoderich der Große oder in der Helden-sage Dietrich von Bern. Hinsichtlich Bildung und Zivilisation war diese Einführung ein voller Erfolg, denn Theoderich wurde ein hochgebildeter Mann, unter dessen Regierung in Italien die antike Kultur eine letzte Blüte erlebte, ehe dann mit den Langobarden die wirkliche Barbarei begann. Hinsichtlich der moralischen Standards fällt das Urteil eher zurückhaltend aus, denn Theoderich schloß mit seinem Gegner in Italien, Odowakar, erst ein Bündnis ab, gemeinsam regieren zu wollen, und ließ ihn dann bei einem Gastmahl umbringen, um alleiniger Machthaber zu werden. Allerdings konnte die Spannung zwischen theologischer Theorie des Christentums und realer Politik auch bei den eingeborenen Römern beträchtlich sein. Das zeigte sich etwa bei Kaiser Valentinian

III., der seinen Ministerpräsidenten während einer Audienz eigenhändig erledichte ...

Theoderich regierte in Italien ein Jahrzehnt lang erfolgreich, und es gelang ihm auch, mögliche Konflikte zwischen der gotischen Besatzungsmacht und den einheimischen Römern niederzuhalten, wenn auch das Ende seiner Regierung von einigen Mißgriffen überschattet war, etwa der Hinrichtung des Boethius. Eine der schwersten Sorgen des alternden Theoderich war die Regelung seiner Nachfolge.

Theoderich hatte keinen Sohn, sondern nur drei Töchter, von denen die beiden aus erster Ehe an andere Germanenkönige verheiratet waren. So kam nur diejenige aus der zweiten Ehe, Amalasintha, in Frage. Ein weiblicher Herrscher war aber mit den germanischen Vorstellungen vom Heerkönigtum kaum vereinbar. Theoderich holte daher einen etwas entfernteren Verwandten aus dem Westgotenreich als Schwiegersohn nach Ravenna: Eutharich. Aus der Ehe ging ein Sohn Athalarich hervor, der also ein Enkel Theoderichs war. Allerdings starb Eutharich noch vor Theoderich, so daß die Situation bei dessen eigenem Tode wiederum sehr unsicher war, denn die Herrschaft eines unmündigen Kindes unter Vormundschaft seiner Mutter war zwar nach römischem Recht denkbar, für gotische Vorstellungen aber doch sehr ungewöhnlich.

Die schweren Sorgen, die sich Theoderich über seine Nachfolge machte, kommen auch in seinem Testament zum Ausdruck, wenn man dieses Wort dafür verwenden will. Die Chronik des Jordanes berichtet: "Er rief die gotischen Grafen und die Fürsten seines Volkes zusammen und setzte ihnen den noch kaum zehnjährigen Knaben Athalarich zum König ein, den Sohn seiner Tochter Amalasintha, dessen Vater Eutharich bereits gestorben war, und befahl ihnen als Auftrag und letzten Willen, sie sollten diesen König ehren, den Senat und das römische Volk lieben und sich nächst Gott den Kaiser in Byzanz geneigt und gnädig erhalten. Diesen Auftrag befolgten sie, solange König Athalarich und seine Mutter lebten, in allen Stücken und herrschten nahezu 8 Jahre in Frieden."

Schon bald aber kam es zur ersten Krise, und zwar um die Erziehung des Athalarich. Amalasintha war wie ihr Vater eine hochgebildete Frau; deshalb ließ ihrem Sohn eine gelehrt-römische Erziehung geben; dies rief den Widerstand der gotischen Großen hervor, die statt dessen eine sportlich-militärische Ausbildung wünschten und durchsetzten, daß er einer Gruppe Gleichaltriger anvertraut wurde. Der Erfolg war, daß Athalarich am 2. Oktober 534 achtzehnjährig starb.

Die Folgen waren für die gotische Herrschaft in Italien verhängnisvoll, denn nun ergriff ein entfernterer Verwandter Theoderichs die Macht und ließ auch gleich die Mutter Amalasintha beseitigen. Das gab dem byzantinischen Kaiser Justinian den juristischen Vorwand, Italien zurückzuerobern – die Vorgänge sind bekannt unter dem Stichwort "Ein Kampf um Rom" –, was zu dreißig Jahren Krieg in diesem ehemaligen Kernland des römischen Reiches führte und außerdem völlig sinnlos war, denn unmittelbar anschließend marschierten die Langobarden nach Italien ein und machten alle Erfolge der byzantinischen Reconquista zunichte.

Wir kennen keine Détails über die Erziehung Athalarichs, der da zum echten germanischen Mann umprogrammiert werden sollte. Deshalb machen wir einen Sprung von 1200 Jahren ins frühe 18. Jahrhundert nach Preußen. Auch dort ging es darum, einen eher zarten Knaben mit philosophischen und künstlerischen Neigungen zum echten Mann zu machen, was in menschlichen Katastrophen endete und ebenfalls erhebliche politische Folgen hatte, bis auf den heutigen Tag. Es geht, wie Sie bereits erkannt haben, um König Friedrich II. →, der in der preußischen Geschichtsschreibung Friedrich "der Große" oder auch allgemein der "Alte Fritz" heißt.

Friedrich wurde geboren am 24.1.1712, also noch zur Regierungszeit seines Großvaters Friedrich I. Seine Taufe acht Tage später war deshalb ein pompöses und hochzeremonielles Fest, das mit größtem Aufwand gefeiert und der Welt z.B. auch durch folgende Medaille verkündet wurde:



Sie sehen von links oben her einschwebend den preußischen Königsadler, der sich vorstellt als *PROVIDENTIA DEI PROPAGINIS AVGVSTAE CVSTOS* (durch göttliche Vorsehung Hüter des erhabenen Sprosses).

Friedrich I.



war jener brandenburgische Kurfürst, der 1701 beim Kaiser in Wien die Erhebung des Herzogtums Preußen zum Königreich erlangt hatte, unter anderem durch militärische Unterstützung und sonstiges politisches Wohlverhalten. Er ließ sich am 18.1.1701 in Königsberg krönen und führte seitdem eine Hofhaltung, die er seiner neuen Würde für angemessen hielt, die aber die Finanzen seines im Grunde bitterarmen Reiches völlig überforderte.

Das veranlaßte seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I.,



das Ruder völlig herumzureißen und mit eiserner Sparsamkeit zu wirtschaften. Dabei gehörte zu den überflüssigen Ausgaben, die er abschaffte, nicht nur die kostspielige Hofhaltung, sondern alles, was nicht von unmittelbarem praktischem Nutzen war. Opfer seiner Sparwut wurden also sämtliche Ausgaben für Kultur, Wissenschaft, Kunst und dergleichen; den barocken Hofgarten seines Vaters ließ er umgraben und machte ein Kohlfeld daraus.

Sein einziges Hobby war die Armee, für die er eine spezielle Riesengarde aufstellte, die sog. langen Kerls, die eine Mindestkörpergröße von 6 preußischen Fuß, d.h. 1,88 m, aufweisen mußten.



Solche Elitetruppen, die beim Besuch ausländischer Herrscher stolz und zugleich drohend vorgeführt wurden, gab es überall in Europa; noch der heutige Empfang eines Staatsgastes "mit militärischen Ehren" hat darin seinen Ursprung.

Bei Friedrich Wilhelm I. geriet das aber zur Manie, und wer die entsprechende Körpergröße aufwies, mußte sich auch außerhalb Preußens vorsehen, wenn er den Werbemännern des Königs begegnete. Friedrich Wilhelm I. wird in Deutschland als der "Soldatenkönig" bezeichnet; das Ausland ist weniger freundlich und nennt ihn etwa französisch "roi sergent" →, also Unteroffizierskönig. Seltsamerweise hat er, von einem kleinen Aktor zu Beginn seiner Regierung abgesehen, niemals Krieg geführt.

Der älteste Sohn des Soldatenkönigs war nun Friedrich II.; er hatte noch neun Geschwister, die alle ein höheres Lebensalter erreichten, was im 18. Jahrhundert ungewöhnlich war und vielleicht daran lag, daß am Hofe Friedrich Wilhelms I. in ganz unbarocker Manier die Hygiene groß geschrieben wurde. Diesen Sohn wollte der Soldatenkönig nun zu einem Ebenbild seiner selbst erziehen, damit er seine Bemühungen um Preußen weiterführen konnte.

Er mußte aber feststellen, daß dieser Sohn gar nicht seinen Vorstellungen entsprach und sich ganz anders entwickelte. Friedrich II. war ein zartes kleines Kind, das mit eleganten Bewegungen und großen blauen Augen jedermann bezauberte und für Kunst und Musik aufgeschlossen war, dem Bewegung in freier Luft und die sonstigen derben Vergnügungen des Vaters, besonders aber das Militär, ein Graus waren. Später sah er dann so aus, wobei die Augen immer noch eindrucksvoll sind:



Um der "Fehlentwicklung" des Kindes zu einem unnützen Schöngeist gegenzusteuern, entwarf der Vater einen Erziehungsplan, der in einer eigenhändig niedergeschriebenen Instruktion¹⁹ für seine Erzieher niedergelegt ist. Daraus will ich jetzt etwas länger, aber doch mit Kürzungen zitieren. Den Erziehern wird vorgeschrieben, dem Prinzen: "eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament zeitlicher und ewiger Wohlfahrt beizubringen, schädliche Irrungen, als Atheistische usw. zu meiden, auch ihm vor die katholische Religion ... so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimieren." ...

Denn die wahre Furcht Gottes sei "das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten." Dem Prinzen soll beigebracht werden, was er dem König und der Königin an "Respekt und Submission, welche aber nicht knechtisch und sklavisch sein muß, schuldig sei, ... daß er (aber) keine ... Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommenes Vertrauen in Mich haben und in Mich setzen müsse &c. Sollte aber Mein Sohn wider Verhoffen sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen, so sollen ... sie Ihm bedeuten, es der Königin zu hin-

¹⁹ Eduard Vehse, Friedrich der Große und sein Hof (Stuttgart o.J.) S. 8ff.

terbringen, und müssen sie Ihm mit derselben alle Zeit schrecken, mit Mir niemahlen."

Etwas später heißt es: "Nächst der Gottesfurcht ist nichts, das ein fürstliches Gemüt mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten kann, als die wahre Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour, weshalb denn vor allen Dingen sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur ihr einziges Augenmerk sein lassen müssen, Ihm von allem aufgeblasenen Stolz und Hochmut ... auf alle Weise abwendig zu machen, hingegen ihn zur Menage, Sparsamkeit und Demut anzuhalten und dahin zu sehen, daß er ein guter Wirt werde. Da auch nichts schädlicher als die Flatterie [= Schmeichelei], so habt Ihr allen, welche zu Meinem Sohn kommen, solche bei Meiner Ungnade zu verbieten. Er ist auch von denen Opern, Komödien und anderen weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und Ihn so viel möglich ein Degout davor zu machen. ...

Was die übrigen Studia und Wissenschaften, so einen Fürsten wohl anstehen, anbelanget, wird der Progreß darinnen mit dem Wachstum der Jahre gesucht und dahin gesehen werden müssen, daß das Nötigste zum Ersten, alles aber ohne Ekel und Verdruß erlernt werden möge ... Was die lateinische Sprache anbelanget, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll, sondern sollen sie beide nur dahin sehen, daß er sowohl im Französischen als Teutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne.

Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie muß er aus dem Fundamente erlernen. Die alte Historie kann Ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs genaueste beigebracht werden. ...

Das Jus naturale und gentium [= Natur- und Völkerrecht] ... wie auch die Geographie und was in jedem Lande remarquable [= bedeutsam], muß er vollkommen inne haben, absonderlich [= insbesondere] aber muß Meinem Sohn die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden, zu welchem Ende dann die Bibliothek und Archiv ihnen offen stehen soll, denn ein domesticum Exemplum hat alle Zeit mehr Kraft, als ein auswärtiges. ...

Nachgehends kann man Ihm, was nötig, von der Fortifikation, von Formierung eines Lagers und anderen Kriegswissenschaften, nach und nach beibringen, damit Er von Jugend auf angeführet werde, einen Offizier und General zu agieren. Absonderlich [= insbesondere] haben sich beide äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohn die wahre Liebe zum Soldatenstand einzuprägen und ihm zu imprimieren, daß gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte, und die einzige Glorie in demselben suchte."

Die Erzieher sollen alles verhüten, "was die Gesundheit des Prinzen alterieren [= beeinträchtigen] kann, es sei im Essen und Trinken, oder in denen Gemütsbewegungen oder in denen Exercitiis Corporis, wann dieselben gar zu violent sein [= keine Übertreibungen beim Sport]. Sie müssen Ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln oder gar zu weichlich gewöhnen."

Auch der Tagesablauf wird genau geregelt: "Des Montags um 6 Uhr wird er gewecket, und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht, und muß er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten ... Sobald er solches gethan, soll er so geschwind als möglich die Schuhe ... anziehen, auch die Hände und das Gesicht waschen, aber nicht mit Seife [Seife wäre parfümiert!]; ferner soll er das Casaquin [was ist das?] anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Im Aus- und Anziehen müssen sie ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß Er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werden und nicht so schmutzig sei. Indes daß er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Tee und Frühstück nehmen, daß das zugleich eine Arbeit ist, und muß dieses alles vor ½ 7 Uhr fertig sein. Alsdann [der Hofmeister] und alle seine Domestiken hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen ..., welches alles bis um 7 Uhr dauert, da die Domestiken auch wieder weggehen sollen."

Dann folgt der Unterricht, dazu gleich mehr. Dann heißt es: "um $\frac{3}{4}$ 11 Uhr soll er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis 2 Uhr; alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht."

	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
7-9	Geschichte					Repetition
9- 3/4 11	Religion	Fechten	Kein Unterricht	Religion		
2-3	Geographie			Geographie		
3-4	Moral			Moral		
4-5	Deutsche Briefe	Arithmetik		Französische Briefe oder Arithmetik	Deutsche Briefe oder Arithmetik	

Was unter der Entspannung am Mittwoch und Samstag nachmittag zu verstehen ist, erfahren wir auch: "Ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertieren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist." Und hier noch ein Beispiel aus dem Schreibunterricht des Prinzen:



Die gesamte Instruktion zeigt, was man auch sonst über Friedrich Wilhelm I. gesagt, nämlich daß er die denkbar besten Absichten in der denkbar tyrannischsten Weise durchzusetzen versuchte. Vieles ist ausgesprochen klug angeordnet, aber vieles eben auch maßlos über-

trieben. Die Katastrophe im Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen König und Kronprinz, war also vorprogrammiert. Was der König ihm vorenthalten wollte, vor allem Kunst und Musik, beschaffte sich der Kronprinz heimlich – durchaus mit Unterstützung seiner Erzieher und auch seiner Mutter – und machte dafür, da der Vater seine Ausgaben streng kontrollierte, Schulden.

Die Heimlichkeiten flogen auf, die Helfer wurden brutal bestraft. So faßte der 18jährige Sohn den Plan, während einer Reise des Hofes an den Niederrhein, wo Preußen ja auch einige Besitzungen hatte, im Juli 1730 nach England zu fliehen. Die Flucht mißlang, und der Vater rastete völlig aus, bis hin zu öffentlichen Mißhandlungen des Sohnes. Solche Mißhandlungen waren zwar bis ins 19. Jahrhundert hinein nichts eigentlich Ungewöhnliches, aber sie trafen doch mehr Domestiken und dergleichen: ich erinnere an den Fußtritt, mit dem der Salzburger Erzbischof den jungen Mozart aus dem Raum beförderte, oder an die Prügel, mit denen noch der "Märchenkönig" Ludwig II. seine Diener traktierte. Aber die Beispiele zeigen schon, daß die Demütigung noch schlimmer war als die zugefügten Schmerzen, und Friedrich hat seinem Vater auch zugerufen: "Noch nie ist ein Hohenzoller so behandelt worden!"

Da Friedrich, wie alle preußischen Prinzen, seit seinem 10. Lebensjahr Mitglied der preußischen Armee war, definierte der Vater den Fluchtversuch als Desertion, worauf ein Kriegsgerichtsverfahren mit dem Ziel des Todesurteils stand.

Ganz so weit wollte der König aber doch nicht gehen, sondern er versuchte, Friedrich zu dem Bekenntnis zu veranlassen, durch sein Verhalten habe er sich der Thronfolge als unwürdig erwiesen und müsse auf seine Rechte als Kronprinz verzichten, zugunsten seines jüngeren Bruders. Friedrich ging auf diesen Deal nicht ein, so daß im Oktober und November 1730 tatsächlich der Prozeß gegen ihn stattfand. Über seinen Verlauf sind die Darstellungen nicht eindeutig; deshalb ist es nicht sicher, ob – wie einige Autoren überliefern – das Gericht sich zweimal weigerte, die vom König geforderte Todesstrafe auszusprechen, so daß der König schließlich selbst als oberster Richter dieses Urteil fällen mußte.

Zuverlässig überliefert ist, daß er diese Konsequenz am Ende doch nicht zog, und zwar auch, weil die europäischen Staaten, an der Spitze der Kaiser in Wien, intervenierten. Ganz so souverän war das Königreich Preußen damals eben doch noch nicht; als Kurfürstentum stand es im Gefüge des Alten Reiches und seiner durch die Goldene Bulle von 1356 festgelegten Erbregeln. Es war eben doch anders als in Rußland, wo dem Thronfolger die Flucht nach Österreich zwar gelang, der Vater, Peter I. der "Große", ihn aber von dort entführen und dann, weil er eine geplante Rebellion nicht gestehen wollte, zu Tode foltern ließ.

Friedrich machte während des Prozesses keine Aussagen, sondern erklärte auf alle Fragen nur, er vertraue sich der Gnade des Königs. Der Kronprinz wurde also nicht abgesetzt, aber der König verurteilte seine Fluchthelfer zum Tode und zwang Friedrich, die Hinrichtung eines von ihnen, des Leutnants Katte,

am 6. November 1730, mit eigenen Augen mit anzusehen.

Ganz allmählich kam es zu einer Art Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Friedrich, der sich durch seine "Desertion" selbst aus der Armee ausgeschlossen hatte, mußte sich zunächst im zivilen Staatsdienst in Küstrin, später in Neu-Ruppin, bewähren →. Dabei bekam er einen Einblick in die Wirklichkeit der Verwaltung, der ihm sonst wohl nie gelungen wäre. Zu den Resozialisierungsmaßnahmen, die der Vater für ihn anordnete, gehörte auch, daß er 1733 verheiratet wurde. Die Braut hatte selbstverständlich der Vater ausgesucht, und so stand die Ehe von Anfang an unter einem schlechten Stern. Sie blieb kinderlos und ist wohl auch nie vollzogen worden, wobei auch eine Rolle spielte, daß sich Friedrich vermutlich 1728 bei einem Besuch am sächsischen Hof im dortigen Karneval eine Geschlechtskrankheit zugezogen hat.

Die Braut



war weder besonders schön noch besonders intelligent, aber menschlich sympathisch und Friedrich treu ergeben, obwohl er sie zeit seines Lebens mit Mißachtung behandelte und möglichst ignorierte. Die für ihn wichtigen Frauen waren seine Mutter



und seine älteste Schwester Wilhelmine,



die der Vater nach Bayreuth an einen Duodezfürstenhof verheiratete. Ihre ziemlich boshaften Memoiren sind auch eine wichtige Quelle für die Geschichte ihres Bruders. Die Verheiratung brachte ihm aber immerhin mehr Freiheit und einen eigenen Hof in Rheinsberg, wo er relativ ungestört von seinem Vater leben konnte, bis er dann am 31.5.1740 dessen Nachfolge antrat.

Uns stellt sich jetzt die Frage, ob man von einem Erziehungserfolg des Vaters sprechen kann und wie diese Erziehung Friedrichs weiteres Leben und seine Politik beeinflusst hat. Was das oberste Erziehungsziel des Vaters angeht, aus Friedrich vor allem einen frommen Christen zu machen, so ist sie vollkommen gescheitert: Friedrich wurde ein zynischer Atheist und, was das Verhältnis zum Vater angeht, in den letzten Jahren ein vorsätzlicher Heuchler, der sich äußerlich unterordnete, tatsächlich aber nur auf den Tod des alten Tyrannen lauerte. Friedrichs Einstellung zu den Religionen war nicht Toleranz, wie gerne behauptet wird, sondern völliges Desinteresse. Der berühmte Satz, jeder solle nach seiner Fassung selig werden, heißt in die Alltagssprache übersetzt: "Wer so dumm ist, an Gott zu glauben, soll das ruhig tun, solange er niemanden dadurch stört."

Wenn wir einen Blick auf die Politik Friedrichs werfen, stellen wir eine völlige Skrupellosigkeit fest. Gleich zu Beginn seiner Regierung folgte Maria Theresia von Österreich in nicht unumstrittener Weise ih-

rem Vater nach, was zum österreichischen Erbfolgekrieg und für die Habsburger zum vorübergehenden Verlust der Kaiserwürde führte. Friedrich nutzte diese schwierige Situation zur Eroberung Schlesiens, auf das Preußen keinen wahren Rechtsanspruch hatte. So merkwürdig es klingt: der harte "Soldatenkönig" hat praktisch nie Krieg geführt, der weiche Nachfolger tat dies jahrzehntelang; Friedrich Wilhelm hat die Armee aufgebaut, aber nicht eingesetzt, Friedrich hat sie benutzt, um kaltschnäuzig unberechtigte Ansprüche durchzusetzen.

Nun kommt für die Deutung viel darauf an, ob man die Vergrößerung Preußens zulasten Österreichs als Fortschritt oder als Unglück für Deutschland interpretiert. Man kann die Vergrößerung Preußens durch die Eroberung Schlesiens als notwendige und wünschenswerte Voraussetzung für die deutsche Einigung von 1871, für die Entstehung eines deutschen Nationalstaates moderner Prägung, ansehen. Dann ist auch die Erziehung des weichen, schöngeistigen Kronprinzen zu einem harten Mann, der sich nicht scheut, Krieg zu führen, positiv zu bewerten. Dann wird man die unbeirrte Konsequenz des Vaters als zwar unschöne, aber unvermeidbare Maßnahme ansehen, die dem Kronprinzen gegen seinen eigenen Willen zur vorbestimmten Rolle in der Geschichte verhalf. Die Botschaft lautet dann auch: das eigene Glück muß der Pflichterfüllung bedingungslos untergeordnet werden; preußische Disziplin ist österreichischem Schlendrian moralisch und in den praktischen Ergebnissen der Politik überlegen.

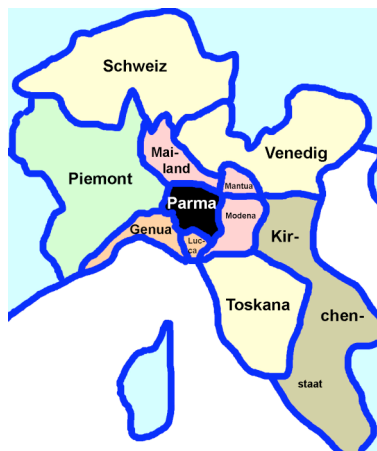
Das liest sich dann etwa so – und ich zitiere aus der Einleitung des Buches, aus dem vorhin die Erziehungsinstruktion des Soldatenkönigs für seinen Sohn entnommen habe: "Die sechsendvierzigjährige Regierung Friedrichs d. Gr. von 1740–1786 war eine außerordentlich wichtige Regierung nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Nie, solange noch eine deutsche Seele atmet, darf Deutschland der Regierung des großen Königs vergessen. Es kam durch sie der große Wendepunkt in unsere nationale Entwicklung, durch den endlich das größte Hindernis derselben, die deutsche Blödigkeit, Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit in der Gedankenbewegung, die alte mittelalterliche Barbarei und Roheit in der Sitte und der traurig gedrückte und gebückte Gang in allen Lebensgeschäften überwunden wurde. ... Friedrichs Regierung aber schaffte dem deutschen Geiste im Volke Luft, indem sie den Geist überhaupt wieder in Freiheit stellte. ... Die Griechen und Römer in der alten, die Engländer und Amerikaner in der neuen Welt, sind nur dadurch, daß sie sich selbst fühlten, zur Größe emporgekommen."

Das ist dann jene Haltung, die aus Friedrich II. Friedrich "den Großen" machte oder sogar, weil es ja eine ganze Reihe von Gestalten mit dem Beinamen "der Große" gibt, sogar Friedrich "den Einzigsten".

Man kann die Sache aber auch ganz anders sehen: es dürfte außer Zweifel stehen, daß die Behandlung durch den Vater – mit dem Gipfel der Hinrichtung seines Freundes vor seinen eigenen Augen – bei Friedrich ein lebenslanges Trauma hinterlassen hat, das seine Handlungsweise dominierte, auch als der Vater schon lange tot war. Dann stellen Friedrichs aggressive Politik und seine jahrelange Kriegsführung den unbewußten Versuch dar, dem Vater zu beweisen, daß er doch nicht der Warmduscher war, für den dieser ihn hielt.

Lassen Sie mich, bevor wir auf einen weiteren und für den Betroffenen noch viel tragischeren Fall eingehen, noch ein Zitat anfügen, das ein bißchen aus dem Thema herausführt, aber an einer bayerischen Universität vielleicht doch von Interesse ist und zugleich Friedrich II. auch charakterisiert. Der preußische König gibt in seinen Memoiren einen Überblick über die politische Situation des Jahres 1740 und schreibt dabei über Bayern: "Karl" – gemeint ist Kurfürst Karl Albrecht, als Kaiser Karl VII. – "erbte die Neigungen seines Vaters, denen er eine Vornehmheit des Geistes und eine grenzenlose Herzensgüte hinzufügte; er war weich, wohlthätig, aber zu naiv. Sein erster Minister war zugleich sein General, Graf Törring, der diese beiden Funktionen vereinigte, die beide seine Kräfte überstiegen; sein einziges Talent bestand darin, zu schmeicheln und den Leidenschaften seines Herrn zu dienen. ... Bayern ist in ganz Deutschland das fruchtbarste Land, wo indessen der Geist am wenigsten zuhause ist: es ist das Paradies auf Erden, aber es ist nur von Tieren bewohnt." Der Originaltext²⁰ ist übrigens in französischer Sprache verfaßt: Friedrich, der "deutscheste" aller preußischen Könige, sprach und schrieb, wo immer es möglich war, nur französisch.

Ich habe vorhin erwähnt, daß der König in Preußen doch nicht ganz so souverän war, wie Friedrich Wilhelm I. sich das einbildete, und daß er dulden mußte, daß sich andere Staaten in seine Entscheidungen einmischten. Das galt im *ancient regime* noch viel mehr für die kleinen Staaten in Deutschland und Norditalien. Einer dieser Kleinstaaten war das Herzogtum Parma:



Ich denke bei Parma sofort an Schinken – *prosciutto di Parma* mit frischen Feigen ist eine unübertroffene Vorspeise – oder an Käse – *parmigiano* –, aber dem Erziehungswissenschaftler kommt der Fall des Infanten Ferdinand von Parma in den Sinn, der in den 1760er Jahren gewissermaßen Objekt eines erziehungswissenschaftlichen Experiments war. Infant heißt er übrigens deshalb, weil das Herzogtum Parma eine spanische Sekundogenitur war, so daß der Herzog der spanischen Königsfamilie angehörte und, entsprechende Todesfälle vorausgesetzt, letztlich sogar König von Spanien werden konnte. Der damalige König von Spanien, Karl III., war tatsächlich in seiner Jugend Herzog

²⁰ Max Posner (Hg.), Frédéric II. Histoire de mon temps (Redaction von 1746) (Leipzig 1879; Publicationen aus den k. Preußischen Staatsarchiven 4) S. 143 – 499, hier S. 185.

von Parma gewesen. Die spanische Königsfamilie waren damals (und sind heute noch) die Bourbonen, beginnend mit Philipp V. seit dem Jahre 1700, der im 13. Kapitel noch auftreten wird. Das bedeutet, daß sie auch mit dem französischen Königshaus verwandt waren; beide Könige, Karl III. von Spanien und Ludwig XV. von Frankreich, mischten sich heftig in Parma ein, ebenso Maria Theresia von Österreich, deren Tochter den Herzog heiraten sollte.

Die Eltern des Herzogs waren den modernen geistigen Strömungen aufgeschlossen, und so wurden, als das Kind 1757 mit sechs Jahren wie üblich aus weiblichen in männliche Hände übergeht, aus Frankreich die Erziehungsexperten importiert, die den Thronfolger im Sinne der Aufklärung zu einem Musterregenten heranbilden sollten. Aufgeklärt sollte der künftige Herzog insbesondere in religiösen Fragen sein, d.h. tolerant und verstandesmäßig gläubig, nicht abergläubisch im Sinne von Heiligenverehrung, Reliquienkult usw. Das späte 18. Jahrhundert ist ja jene Zeit, in der der Einfluß der Kirche auf den Staat zurückgedrängt und schließlich sogar 1773 sogar der Jesuitenorden aufgehoben wurde.

Das Programm der aufgeklärten Pädagogikexperten schien auch äußerlich zu gelingen, aber den Erziehern des Infanten entging, daß Ferdinand heimlich genau den Vorstellungen der Volksfrömmigkeit anhing, vor denen sie ihn bewahren wollten. D.h. er las mit Vorliebe Heiligenlegenden, sammelte Reliquien und absolvierte ein enormes Gebetspensum an Rosenkränzen und dergleichen. Er trat auch heimlich als Laienbruder dem Dominikanerorden bei. Insbesondere als er sich 1764 gegen die Pocken impfen läßt – ein im Sinne der Aufklärung vorbildlicher Schritt! – und deshalb seine nicht geimpften Erzieher sechs Wochen lang keinen Zugang zu ihm hatten, kann er sich diesen Neigungen hemmungslos hingeben.

1765 stirbt der Vater, Ferdinand ist 14jährig selbst Herzog, und 1769 wird er mit der fünf Jahre älteren Tochter Maria Theresias verheiratet, die sofort das Regiment in Staat und Ehe übernimmt, was aber durchaus im Sinne ihres Ehemannes ist, der dadurch um so mehr Zeit hat für Kirchenbesuche, Prozessionen, und Wallfahrten. Die aufgeklärten Berater werden entlassen, alle Maßnahmen gegen den Einfluß der Kirche, die der junge Herzog willfährig unterschrieben hatte, werden zurückgenommen; als Krönung des Ganzen wird sogar die Inquisition wieder eingeführt. Das Erziehungskonzept der Experten ist also auf der ganzen Linie gescheitert, und wir stehen vor der Frage, ob sich die Natur eines Menschen durch Erziehung ändern läßt – in welche Richtung auch immer – oder ob sie sich unweigerlich auf die Dauer Bahn bricht. Wir kommen im nächsten Kapitel auf die Frage zurück. Aber jetzt ein anderes, viel tragischeres Beispiel.

Das vermeintliche Problem, ein Weichei zu militärischer Disziplin und zum echten Mann und Soldaten zu machen, stellte sich auch für den Erzieher des am 21.8.1858 geborenen österreichischen Kronprinzen Rudolf, des Sohnes des ewigen Kaisers Franz Josef und der Kaiserin Sissi. Dieser, ein 1862 eingestellter Graf Leopold Gondrecourt, war offenbar ein militärischer Quadratschädel, der glaubte, die "unmännlichen" Eigenschaften des zarten und sensiblen Kindes, das Rudolf war, durch um so härtere Behandlung austreiben zu sollen – nach dem mili-

tärischen Motto "Gelobt sei, was hart macht und nicht zum direkten Tode führt".

So wird berichtet, daß er den Prinzen – es handelte sich wohl-gemerkt um ein Kind von etwa 4 bis 7 Jahren – morgens dadurch weck-te, daß er ihn mit eiskaltem Wasser übergießt oder direkt neben ihm ei-nen Pistolenschuß abfeuerte. Zum Erziehungsprogramm gehörte auch stundenlanges militärisches Exerzieren und ein "Survival-Training" der-art, daß er den Prinzen allein in einer ihm unbekanntem Gegend (etwa mitten im Wald) aussetzte und es ihm überließ, wieder nach Hause zu finden.

Nach einer Weile bekam die Kaiserin Sissi Wind von diesen Me-thoden und setzte nicht ohne Mühe durch, daß Rudolf 1865 einem ge-igneteren Erzieher, einem Grafen Latour von Thumberg, übergeben wurde. Aber das Unglück war bereits geschehen, auch wenn sich nicht entscheiden läßt, wieweit der spätere tragische Lebenslauf des Kron-prinzen auf diese frühkindlichen Verletzungen und/oder auf eine erbli-che psychische Disposition zurückzuführen ist. Wir werden im 17. Kapi-tel, wenn wir über seine Mutter sprechen, auf die Frage zurückkommen.

Rudolf machte die für einen Prinzen des 19. Jahrhunderts un-vermeidliche militärische Karriere, interessierte sich aber mehr für na-turwissenschaftliche Fragen: er wurde ein angesehener Ornithologe, also Vogelkundler, der seriöse wissenschaftliche Aufsätze veröffentlic-hete und z.B. mit dem Zoologen Alfred Brehm befreundet war. (Alfred Brehm war der Autor von "Brehms Tierleben", einer bis in die 1960er Jahre viel gelesenen Naturkunde, die heute allerdings abgelehnt wird, weil sie die Tiere zu sehr nach menschlichen Charakterzügen darstellt.) Rudolf hatte, wenn ich das so formulieren darf, das Pech, der einzige und damit auch älteste Sohn seiner Eltern zu sein. Als nachgeborener Prinz hätte er einen Lebensweg einschlagen können, der mehr seinen Neigungen entsprochen hätte, wie das etlichen Habsburgern aus der weiteren Verwandtschaft auch gelungen ist.

Zu seinem Vater Franz Josef kam der Kronprinz nie in ein nähe-res Verhältnis, was aber zum einen an der menschlichen Banalität die-ses Vaters lag und zum anderen auch daran, daß der Kaiser seinen Sohn von allen Staatsgeschäften fernhielt. Das führte zu einer progres-siven, ja geradezu republikanischen Einstellung des Prinzen, der dieser in anonymen Zeitungsartikeln auch Ausdruck gab; ob sie wirklich an-onym blieben, ist nicht sicher. Es stellt sich allerdings die Frage nach Henne und Ei: hielt der Vater ihn wegen dieser Ansichten von der Poli-tik fern, oder kam er zu diesen Ansichten, weil er von eigener Mitwir-kung an der Politik ferngehalten wurde?

In einem Punkt unterschied sich Rudolf allerdings von seinem preußischen Leidensgenossen: er interessierte sich aktiv für das weibli-che Geschlecht und hatte eine ganze Serie meist kurzfristiger Affären, die dann mit einem freundlichen Abschiedsgeschenk wieder beendet wurden. Bei einer dieser Affären hat er sich vermutlich mit einer Ge-schlechtskrankheit angesteckt, gegen deren schmerzhaftige Auswirkun-gen der Leibarzt ihm Morphium verordnete, von dem er dann nicht mehr loskam. Ganz sicher bewiesen ist das alles aber nicht. Er wurde übrigens auch verheiratet, aber wie Friedrich von Preußen interessierte er sich für diese Dame überhaupt nicht. Hier eine Serie von Abbildun-

gen des Kronprinzen, sämtlich auf Fotografien beruhend, also realistisch:



Und auch noch seine Handschrift. Bemerkenswerterweise ist der deutsche Text in lateinischer Schrift geschrieben:



Die letzte der intimen Partnerinnen des Kronprinzen war die 17jährige Komtess Mary Vetsera. Ich zeige Ihnen zwei Abbildungen, links Mary Vetsera



und rechts die Kaiserin Sissi, also die Mutter des Kronprinzen. Die Ähnlichkeit ist verblüffend. Jedenfalls beredete der Kronprinz seine Geliebte, gemeinsam mit ihm in Mayerling Selbstmord zu begehen. Am 29.1.1858 erschoss Rudolf zunächst Mary und einige Stunden später dann auch sich selbst. Der Selbstmord des Kronprinzen wurde zunächst als Herzschlag hingestellt, dann als Folge einer momentanen geistigen Verwirrung. Sie sehen ihn aufgebahrt:



Mary Vetsera wurde offiziell als nicht existent behandelt, heimlich aus dem Haus geschafft und ebenso heimlich begraben.

Über Rudolfs Affaire mit Mary Vetsera und den Doppelselbstmord in Mayerling gibt es einen Film "Kronprinz Rudolfs letzte Liebe", Österreich 1956, mit Rudolf Prack und # in den Hauptrollen und u.a. Carl Hörbiger in einer Nebenrolle. Der Film ist zweitklassig; er fließt zäh dahin und ist für den historisch Informierten ziemlich langweilig, weil er ja weiß, wie die Sache endet. Es gibt einige Versatzstücke aus den wirklichen Ereignissen, aber der geschichtliche Hintergrund ist verfälscht.

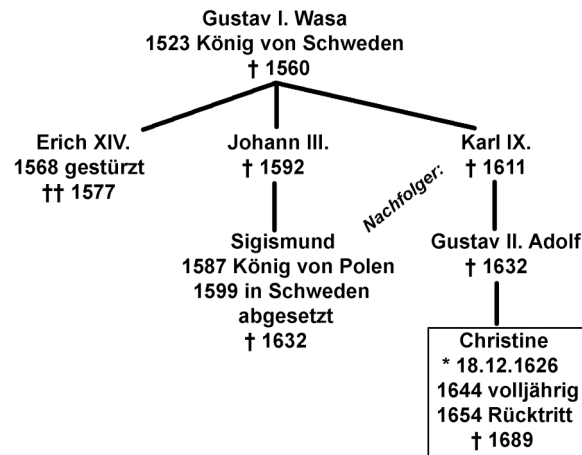
Ebenso spektakulär wie Kronprinz Rudolf, wenn auch Gott sei Dank nicht ebenso tragisch, stellt sich uns ein weiterer Fall dar, der gewissermaßen mit vertauschten Farben arbeitet: eine Frau, die absichtlich als Mann erzogen wurde. Jedenfalls steht es so in der Sekundärliteratur; ob zu recht, werden wir uns gleich noch zu fragen haben. Es geht um diese Dame:



Es handelt sich, wenn Sie sie nicht erkannt haben, um die Königin Christina von Schweden.

Kurz etwas zu ihrer Vorgeschichte. Auf Gustav Wasa, der 1527 die Reformation in Schweden eingeführt hatte, folgte 1560 sein ältester Sohn Erich, der aber schon 1569 von seinen Brüdern Johann und Karl gestürzt und 1577 ermordet wurde. König Johann regierte dann bis

1592; ihm wurden katholische Neigungen nachgesagt. So hatte er auch nichts dagegen, daß sein Sohn Sigismund 1587 die Wahl zum König von Polen annahm und konvertierte. 1592 folgt Sigismund seinem Vater auch als König von Schweden nach, wurde dort aber 1598 wegen seiner katholischen Konfession abgesetzt. In Schweden regierte jetzt Karl bis 1611, dann sein Sohn Gustav Adolf.



Dieser "Löwe aus Mitternacht" griff in den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland ein, wobei religiöse und machtpolitische Motive miteinander vermengt waren, wie er auch selbst offen zugab; in der protestantischen Literatur wird das gerne verschwiegen, es gibt in Norddeutschland sogar Kirchen, die nach ihm benannt sind. Die Schlacht bei Lützen 1632 endete seinen Siegeszug, da er in ihr den Tod fand. Nun wurde seine Tochter Christina Königin. Sie ist 1626 geboren, wurde aber schon vor der Abreise ihres Vaters auf den deutschen Kriegsschauplatz als seine Nachfolgerin verkündet.

1644 wurde sie mit 18 Jahren für volljährig erklärt und begann selbständig zu regieren, was sie offenbar sehr gut gemacht hat, denn der schwedische Reichstag wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, als sie zehn Jahre später erklärte, zurücktreten zu wollen. Insbesondere die Bauern, die in Schweden mit einer eigenen Kammer im Reichstag vertreten waren, wollten sie nicht gehen lassen. Auf das Motiv für den Rücktritt kommen wir gleich noch zu sprechen. Hier eine von ihr als Königin ausgestellte Urkunde:



Um Christinas Erziehung gab es einen Konflikt zwischen ihrer Mutter, die sie zu einer rein weiblichen Wesensart ausbilden wollte, und dem Regentschaftsrat, der einen wissenschaftlichen Unterricht verlangte und sich damit auch durchsetzen konnte. Das entsprach auch ihren eigenen Wünschen, denn Christina wurde eine ungewöhnlich gebildete und intelligente Frau, die sich allerdings äußerlich recht burschikos gab. Das heißt, daß sie z.B. nicht darauf achtete, einen blassen Teint zu behalten, sondern sich gern im Freien aufhielt und häufig in Hosen herum lief, was damals doch sehr ungewöhnlich war. Nur wenn sie Kardinäle in Audienz empfing, trug sie tiefausgeschnittene Kleider. Das ist es also, was in der Literatur als "männliche" Erziehung Christinas herumge-

stert. Sie selbst war zweifellos froh darüber, daß sie so erzogen wurde und nicht auf pietistische Frömmigkeitsübungen und Handarbeiten ausgerichtet wurde, wie das ihrer Mutter vorschwebte, die das selbst auch so praktizierte.

Geheiratet hat Christina nicht. Karl Gustav von der Pfalz hatte die besten Chancen, so lange sie in jugendlichem Alter war; dann aber kühlte sich das Verhältnis ab.



Sie hat ihn aber zu ihrem Nachfolger erklären lassen. Und das wurde er auch, als sie 1654 als Königin abdankte und das Land verließ.

Den Grund für ihren Rücktritt verschwieg sie, solange sie noch in Schweden war. Sie reiste über Hamburg, Antwerpen, Brüssel, Köln, Frankfurt/Main, Würzburg und Augsburg nach Innsbruck. Dort trat sie mit der Nachricht an die Öffentlichkeit, daß sie zur katholischen Konfession konvertiert sei. Den Glaubensunterricht hatte sie schon seit längerem vom spanischen Botschafter in Schweden und zwei verkleidet eingereisten Jesuiten erhalten. Schließlich ging sie nach Rom, wo sie sich dann im wesentlichen aufgehalten hat. Ihre Konversion ließ niemanden kalt: für die Protestanten war es ein Schock, daß ausgerechnet die Tochter Gustav Adolfs diesen Schritt tat, für die Katholiken ein Triumph, daß gerade sie zum "wahren Glauben" fand.

Im historischen Abstand betrachtet ist der Schritt aber nicht ganz so spektakulär, wie er den Zeitgenossen erscheinen mußte. Ich habe erwähnt, daß schon ihr Onkel Johann katholische Neigungen hatte und ihr Cousin Sigismund katholischer König von Polen geworden war. Interessant ist auch, daß sie zwar ihre Funktion als regierende Königin von Schweden aufgab, für ihre Person aber durchaus Königin blieb, mit eigener Souveränität für ihren Hof und gesicherten finanziellen Verhältnissen, und daß sie ihre wissenschaftlichen Sammlungen mitnahm, daß heißt ihre Kunstwerke und ihre Bibliothek. Letztere kam später in die Vatikanische Bibliothek und bildet dort heute noch den gesonderten "Fonds der Königin", die *Codices Reginsenses*. In Rom hielt sie als Königin Hof und hatte z.B. auch eine Hofkapelle, an der u.a. Alessandro Scarlatti Kapellmeister war.

Trotzdem war sie gewissermaßen mit 28 Jahren in Pension gegangen und hatte eigentlich nichts mehr zu tun. Pläne, Königin von Neapel zu werden (1656) oder von Polen (1668), zerschlugen sich. Politisch tätig war sie in den 35 Jahren bis zu ihrem Tode nicht mehr. Hier noch ein Bild Christinas in etwas späteren Jahren:



Man wird nicht daran zweifeln können, daß sie aus innerer religiöser Überzeugung handelte und dafür ihre unbestrittene Stellung als Königin von Schweden aufgab; eine katholische Königin von Schweden war aber nicht denkbar und wäre es wahrscheinlich selbst heute noch nicht. Gertrud Fussenegger spricht Christina die religiöse Motivation ab;

sie schreibt²¹: "Christine hatte auf Thron und Reich verzichtet, um sich selbst verwirklichen zu können. Ihre Selbstverwirklichung bestand vor allem in der Teilhabe an der ästhetischen Welt, die sie ... im südlichen, im mediterranen und mithin katholischen Raum reicher und vor allem glänzender realisiert sah." Ich halte dieses Urteil für unzutreffend; es reflektiert Vorstellungen von "Selbstverwirklichung", die 1991, als das Buch erschien, groß in Mode waren, aber für das 17. Jahrhundert anachronistisch sind.

Ein halbes Jahrhundert später sah die Lage übrigens schon ganz anders aus: August der Starke, der Kurfürst des protestantischen Kern- und Ursprungslandes Sachsen, Nachfahre Friedrichs des Weisen, des Landesherrn Luthers, fand 1697 nichts dabei, zum Katholizismus überzutreten, um König von Polen zu werden; der Wunsch nach der Standerhöhung vom Kurfürsten zum König war bei ihm stärker als die Glaubensstradition. Seine Ehefrau, die Kurfürstin von Sachsen, machte den Konfessionswechsel übrigens nicht mit, sondern blieb bis zu ihrem Lebensende standhafte Lutheranerin, obwohl sie öffentlich als "sächsische Betsäule" verspottet wurde.

12. KAPITEL: DIE FEHLER DER MÜTTER

IM VORIGEN KAPITEL HABEN wir gesehen, wie die Väter bzw. die männliche Umwelt Kinder nach ihren Vorstellungen zurechtbiegen wollten und damit gescheitert sind, wenn der Preis für dieses Scheitern auch von den Kindern zu bezahlen war. In diesem Kapitel sind es die Mütter, die die Entwicklung in bestimmter Weise lenken wollen. Wir betrachten dazu wieder zwei Beispiele aus der Literatur, die Erziehung des Parzival und die des Meier Helmbrecht. Auch die Mütter scheitern mit ihrem Plan, wobei die Gesamtgeschichte im ersten Fall doch noch gut ausgeht, im zweiten aber absolut desaströs endet.

Beginnen wir mit dem ersten Beispiel, dem Parzival in der Darstellung des Wolfram von Eschenbach. Ich habe ihn im 8. Kapitel schon einmal erwähnt, und zwar mit der Behauptung, er könne nicht lesen und schreiben, was aber nicht nur ich für unglaubwürdig halte. Wolframs Parzival ist die wichtigste Ausdeutung der Geschichte vom heiligen Gral, aber zugleich ein Erziehungsroman des Helden, der seinen Weg vom unritterlichen Tölpel zum vollkommenen Ritter geht und als solcher dann würdig ist, auch Gralskönig zu werden. Die quasitheologische Ebene interessiert uns hier aber weniger, oder besser gesagt gar nicht.

Wolframs Versroman hat mit 25000 Zeilen einen langen Atem, und so kommt es, daß der Held zu Beginn des ersten Buches noch nicht einmal geboren ist. Die ersten beiden Bücher handeln vielmehr von seinem Vater Gahmured, einem zweitgeborenen Prinzen, der als solcher kein Erbrecht hat und deshalb auf *âventiure* fährt. In den zwei Büchern, die ihm gewidmet sind, gewinnt er die Liebe und die Hand zweier Frauen, einer exotischen namens *Belacâne* und einer abendländischen namens *Herzeloyde*; letztere ist die Mutter Parzivals. Beide

²¹ S. 133.

Ehefrauen verläßt er aber recht bald: die exotische, um im Abendland die bigamistische Ehe mit Herzeloide einzugehen, Herzeloide dadurch, daß er kurz nach der Hochzeit auf einem Kriegszug ums Leben kommt.

Herzeloide, die also nicht von ungefähr so heißt, wird durch den Verlust des Ehemanns in eine schwere seelische Krise gestürzt. Deshalb verläßt sie den Hof und überhaupt die Zivilisation und zieht sich in die Waldeinsamkeit zurück, wo sie ihren Sohn Parzival mit dem festen Vorsatz aufzieht, es solle ihm nicht so ergehen wie dem Vater. Parzival erhält also nicht die ihm eigentlich zustehende ritterliche Ausbildung. Mehr noch: die Dienerschaft Herzeloides bekommt das ausdrückliche Verbot, das Wort "Ritter" dem Knaben gegenüber auch nur in den Mund zu nehmen.

Parzival wächst also heran, und da er die Körperkraft seines Vaters geerbt hat, zieht er mit Pfeil und Bogen, die er sich selbst schnitzt, durch die Wälder und schießt auf Vögel. Später hat er auch noch ein *gabilot*, einen Wurfspieß. Beides sind unritterliche Waffen, die freilich im 14. Jahrhundert dann die großen Schlachten entscheiden (wie etwa die von Crécy 1346, von Maupertuis 1356 oder von Azincourt 1415), während der immer noch Ritter spielende Adel versagt; aber das nur am Rande. Im Roman sind wir noch in der Welt des 13. Jahrhunderts.

Seltsamerweise wird Parzival aber traurig, wenn er die Vögel erschossen hat. Um dem ein für allemal vorzubeugen, läßt Herzeloide daraufhin alle Vögel in dem Walde, wo sie wohnt, töten. Daraufhin kommt es zu einem Gespräch zwischen ihr und Parzival, indem sie diese Maßnahme wieder bereut, denn das sei ja gegen Gottes Gebot. Parzival fragt sie daraufhin, wer dieser "Gott" denn sei – was einiges über die bisherige religiöse Erziehung des Knaben aussagt –, und sie antwortet mit herkömmlichen Floskeln:

*"Ôwê, muoter, waz ist got?"
"Sun, ich sage dirz âne spot:
Er ist noch liehter denne der tac,
Der antlitzes sich bewac
Nâch menschen antlitze.
Sun, merke eine witze
Und flêhe in umbe dîne nô!
Sîn triwe der werlde helfe bôt.*

"O weh, Mutter, was ist das: Gott?" "Sohn ich sage es dir ohne Spott: Er ist noch heller als der Tag, er, der ein Antlitz nach Art des menschlichen Antlitzes annahm. Sohn, merke dir einen klugen Rat und flehe zu ihm, wenn du in Not bist! Seine Treue hat der Welt aus dem Unglück geholfen."

*Sô heizet einr der helle wirt,
Der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
Von dem kêr dîne gedanke,
Und ouch von zwîvels wanke!"*

"Und dann gibt es noch einen, der heißt der Wirt der Hölle, der ist schwarz, und Untreue macht ihm nichts aus. Von dem wende deine Gedanken ab, und auch von der Wankelmütigkeit des Zweifels."

Die Formel "ich sage es ohne Spott" bedeutet überhaupt nichts. Sie taucht bei allen mittelalterlichen Dichtern immer dann auf, wenn ein Reim auf das Wort "Gott" gesucht wird: es gibt nämlich im Deutschen fast nur diesen einen Reim. Die Warnung vor dem Zweifel ist dagegen ein Rückgriff des Dichters auf die Einleitung des ganzen Romans:

*Ist zwîvel herzen nachgebûr,
Das muoz der sêle werden sûr,
Als eine elster, swarz unde wîs ...*

(Wenn sich der Zweifel im Herzen einnistet wie ein Nachbar, das muß für die Seele sauer werden. Sie ist dann wie eine Elster: schwarz und weiß, und schwankt zwischen Beständigkeit und Unbeständigkeit hin und her ...)

Die religiöse Erstunterweisung der Mutter, die nun wahrlich keine didaktische Meisterleistung darstellt, hat Folgen, denn Parzival begegnet eines Tages unerwarteterweise vier Rittern, die zufällig in den Wald gekommen sind, und hält besonders den Anführer in seiner strahlenden Rüstung für Gott. Der belehrt ihn:

*"Ich pin niht got,
Ich leiste ab gerne sîn gebot.
Du maht hie vier ritter sehn,
Ob du ze rechte kundest spehn."*

("Ich bin nicht Gott. Ich erfülle vielmehr gerne sein Gebot. Du kannst hier vier Ritter sehen, wenn du genau hinschauen wolltest.")

*Der knappe frâgte fûrbaz:
"Du nennest ritter: waz ist daz?
Hâstu niht gotlîcher kraft,
Sô sage mir, wer gît ritterschaft?"*

(Der junge Mann fragte weiter: "Du nennst euch Ritter: was ist das? Hast du keine göttliche Kraft, dann sage mir: wer verleiht die Ritterschaft?")

*"Daz tuot der kûnec Artûs.
Junchêrre, komt ir in des hûs,
Der bringet iuch an ritters namn."*

("Das macht der König Artus. Junger Herr, wenn ihr in dessen Haus kommt, dann verleiht er euch den Namen eines Ritters.")

Parzival rennt nach dieser Begegnung nach Hause und plappert sofort los:

*"Muoter, ich sach vier man,
Noch liehter danne got getân.
Die sagten mir von ritterschaft.
Artûs kûneclîchiu kraft
Sol mich nâch rîters êren
An schildes ambet kêren."*

("Mutter, ich sah vier Männer, noch heller als Gott. Die erzählten mir von Ritterschaft. Des Artus königliche Kraft kann mich gemäß ritterlicher Ehre zum Amt des Schildes einsetzen.")

Jetzt muß Herzeloide ihn aufklären, und er ist nicht mehr zu halten: er will auch Ritter werden. Die Mutter wird zwar erst einmal ohnmächtig, aber dieser weibliche Notausgang vergangener Zeiten hilft nichts, und Herzeloide muß zulassen, daß ihr Sohn an den Hof des Königs Artus zieht. Sie gibt ihm aber noch einige Ratschläge mit auf den Weg, unter anderem, er solle auf die Lehren hören, die ihm erfahrene ältere Männer erteilen.

*"Op dich ein grâ wîse man
Zuht will lêrn, als er wol kann,
Dem soltu gerne volgen."*

("Wenn dich ein grauhaariger, weiser Mann richtiges Verhalten lehren will, wozu er gut qualifiziert ist, dem sollst du bereitwillig folgen.")

Parzival reitet also an den Artushof, benimmt sich dort jedoch ziemlich daneben und fliegt deshalb schnell wieder raus, aber zum Glück kommt er bald danach an den Hof eines älteren Ritters namens Gurnemanz. Dieser erkennt, wen er da wirklich vor sich hat, denn er steht auch in Beziehung zur Gralsburg. Gurnemanz verpaßt Parzival nun einen Crashkurs in ritterlichem Benehmen. Insbesondere rät er ihm, nicht ständig zu reden.

*Der wirt sprach zem gaste sîn:
"Ir redet als ein kindelîn.
Wan geswîgt ir iwerer muoter gar
Und nemet anderr mære war?
Habt iuch an mînen rât:
Der scheidet iuch von missetât!"*

(Der Gastgeber sprach zu seinem Gast: "Ihr redet wie ein kleines Kind. Wann schweigt ihr endlich von eurer Mutter und nehmt wahr, was andere Leute sagen? Haltet euch an meinen Rat: der behütet euch vor falschem Verhalten!")

Diese Angewohnheit, nie den Mund halten zu können, ist offenkundig eine Folge der weiblichen Erziehung durch Herzeloide (nach dem Prinzip: ein Mann ein Wort, eine Frau ein Wörterbuch ...).

Parzival bricht nun wieder auf und kommt bestimmungsgemäß auf die Gralsburg, wo er überaus freundlich empfangen wird. Er erlebt mit, wie der Gral enthüllt wird, und sieht auch, wie sehr der Gralskönig

Amfortas an einer geheimnisvollen Wunde leidet. Aber obwohl er fast vor Neugier platzt und auch voller Mitleid mit dem König ist, hält er sich an den Rat Gurnemanz' und stellt keine Frage dazu. Mit anderen Worten: er hat den Erziehungsratschlag, nicht dauernd zu reden, formal verstanden, seine eigentliche Bedeutung aber nicht kapiert.

Am nächsten Tag ist alles anders, die Freundlichkeit der Bewohner ist verschwunden, und Parzival muß die Burg verlassen. Es folgt gewissermaßen eine zweite Runde, an deren Ende er geläutert zur Gralsburg zurückkehrt, nunmehr die entscheidende Frage stellt, den Gralskönig erlöst und sogar sein Nachfolger wird. Dieser doppelte Verlauf der Ereignisse, diese zweifache Schleife ist übrigens das Bauprinzip aller mittelalterlichen Versromane; wir finden es z.B. auch beim Iwein, beim Erec usw.

Zusammenfassend müssen wir feststellen, daß beide Erzieher Parzivals nicht sehr erfolgreich waren: die Mutter schaffte es nicht, ihn umzuprogrammieren, und Gurnemanz kam nicht über eine bloß formale Instruktion hinaus, wobei er zugegebenermaßen auch viel weniger Zeit hatte. Ob wir die weitergehende Aussage: die Natur bricht sich Bahn trotz anderslautender Erziehung, und der Mensch muß seiner Bestimmung folgen, ob er will oder nicht – ob wir uns dieser Aussage anschließen wollen, muß jeder selbst entscheiden.

Herzeloyde will also den Sohn vor einer Karriere bewahren, die eigentlich seinem Stand entspricht, die aber, wie sie selbst an ihrem Mann Gahmuret leidvoll erfahren hat, zu vorzeitigem Tod und Unheil führen kann. Das genaue Gegenteil schildert uns ein anderer, späterer Versroman, der "Meier Helmbrecht" von Werner dem Gartenære, ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert, aber wohl einige Jahrzehnte später. Die Einleitung ist etwas verwirrend; wir hören wie folgt:

*Eins gebûren sun, der truoc ein har,
Daz was reide unde val;
Ob der ahsel hin ze tal
Mit lenge ez volleclîchen gienc.*

(Der Sohn eines Bauern trug ein Haar, das war #; von der Achsel abwärts fiel es ganz lang nach unten.)

*In eine hûben er ez vienc,
Diu was von bilden wæhe.
Ich wæn ieman gesæhe
Sô manegen vogel ûf hûben:
Siteche unde tûben
Die wâren al dar ûf genât.
Welt ir nû hoeren waz dâ stât?*

(Er fing sein Haar in eine Haube, die voller Bilder war. Ich glaube, niemand hat so viele Vögel auf einer Haube gesehen: Sittiche und Tauben waren darauf gestickt. Wollt ihr nun hören, wie es weitergeht?)

Es ist unklar, was daraus werden soll, aber soviel ist jetzt schon sicher: das ist nicht die angemessene Frisur und Kleidung eines Bauern. Anschließend erfahren wir seinen Namen:

*Ein meier der hiez Helmbreht:
Des sun was der selbe kneht
Von dem daz mære ist erhaben.
Sam den vater nante man den knaben:
Si bêde hiezen Helmbreht.*

(Ein Meier, der hieß Helmbrecht. Dessen Sohn war der junge Mann, von dem die Geschichte handelt. Wie den Vater nannte man den Knaben. Sie beide hießen Helmbrecht.)

Es handelt sich also um reiche Bauern. Ein Meierhof ist in der Regel das Zentrum einer größeren Gutsherrschaft, aber es sind dennoch Bauern, und die bereits andeutungsweise beschriebene Kleidung paßt nicht dazu. Anschließend wird die Haube noch genauer beschrieben. Auf ihr ist abgebildet

*Wie Troye wart besezzen,
Dô Pâris der vermezzen
Dem küenege ûz Kriechen nam sin wîp,
Diu im was liep alsam sîn lîp,
Und wie man Troye gewan
Und Ênêas von danne entran
Ûf daz mer in den kielen,
Und wie die türne vielen
Und manec steinmûre.*

([Es war abgebildet], wie Troja belagert wurde, nachdem Paris vermesen dem König aus Griechenland seine Frau weggenommen hatte. Die war ihm so lieb wie sein Leben. Und [es war abgebildet], wie Troja erobert wurde und wie Äneas auf den Schiffen über das Meer entkam, und wie die Türme der Stadt fielen und manche Mauer aus Stein.)

Dann kommt noch einmal der Hinweis auf die Unangemessenheit dieser Kleidung für einen Bauern:

*Owê daz ie gebûre
Solhe hûben solde tragen
Dâ von sô vil ist ze sagen.*

(O weh, daß je ein Bauer eine solche Haube tragen sollte, von der so viel zu erzählen ist.)

Die Beschreibung ist aber noch nicht zu Ende, denn das war bisher erst die eine Seite. Auf der anderen Seite sehen wir

*Wie küenec Karle und Ruolant,
Turpîn und Oliviere,
Die nôtgestalden viere,
Waz die wonders mit ir kraft
Worhten gegen der heidenschaft:
Prôvenz und Arle
Betwanc der küenec Karle
Mit manheit und mit witzen,*

*Er betwanc daz lant Galitzen;
Daz wâren allez heiden ê.*

(wie König Karl [der Große] und Roland, Turpin und Oliver, die vier Helden, Wunderbares mit ihren Kraft gegen die Heidenschaft erreichten. Die Provence und Arles bezwang der König Karl mit Klugheit. Er bezwang auch Galizien. Alle Leute dort waren zuvor Heiden.) Beiläufig bemerkt: das Ganze ist auch eine Anspielung auf die Wallfahrt nach Santiago de Compostela, das ja in Galizien liegt.

Nachdem wir jetzt wissen, wie gut sich der Autor in der Welt der Sagen und Legenden auskennt, bekommen wir handfestere Informationen. Die ominöse Haube hat die Mutter für ihren Sohn angefertigt, die offenbar davon träumt, daß ihr Liebling das Bauernleben hinter sich läßt und an den Hof der Herrschaft geht. Der Sohn ist Feuer und Flamme dafür. Aber:

*Dem vater was daz ungemach.
Ze dem sune er in spotte sprach:
"Ich gibe dir zuo der wæte
Einen hengest, der ist dræte
Und der wol springe ziune und graben,
Den soltu dâ ze hove haben,
Und der lange wege wol loufe.
Wie gerne ich dir den koufe,
Ob ich in veile vinde!*

(Dem Vater war das gar nicht recht. Er sprach zum Sohn spottend: "Ich gebe dir zu deiner Ausstaffierung gerne auch noch einen Wallach, der ist schnell und springt über Zäune und Gräben, den sollst du da am Hof gebrauchen. Er läuft aus ausdauernd lange Strecken. Wie gern kaufe ich dir so einen Klepper, wenn ich einen günstig bekomme!")

Es ist aber schon zu spät. Der Sohn hat die Sehnsüchte der Mutter schon verinnerlicht:

*Er sprach: "Lieber vater mîn,
Swîc und lâ die rede sîn!
Dâ mac niht anders an geschehen,
Wan ich wil benamen besehen,
Wie ez dâ ze hove smecke."*

(Er sprach: "Mein lieber Vater, schweig und laß diese Rede sein! Es kann nicht anders geschehen, als daß ich selbst sehen will, wie es da bei Hofe schmeckt.")

Das läßt sich zunächst auch ganz gut an, aber der Leser erkennt sofort, was das für ein Adelshof ist, an den der junge Helmbrecht da gerät, nämlich der eines ordinären Raubritters, und der junge Mann zeichnet sich bei dem aus, was man dort lernen kann, nämlich Gewalt und Völlerei. Es folgt dann noch eine Szene, in der Helmbrecht noch einmal nach Hause zurückkehrt. Er wird zunächst nicht erkannt, weil er so vornehm gekleidet auftritt und auch so tut, als ob er fremde Sprachen beherrsche, aber der Vater erkennt ihn doch und versucht, ihn von

seinem falschen Weg abzubringen; er bietet ihm sogar an, sofort den Hof an ihn zu übergeben und sich aufs Altenteil zurückzuziehen. Mutter und Schwester sind aber hingerissen von ihm. Dann bricht er wieder auf.

Wir haben also, beiläufig bemerkt, auch hier die typische Doppelschleife des mittelalterliche Versromans vor uns: zu Hause, Aufbruch in die Ferne, wieder zu Hause, erneuter Aufbruch. Allerdings führt der zweite Aufbruch hier nicht zur Läuterung, sondern in die Katastrophe. Helmbrecht wird zusammen mit seinen Spießgesellen gefangen genommen, vor Gericht gestellt und zwar nicht hingerichtet, aber doch geblendet und verstümmelt. Ein Jahr später fallen Bauern, denen er früher übel mitgespielt hat, über ihn her und erschlagen ihn. Dabei wird seine berühmte Haube zerrissen und in den Schmutz geworfen.

Und dann kommt noch eine säuerliche Schlußmoral:

*Swâ noch selpherrischiu kint
bî vater unde muoter sint,
die sîn gewarnet hie mite.
begânt sie Helmbrehtes site
ich erteile in daz mit rehte,
in geschehe als Helmbrehte.*

(Wo noch selbstsüchtige Kinder bei Vater und Mutter sind, die seien hiermit gewarnt. Wenn sie sich wie Helmbrecht verhalten, dann prophezeie ich Ihnen, daß es ihnen auch wie Helmbrecht ergeht.)

Im Grunde bieten Parzival und Meier Helmbrecht dieselbe Botschaft: man soll ein Kind nicht anders erziehen, als es seinem Stand und seiner Herkunft entspricht. Versucht man es dennoch, so bricht sich unweigerlich die wirkliche Bestimmung Bahn, im Guten oder im Bösen.

Und das ist eine ganz moderne und heute vieldiskutierte Frage: soll der Handwerkersohn aufs Gymnasium gehen oder nicht lieber den väterlichen Betrieb übernehmen, wofür dann auch die Mittelschule ausreicht? Und wird die Tochter der Fachärztin glücklich, wenn sie eine Biobauern heiratet? Soll die Herkunft über die Ausbildung entscheiden, oder ist es Aufgabe des Staates, dafür zu sorgen, daß jeder die Ausbildung erhält, die er sich selbst wünscht, damit man keine Talente brach liegen läßt? Wir sind hier nicht in einer didaktischen oder soziologischen Vorlesung, deshalb will ich die Frage nicht vertiefen – aber Sie dürfen darüber nachdenken.

13. KAPITEL: "EVVIVA IL COLTELLO" – LEID UND TRIUMPH DER KASTRATEN

MULIERES IN ECCLESIIIS TACEANT (die Frauen sollen in den Kirchen schweigen) – so heißt es beim Apostel Paulus²². Das Wort *ecclesia* meint dabei eigentlich die Gemeinde, und der Apostel will sagen, daß die Frauen in den Angelegenheiten der Gemeinde nicht mit zu ent-

²² 1. Cor. 14,34.

scheiden haben; aber das wußte man schon im hohen Mittelalter nicht mehr, und so interpretierte man den Satz so, daß die Frauen nicht am liturgischen Gesang teilnehmen dürften. Nun waren aber die Musikstücke des 15. und 16. Jahrhunderts so kompliziert geworden, daß man die Oberstimmen nicht mehr, wie bisher üblich, von den Kinderstimmen ausführen lassen konnte. Da die Verwendung von Frauenstimmen, wie erwähnt, als unanständig galt, kam man auf die Idee, statt dessen kastrierte Männer einzusetzen. Ob das Kastrieren von Kindern, um ihre hohe Stimme zu erhalten, weniger unanständig ist als der Gesang von Frauen, darf füglich bezweifelt werden.

Woher kamen diese Kastraten²³? Und nun wird es nach heutigen Maßstäben noch unanständiger: die Kirche kümmerte sich im Rahmen ihrer karitativen Aufgaben um die Waisenkinder bzw. die Kinder armer Mütter, die diese bei ihr abgaben. Diese Kinder erhielten in den kirchlichen Waisenhäusern eine Musikausbildung, wodurch sie sich durch ihren Gesang bzw. später auch Instrumentenspiel ihren Lebensunterhalt gewissermaßen verdienen konnten; auf das Kurrendegehen habe ich im 4. Kapitel schon hingewiesen, also auf die Schulkinder, die zur Adventszeit durch die Straßen zogen und gegen Almosen Weihnachtslieder sangen.

Diese Kinderbewahranstalten hießen aber – da "bewahren" lateinisch *conservare* heißt – *conservatorium*. Daher kommt es also, daß die heutigen Musikschulen die Bezeichnung "Konservatorien" tragen, auch wenn die Schülersauswahl heute auf andere Weise erfolgt. Die Kinder der Konservatorien des 16. – 18. Jahrhunderts waren voll von ihren Lehrern abhängig, und so war es auch möglich, daß man bei Knaben mit einer schönen Sopranstimme durch eine medizinische Maßnahme dafür sorgte, daß sie diese Stimmlage ihr Leben lang behielten.

Die Praxis, Männer zu kastrieren – oder wie man beschönigend sagt: sie zu "verschneiden" oder zu "entmannen" –, ist allerdings schon sehr viel älter und reicht bis weit in den alten Orient zurück. Oft traf dieses Schicksal Sklaven und Kriegsgefangene; auch als Strafe wurde sie eingesetzt, etwa im alten China. Dabei hatte diese Methode noch den Vorteil, daß sie die körperliche Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigte wie dies bei anderen Verstümmelungen der Fall war. In den islamischen Staaten wurden diese Eunuchen vorzugsweise im Harem eingesetzt, also jenem Bereich, der den Frauen vorbehalten war und den kein "richtiger" Mann betreten durfte. Dabei gab es allerdings ein Problem: der Koran verbietet das Verschneiden ausdrücklich; da man auf die Eunuchen aber nicht verzichten wollte, ließ man die "Operation" von christlichen Ärzten vornehmen ...

Dasselbe Verbot galt auch in der christlichen Kirche: auf die Kastration eines Menschen ohne vernünftigen Grund stand sogar die Exkommunikation. Allerdings war die Kastration aus medizinischen Gründen eine verbreitete Praxis, etwa bei Aussatz, Wahnsinn, Epilepsie, Gicht oder Leistenbruch. Die völlige Wirkungslosigkeit der Maßnahme zur Heilung dieser Krankheiten hinderte nicht an ihrer Anwendung, aber das galt z.B. auch für das Allheilmittel der antik-mittelalterlich-

²³ Patrick Barbier, *Histoire des castrats* (Paris 1989).

frühneuzeitlichen Medizin, den Aderlaß – und es gibt vergleichbare Phänomene ja auch heute noch. Für die Kastration zu musikalischen Zwecken heißt das aber: irgendein Vorwand fand sich immer.

Die Kastraten wurden also vom späten 16. Jahrhundert an in der mehrstimmigen Kirchenmusik eingesetzt, um die hohen Stimmen auszuführen, weil diese Stimmen für Kinder vor dem Stimmbruch zu schwierig waren. Auch außerhalb der Kirche wurden die Kastraten beliebt, vor allem in der Oper, besonders der sog. *opera seria*, die aus einer unendlichen Kette von Arien und Rezitativen bestand, Stoffe der antiken Sagenwelt behandelte, dabei aber immer gut ausging. Notfalls wurde ein *deus ex machina* eingeflogen, der die Heldin wieder zum Leben erweckte. Die *opera seria* war beliebt in Italien, England und Spanien und auch in Süddeutschland, nicht aber in Frankreich. Dort gab es unter der Kulturdiktatur Ludwigs XIV. die *tragédie lyrique*, die Elemente des Balletts integrierte und in der die tragische Heldin am Schluß auch sterben durfte. Deshalb waren in Frankreich die Kastraten wenig verbreitet und beliebt und auf die Kirchenmusik beschränkt.

Das schauspielerische Können der Kastraten wird als nicht sehr eindrucksvoll geschildert – mit anderen Worten: sie standen oft stocksteif auf der Bühne herum.



Aber das war damals gar nicht so interessant; es ging den Opernbesuchern vor allem darum, Bravourarien zu hören, also um technische, nicht künstlerische Höchstleistungen. Wenn der Kastrat eine solche Höchstleistung erbrachte, konnte es passieren, daß die Zuhörer in den Ruf "Evviva il coltello!" ausbrachen ("es lebe das Messer"), nämlich jenes Messer, mit dem die unglücklichen Knaben verschnitten wurden. Solche rein technisch und nicht künstlerisch interessierten Opern- und Konzertbesucher gibt es auch heute noch: es sind jene unangenehmen Zeitgenossen, die, fast noch ehe der letzte Ton verklungen ist, sofort "Bravo" schreien; ich glaube, sie wollen vor allem sich selbst rufen hören, die Musik ist ihnen gleichgültig.

Der berühmteste Kastrat aller Zeiten war Carlo Broschi, der sich den Künstlernamen *Farinelli* gab²⁴:



Er lebte von 1705 bis 1782 und war zunächst Schüler von Niccolò Porpora, einem zu seiner Zeit berühmten Komponisten aus Neapel. 1720 debütierte er in Neapel und trat dann auf zahlreichen italienischen Bühnen auf, so in Rom, Venedig, Verona, Parma, Mailand, Bologna, Piacenza, Vicenza, Turin, Ferrara, Lucca und Florenz und auch in München. Wichtig wurde für ihn ein Aufenthalt in Wien 1732, wo er vor Kaiser Karl VI. sang und eine lebenslange Freundschaft mit Pietro Metastasio einging, den Sie als Textdichter Mozarts kennen.

Der Kaiser, der selbst ein begabter Musiker war, gab ihm den Rat, sich nicht allein auf technische Vollkommenheit zu konzentrieren,

²⁴ Patrick Barbier, Farinelli. Le castrat des Lumières (Paris 1994).

sondern auch den emotionalen Gehalt der Musikstücke bei seinem Vortrag zu beachten – ein Rat, den Farinelli zu seinem größten Vorteil auch beherzigte. Vom Herbst 1734 bis Mitte 1737 trat Farinelli in London auf, allerdings nicht in der Kompanie, die Händel betrieb, sondern im Konkurrenzunternehmen.

Noch bevor beide Unternehmen in Konkurs gingen, wechselte er auf Einladung der dortigen Königin nach Spanien. Dort trat er nicht mehr öffentlich auf, sondern sang für König Philipp V., der unter Depressionen und wahrscheinlich auch Schizophrenie litt. Diese Musiktherapie hatte, zumindest in den ersten Jahren, auch Erfolg. Unter dem Nachfolger Philipps, Ferdinand VI., stieg Farinelli geradezu zum allmächtigen Politikberater des Königs hinter den Kulissen auf. Dieser König ernannte ihn 1750 auch zum Ritter des Ordens von Calatrava, was beiläufig bedeutete, daß er den Nachweis führen mußte, daß sich unter seinen Vorfahren kein Jude oder Moslem befand. Mit dem Tode Ferdinands zog er sich nach Bologna aufs Altenteil zurück, wo er aber zahlreiche Besucher empfing, unter anderen die Komponisten Christoph Willibald Gluck und Karl Ditters von Dittersdorf sowie Vater und Sohn Mozart und schließlich auch Kaiser Josef II.

Die Karriere Farinellis darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Sache auch ganz anders ausgehen konnte. Es führt kein Weg daran vorbei, daß es sich bei der "Verschneidung" um eine schwerwiegende Verstümmelung von Kindern handelte, die nicht um ihre Zustimmung gefragt wurden bzw. nicht wußten, worauf sie sich einließen. Von Joseph Haydn ist überliefert, daß man ihn im Knabenkonvikt zur Einwilligung überredete, was der Junge dann stolz seinem Vater berichtete; der Vater fuhr daraufhin auf der Stelle nach Wien und verbot und verhinderte die Operation. Dasselbe wird auch für Rossini berichtet: hier soll der Onkel die Kastration betrieben, die Mutter sie aber verhindert haben.

Nicht alle Waisenkinder hatten einen Vater, der sie retten konnte, wie es umgekehrt auch durchaus vorkam, daß die Eltern, vornehmlich Eltern aus bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen, ihr Kind selbst den Konservatorien zur Kastration andienten, um ihm als Künstler ein besseres Leben zu sichern, als sie selbst hatten. Auch weniger edle Motive sind denkbar: auch heute noch lancieren Eltern ihren Nachwuchs als Wunderkinder in Musik, Sport etc. Und ich finde es, um auch das einmal zu sagen, als unanständig und peinlich, wenn in der Fernsehsendung "Frag doch mal die Maus" sogenannte Könnerkinder vorgeführt werden, die irgendeine spezielle Fähigkeit besitzen.

Nicht alle Opfer überlebten die Operation überhaupt, aber diese Kinder tauchen in den Quellen nicht auf. Man schätzt, daß die Todesrate bei der Kastration, je nach der handwerklichen Geschicklichkeit der Operateure zwischen 10 und 80 % lag. Es war auch gar nicht sicher, ob die Stimme sich später in der erhofften Weise entwickelte. Der übliche Zeitpunkt war das 9. Lebensjahr, in dem man die musikalische Begabung also schon beurteilen konnte, der Stimmbruch aber noch nicht eingesetzt hatte.

Es gab ferner, neben dem Ausbleiben des Stimmbruchs, noch andere körperliche Folgen. Daß die Kinder keinen Adamsapfel bekamen, ist dabei noch das harmloseste. Der Überschuß an weiblichen

Hormonen, der nicht mehr durch das Testosteron ausbalanciert wurde – bekanntlich haben alle Männer auch weibliche und alle Frauen auch männliche Hormone –, führte teils zur Entwicklung von Brüsten, dem Fehlen der Körperbehaarung und zu Fettleibigkeit. Die meisten Kastraten waren von kleiner Figur; es konnte aber auch das Gegenteil eintreten, also übermäßiges Längenwachstum: der Kastrat Marianini war ein Zweimetermann.

Wie war das Verhältnis der Kastraten zu den Damen? Sie waren als Liebhaber durchaus gefragt, zumal das Verhältnis ja mit Sicherheit folgenlos blieb. Einzelne Kastraten wollten auch heiraten. Dazu muß man sagen – und jetzt wird es etwas delikater, aber wir müssen auch diese Tatsachen in aller gebotenen Zurückhaltung erwähnen – daß die Operation nur die Entfernung der Hoden beinhaltete, nicht aber die des Gliedes. Das hatte zur Folge, daß dem Kastraten die *potentia generandi* verloren ging, daß sie aber die *potentia coeundi* behielten, also die Fähigkeit zu Erektion und Samenerguß, letzterer indes ohne aktive Spermien.

Wenn im katholischen Bereich ein Kastrat die Ehe anstrebte, mußte er ein Dispensgesuche an den Papst richten, das aber grundsätzlich abgelehnt wurde; dazu muß man sich daran erinnern, daß die Ehe nach katholischem Kirchenrecht nur dann gültig ist, wenn sie nicht nur vor dem Priester geschlossen, sondern auch körperlich vollzogen wurde. Impotenz des Mannes galt als ein Grund, die Ehe wieder aufzulösen. Die Sekundärliteratur führt den Fall des Kastraten Cortona an, der darauf hinwies, daß die Kastration bei ihm nicht ganz gelungen sei. Der Papst (Innozenz XI.) habe daraufhin nicht etwa den gewünschten Dispens erteilt, sondern an den Rand geschrieben: "Dann soll man ihn besser kastrieren!" Ich habe den Quellenbeleg dafür noch nicht gefunden; es könnte also auch nur eine bössartige Anekdote sein. Innozenz XI. verbot allerdings generell den Frauen den Auftritt auf der Theaterbühne, was de facto eine Förderung des Kastratentums bedeutete.

In protestantischen Staaten gab es einige Ehen von Kastraten, was aber immer zu einer öffentlichen und meist wenig geschmackvollen Diskussion führte. So heiratete der Kastrat Filippo Finazzi im protestantischen Hamburg. Der Kastrat Tenducci heiratete eine junge Dame aus Irland. Als letztere 1775 schwanger wurde, wurde die Ehe getrennt.

Die Kastratenstimmen, um wieder auf die künstlerische Seite zurückzukommen, hatten einen kräftigen und strahlenden Klang, etwa wie eine Trompete. Es gab 1725 einen Wettstreit zwischen Farinelli und einem Trompeter, den der Kastrat gewann. Da nämlich nach der Operation zwar der Kehlkopf klein blieb, der Brustkorb aber weiterwuchs, verfügten diese Sänger über einen enormen Luftvorrat, den sie in Lautstärke und Ausdauer umsetzen konnten. Berühmt war es etwa, wenn der Kastrat den Ton langsam anschwellen ließ und dann noch im selben Atemzug die Lautstärke langsam wieder zurücknahm.

Dieser Effekt ist heute nicht mehr zu erzielen. Es war früher – will sagen: in den 1950er und 1960er Jahren – üblich, für die entsprechenden Rollen in den Opern Frauenstimmen einzusetzen. Seit einiger Zeit sind statt dessen die sog. Countertenöre in Mode gekommen, die durch eine spezielle Artikulationstechnik die hohen Töne hervorbringen, aber auch das ergibt nicht die ursprüngliche Wirkung. Eine andere Möglich-

keit ist es, die Singstimme der Arie eine Oktave nach unten zu transponieren und von einem Tenor oder Bariton ausführen zu lassen. Aber das widerspricht ja den heutigen ideologischen Vorstellungen vom "Originalklang".

Im späten 18. Jahrhundert kamen die Kastraten allmählich aus der Mode. Clemens XIV. hob um 1770 das Verbot weiblichen Gesanges in der Kirche auf. In der Musik der Wiener Klassik sind sie nicht mehr vorgesehen, aber für die Kirchenmusik blieben sie auch noch im 19. Jahrhundert in Gebrauch. Leo XIII. verbot 1902 den Auftritt von Kastraten in der Kirche. Der letzte Kastrat an der päpstlichen Kapelle Alessandro Moreschi (1858–1922)



– man nannte ihn auch den "Engel von Rom" –, lebte aber noch lange genug, daß 1902/4 Tonaufnahmen gemacht werden konnten. Beachten Sie aber bitte, daß er damals schon ein alter Mann und damit als Sänger im Grunde schon jenseits von Gut und Böse war.

14. KAPITEL: DIE ARMEN HEIDENKINDER

ALS COLUMBUS 1492 Amerika entdeckte und als den Spaniern und Portugiesen, wenn auch nicht dem Entdecker selbst, alsbald klar wurde, daß man einen ganz neuen Erdteil gefunden hatte, dessen Bewohner noch nie Kontakt mit Europa hatten, stellte sich ihnen die Frage nach dem Seeleheil der Menschen in der Neuen Welt. Kamen diese Menschen, die ja nicht an Christus glaubten, allesamt als Ungläubige in die Hölle? Wir würden heute darauf verweisen, daß sie gar keine Möglichkeit gehabt hatten, den christlichen Glauben kennenzulernen und sich für oder gegen ihn zu entscheiden.

Aber vor einem halben Jahrtausend war die Gedankenlage noch anders: auch im Strafrecht spielte die Frage nach dem Vorsatz, also der bösen Absicht, noch keine Rolle, sondern es zählte allein die Tat. Wer z.B. einen Nagel einschlug und ihm rutschte unglücklich der Hammer aus der Hand und traf jemanden tödlich, der wurde als Totschläger bestraft. Vorsatz und Fahrlässigkeit wurden noch nicht unterschieden, oder genauer gesagt: man begann gerade erst, diesen Unterschied herauszuarbeiten, was beiläufig bemerkt eine der bedeutendsten Leistungen der Strafrechtsgeschichte des 16. Jahrhunderts ist.

Auf die Indianer in Amerika übertragen heißt das: ob sie das Christentum nicht annehmen wollten oder aus Unkenntnis nicht annehmen konnten, spielte vorderhand keine Rolle; ihr Seelenheil war durch die bloße Tatsache des Unglaubens in Gefahr, und die entdeckenden Europäer sahen sich verpflichtet, dem abzuhelfen. Darüber hinaus konnte man argumentieren: die Indios mußten eigentlich schon einmal vom Christentum erfahren haben, denn im Evangelium heißt es ausdrücklich: "Ihr [die Apostel] werdet meine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde." Besonders der Apostel Thomas galt als derjenige, der Indien missioniert hatte, und tatsächlich fand man in den Erzählun-

gen der Indios auch Hinweise auf einen Tomé oder Somé als Heilsbringer.

Eine intelligentere Lösung des Problems entwickelten, gestützt auf ältere Überlegungen, vor allem die Jesuiten. Sie präsentierten die Theorie von der *anima naturaliter christiana*. Die Seele des Menschen sei von Natur aus christlich, auch wenn die christliche Botschaft verbal noch nicht vernommen habe. Der edle Heide landet also nicht in der Hölle, es sei denn, er widersetzt sich der Botschaft, wenn sie zu ihm gebracht wird. Interessanterweise gibt es ähnliche Überlegungen auch im Islam: auch dort gibt es die Idee, der Mensch neige von Natur aus dem muslimischen Glauben zu.

Aus der ganzen Problematik kann man nun zwei Folgerungen ziehen, eine negative und eine positive. Die negative: es ist rechtens, diese verstockten Heiden zu versklaven. Die positive: es ist die Aufgabe der Europäer, die Indios möglichst schnell und umfassend zu taufen, und zwar besonders die Kinder, damit diese erst gar nicht ins falsche Fahrwasser geraten und so vor der Hölle gerettet werden. Ich erinnere mich, wie noch in meiner Schulzeit – und das war noch vor dem 2. Vatikanischen Konzil – in diesem Sinne von den armen Heidenkindern die Rede war und wie für die Missionsschulen für diese Kinder gesammelt wurde.

Allerdings setzt dies auch die Vorstellung von der Überlegenheit der abendländischen Kultur voraus, denn, wie die Missionare schnell bemerkten, waren bei den noch unbekehrten Völkern Religion und Kultur so eng miteinander verbunden, daß die Annahme des Christentums die Zerstörung oder wenigstens die Zurückdrängung der indigenen Traditionen erforderte. Es gab Gegenstimmen, etwa Bartolomé de Las Casas in Lateinamerika, aber diese Stimmen fanden kaum Gehör. Ich halte es deshalb für gerechtfertigt, dieses kurze Kapitel über die Erziehung in den Missionsschulen in den Abschnitt "Umprogrammierung" durch Erziehung einzureihen.

Die herablassenden Vorstellungen der Missionare zeigt recht deutlich diese Initiale aus einem Buch von 1923 über die Missionsschulen:

☹²⁵

Und nun noch ein Zitat aus diesem Buch, das dieselbe Geisteshaltung deutlich ausdrückt: " In den kulturarmen Ländern Afrikas, der Südsee und der amerikanischen Indianerwelt ist die Mission geradezu die Mutter, die Schöpferin der Schule. Hier, wo die erwachsene Generation vielfach so verkommen, der Vielweiberei und anderen Lastern ergeben ist, gilt es vor allem, die Jugend zu gewinnen. ... Im allgemeinen läßt bei Schulsystemen unter primitiven Völkern die Regelmäßigkeit des Schulbesuches viel zu wünschen übrig. ... Die Eltern haben wenig Einfluß auf die Kinder, und da bekanntlich der Kanake von Natur aus faul ist, so bleibt er trotz der Mahnungen der Eltern öfters fern. Wiederholtes Ausbleiben wird mit einer kleinen Handarbeit bestraft. Kleine Geschen-

²⁵ Ludwig Berg, Die kath. Heidenmission als Kulturträger. 6. Teil: Missionsschulen (Aachen 1923)

ke für fleißigen Schulbesuch sind ein anderes Mittel, die Kinder zum Schulbesuch anzuspornen."

Dieselbe Haltung fand sich auch – ohne böse Absicht, aber eben doch vorhanden – in der katholischen Liturgie. Am Karfreitag gab es die großen Fürbitten, in denen für alle Stände der Welt gebetet wurde, für Papst, Kaiser, Gläubige, Taufanwärter, Irrgläubige, Juden und zuletzt für die Heiden. Und da hieß es in der lateinischen Karfreitagsmesse (ich gebe gleich die Übersetzung):

"Lasset uns auch beten für die Heiden: Gott der Allmächtige möge das Sündenelend von ihren Herzen nehmen, damit sie die Götzen verlassen und sich bekehren zum lebendigen und wahren Gott und zu dessen eingeborenem Sohn Jesus Christus, unserem Gott und Herren. ... Allmächtiger ewiger Gott, du suchst nicht den Tod, sondern stets das Leben der Sünder. Nimm huldvoll unser Gebet an! Befreie sie vom Götzendienst und vereinige sie mit deiner heiligen Kirche zum Preise und zur Ehre deines Namens!"²⁶

Also noch in diesem Text aus den 1950er Jahren wird das bloße Heidentum als Sünde bezeichnet, die zum ewigen Tode führt. Analoge protestantische Texte ließen sich ohne Probleme finden.

Eine Steigerung des Gedankens, die Heidenkinder müßten vor dem Heidentum bewahrt werden, findet sich im Verhalten der Jesuiten in Lateinamerika. Sie haben, wie Sie möglicherweise wissen, dort in vor allem in Paraguay und Nordargentinien, eine Art eigenen Staat gegründet, in dem die Indios in zentrale Siedlungen, die sog. Reduktionen, zusammengeführt wurden. (Es gibt übrigens heute noch eine argentinische Provinz mit Namen "Misiones".) Die Reduktionen waren Indianerdörfer mit fester Struktur, die jeweils unter der Leitung eines Jesuitenpaters standen, der dort gleichermaßen die Funktionen eines Bürgermeisters und des Pfarrers ausübte.



Und hier noch eine Karte speziell für Argentinien:



In diese Reduktionen wurden die Indianer zusammengezogen, um sie dort zu missionieren, im christlichen Glauben zu erziehen und an eine sesshafte europäische Lebensweise zu gewöhnen. Die Zusammenziehung der Indianer in den *reducciones* diente auch dem Zweck, sie dem Einfluß der Schamanen, der Karaí →, zu entziehen. Das Verfahren war wohlgemeint es war, aber es bedeutete doch eine Zwangs-

²⁶ Oremus et pro paganis: ut deus omnipotens auferat iniquitatem a cordibus eorum, ut relictis idolis suis convertantur ad deum vivum et verum et unicum filium eius Jesum Christum deum et dominum nostrum. – Oremus. Flectamus genua. Levate. – Omnipotens sempiternus deus, qui non mortem peccatorum, sed vitam semper inquiris, suscipe propitius orationem nostram et libera eos ab idolorum cultura et aggrega ecclesiae tuae sanctae ad laudem et gloriam nominis tui. Per dominum nostrum. Amen.

beglückung: die kulturellen Traditionen der Indianer wurden als minderwertig angesehen und diese in der für die Jesuiten typischen Weise wie unmündige Kinder behandelt. Auf der anderen Seite bewahrte die Errichtung dieses Jesuitenstaates seine Bewohner immerhin vor der *encomienda*, also vor der gewissenlosen Ausbeutung durch die Kolonialherren.

Wie in Lateinamerika gingen auch mit zeitlicher Verzögerung in Afrika und teils in Ostasien Mission (und damit die Errichtung von Missionsschulen) und Kolonialismus Hand in Hand. Wirtschaftliche Interessen und religiöser Eifer waren von Anfang an untrennbar verbunden, oft ohne daß es den Teilnehmern selbst bewußt war. Schon Kolumbus sah sich als *Christoferens*, als Christusträger, der den Heiden den Glauben bringt. Hier sehen Sie seine Unterschrift:



Trotzdem gehörte zur Mannschaft der ersten Entdeckungsfahrt zwar ein Finanzaufseher der spanischen Könige, aber kein einziger Priester.

Auch jenseits der religiösen Absichten war die Vorstellung, daß die Völker außerhalb Europas auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen, aus der sie – auch durch Erziehung – auf ein höheres Niveau gehoben werden müssen, zur Zeit der Aufklärung im 18. und dann im 19. Jahrhundert weit verbreitet und diente auch als Vorwand der Kolonialisierung. Der belgische König Leopold II., der auch in anderer Hinsicht berüchtigt ist (aber das führt jetzt zu weit), erklärte 1885 die Kolonialisierung Afrikas gar zu einem "Kreuzzug für die Kultur".

Die Leistungen und die Intentionen der einzelnen Missionare und Lehrer an Missionsschulen zu bewerten, ist also schwierig und muß zwiespältig bleiben. Es spielen sehr viele andere Fragen mit hinein, die wir unmöglich hier alle erörtern können. Ich darf daran erinnern, daß ich schon in der Einleitung der Vorlesung gesagt habe, daß ich keineswegs immer Antworten bieten kann und daß viele Fragen offen bleiben müssen bzw. Ihrem Nachdenken anvertraut sind.

IV. TEIL: EINZELBEISPIELE

15. KAPITEL: UNGNÄDIGER VATER UND GNÄDIGER GOTT: MARTIN LUTHER

MARTIN LUTHER genießt in der protestantischen Konfession eine Verehrung, die durchaus an die katholische Heiligenverehrung heranreicht. Das kann sich dann in Darstellungen wie der folgenden niederschlagen, die Luther mit Heiligenschein und der Taube des Heiligen Geistes zeigt, wie einst Papst Gregor den Großen:



Martinus Luther ein dyener Jhesu Christi / vnd ein widervffrichter Christlicher lere lesen wir, mit Anspielung auf die Selbstbezeichnung des

Apostels Paulus im Römerbrief, von der sich übrigens aus der päpstliche Titel *servus servorum dei* (Diener der Diener Gottes ableitet). Das Bild sagt: unter direkter göttlicher Inspiration hat der Reformator die Christenheit aus der Tyrannei des Papsttums und der Gefangenschaft der scholastischen Theologie befreit.

Man kann die Sache aber auch ganz anders sehen: dann ist Luthers Theologie die psychologische Befreiungsreaktion auf die harte, die überharte Erziehung durch seinen dominierenden Vater; und damit hat er einen Platz in unserer Vorlesung verdient. Diese Deutung ist katholischer Polemik im übrigen natürlich sympathischer; nur kann Polemik den Verstand ebenso wirksam vernebeln wie blinde Verehrung.

Aber fangen wir von vorne an. Geboren ist Luther am 10.11. 1483 in Eisleben. Hier das Geburtshaus in einer Abbildung von 1693:



(Sie müssen sich das Haus allerdings nicht alleinstehend vorstellen wie hier, sondern von rechts und links her bebaut in einer Straßenfront,) Am folgenden Tag, dem 11.11., wird er getauft und erhält den Namen des Tagesheiligen Martin. Ein Jahr später übersiedelt die Familie nach Mansfeld:



Die Eltern



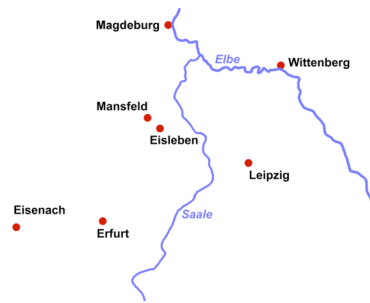
sind Hans Luder und seine Ehefrau Margarethe geb. Ziegler.

Es gibt eine alternative Angabe über Luthers Eltern, die erstmals der katholische Polemiker Petrus Sylvius 1533 vortrug: demnach war Luthers Vater der Teufel, der als Inkubus die Bademagd Margarete schwängerte. Die Bademägde standen damals in dem Ruf, ihren Kunden Leistungen zu erbringen, die über den normalen Service in der Badestube hinausgingen; die berühmteste Bademagd ist Agnes Bernauer, die sich immerhin einen bayerischen Herzogssohn angeln konnte. Des Petrus Sylvius Theorie hat aber vor der Quellenkritik einen schlechten Stand, ebenso wie die These, der Name "Luder" deute auf einen moralischen Standard hin. Tatsächlich ist Luder eine der vielen orthographischen Varianten für Lothar. Martin hat seinen Nachnamen seit 1517 nach seinem sog. Turmerlebnis – dazu später mehr – "Luther" geschrieben, was von griechisch ελευθεριος (eleutherios, der Befreite) abgeleitet sei.

Hans Luder stammt aus einer durchaus begüterten Bauernfamilie, ist aber als einer von mehreren Söhnen nicht erberechtigt und muß sich anders orientieren. Die Frau bringt Geld mit in die Ehe, das aber nicht konsumiert, sondern in durchaus frühkapitalistischer Weise investiert wird. Das bedeutet eine sparsame Haushaltsführung im täglichen Leben der Familie. Der Vater engagiert sich im Bergbau, der in der Gegend ja lange Tradition hat und gerade damals einen wichtigen Aufschwung erlebte. Das hat man sich aber nicht etwa so vorzustellen, daß

Hans Luder selbst unter Tage arbeitete, sondern er war Besitzer eines Stollens bzw. einer Verhüttungsanlage. Der oft gebrauchte Ausdruck "Berghauer" ist eine mißverständliche Übersetzung von lateinisch *metallicus*.

Diesen sozialen Aufstieg der Familie – vom Bauernsohn zum, wenn auch bescheidenen, Bergunternehmer – sollte eine juristische Karriere des Sohnes krönen.



Martin wird also 1488 in Mansfeld auf die Schule geschickt; 1497 geht er nach Magdeburg, 1498 nach Eisenach.

Schließlich bezieht er 1501 die Universität in Erfurt. Dort absolviert er zunächst das Studium der *artes*, das er 1505 als *magister artium* beendet. Dieses Studium war Voraussetzung für das Studium in einer der "höheren" Fakultäten Juristerei, Medizin und Theologie.

1505 beginnt er dann planmäßig mit dem Jurastudium, aber es kommt anders. Am 2.7.1505 erlebt er, wie auf freiem Feld bei Stotternheim kurz vor Erfurt unmittelbar neben ihm ein Blitz einschlägt, und er legt unter dem Eindruck dieses Ereignisses der heiligen Anna – der Bergwerksheiligen – das Gelübde ab, Mönch zu werden, wenn sie ihn aus dieser Lebensgefahr errette. Dieses Gelübde löst er zwei Wochen später auch tatsächlich ein und tritt am 17.7.1505 dem Orden der Augustinereremiten bei →. Hier deren damaliges Kloster in Erfurt:



(Die Augustinereremiten sind ein 1256 gegründeter Bettelorden nach dem Vorbild der Dominikaner, also mit starker Betonung der wissenschaftlichen Komponente; man darf sie nicht verwechseln mit den Augustinerchorherren, die z.B. im Passauer Nikolakloster tätig waren.)

Das war nun nicht die Karriere, die sich Hans Luder für seinen Sohn vorgestellt hatte; es wäre auch ohne weiteres möglich gewesen, sich von dem Gelübde wieder lösen zu lassen. Deshalb kommt es zu einem schweren Konflikt mit dem Vater, der den Entschluß auf eine Einflüsterung des Teufels zurückführt. Daß Martin darauf beharrte, kann man durchaus als Akt des Widerstands gegen den Vater ansehen. Wir müssen jedoch auch dessen Position verstehen: der Sohn als Mönch bedeutete auch, daß die Investitionen für eine immerhin 17 Jahre lange Ausbildung in den Sand gesetzt waren. Übrigens hat Luther selbst seinen Klostereintritt später – nach vollzogener Reformation, zu der auch die generelle Ablehnung des Mönchtums gehört – anders gedeutet: der Vater habe rechtgehabt, sein Ordenseintritt sei ein unentschuldbarer Akt des Ungehorsams gegenüber den Eltern gewesen, den tatsächlich der Teufel inspiriert habe.

Der Eintritt in den Orden hieß aber auch: Theologiestudium statt Jura. 1508 wechselte Martin an die kursächsische Landesuniversität Wittenberg, wo er 1509 zum Bakkalaureus, 1512 zum Doktor der Theologie wurde. Dort in Wittenberg hat er einen Lehrstuhl an der Universität inne, betreibt zugleich aber auch seine Forschungen zu Bibel und Theologie.

Dort kommt es nun 1513 zum sog. Turmerlebnis, das den Durchbruch zu seiner neuen Sichtweise des Glaubens bedeutet. Es heißt so, weil Luthers Arbeitszimmer in einem Turm der Stadtbefestigung lag, bei dem auch ein Abtritt eingerichtet war. Luther selbst schreibt dazu: *Diese kunst* (will sagen: die neue Interpretation der Bibel) *hat mir der Heilige Geist auff dieser cloaca auff dem thorm eingeben*. Deshalb "Turmerlebnis" oder auch in katholischer Polemik "Kloakentheologie". Nun ja, der Vorgang ist als solcher gar nicht unwahrscheinlich: ein Moment der Entspannung zwischen der geistigen Tätigkeit verhilft oft zur entscheidenden Lösung. Die deftige Ausdrucksweise ist zeitüblich; heute würde man sagen: die Erkenntnis kam mir, als ich unter der Dusche stand.

Inhaltlich geht es um jene Auffassung, die später in die Kurzformel *sola fide* (allein durch den Glauben) zusammengefaßt wird: der Mensch erlangt die ewige Seligkeit nicht durch noch so viele gute Werke, sondern allein durch den Glauben an Gott und durch dessen Gnade. Es handelt sich um die berühmte Stelle aus dem Römerbrief Kapitel 3 Vers 28: *Arbitramur enim iustificari hominem per fidem sine operibus legis*. (Wir meinen nämlich, daß der Mensch gerechtfertigt wird durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes.) Von der sprichwörtlichen Formulierung "Wer glaubt, wird selig" leitet sich übrigens der saloppe Satz "Wer's glaubt, wird selig" ab, dessen theologischer Hintergrund den meisten gar nicht bewußt ist, die ihn verwenden.

Die weiteren Stationen von Luthers Lebensweg sind für uns von geringerer Bedeutung. 1517 lädt er zu einer akademischen Disputation über das Ablasswesen ein; die 95 Thesen, über die diskutiert werden soll, läßt er vermutlich an der Tür der Schloßkirche – wir würden heute sagen: am Schwarzen Brett der Universität – anslagen und versendet sie auch an seine kirchlichen Vorgesetzten und an auswärtige Kollegen. Die öffentliche Reaktion, die so vermutlich gar nicht beabsichtigt war, führt dazu, daß Luther in Rom angezeigt wird, auch wegen seiner sonstigen theologischen Ansichten. Der Papst erklärt sie für ketzerisch, der Kaiser lädt ihn vor den Reichstag von Worms 1521 zur Verantwortung vor, die Stellungnahme der Landesfürsten und Reichsstädte für oder gegen die neue Lehre führt schließlich zur Entstehung der getrennten Konfessionen. 1525 beendet Luther sein Klosterleben und heiratet Katharina von Bora →, eine ehemalige Nonne, die also zu der gleichen Entscheidung gekommen ist. Hier sehen Sie das Ehepaar:



Schließlich stirbt er am 18.12.1546 →, und zwar durch einen kuriosen Zufall in Eisleben, also in seinem Geburtsort.

Die bekannteste bildliche Darstellung Luthers stammt von Lucas Cranach, der in Wittenberg seine Werkstatt hatte und solche Bilder geradezu in Serie herausbrachte:



Realistischer dürfte folgende Abbildung sein, die während einer seiner Vorlesungen entstand:



Wir müssen jetzt ein bißchen Theologie betreiben, weil das für unsere Ausgangsfrage "Welche Rolle spielt dabei seine Erziehung?" von Bedeutung ist. Die protestantischen Autoren unterscheiden zwischen einer "Leistungsfrömmigkeit", die für die alte, die katholische Kirche typisch gewesen sei, und einer "Gnadenfrömmigkeit" der Reformation →. Dem entspreche auch ein unterschiedliches Gottesbild. Der Gott der Leistungsfrömmigkeit ist ein zürnender und strafender Gott, der vor allem auf die Fehlleistungen des Menschen schaut, will sagen: auf seine Sünden, und dafür Kompensationsleistungen in Form positiver Handlungen verlangt, andernfalls er mit der ewigen Verdammnis droht.

Die Kirche bot eine Fülle von Möglichkeiten an, solche positiven Leistungen zu erbringen: den Empfang der sieben Sakramente, den Besuch des Gottesdienstes, die Teilnahme an Prozessionen und Wallfahrten, das Spenden von Almosen, persönliche Gebete (z.B. Rosenkränze und Litaneien), die Anrufung der Fürbitte der Heiligen usw. – noch besser: ein ganzes Leben als Mönch, und schließlich auch: die Gewinnung von Ablässen. Übrigens können alle diese guten Werke auch stellvertretend erbracht und einem bereits Gestorbenen zugewandt werden.

Den Ablass gewinnt man durch konkrete positive Handlungen, die über die Pflicht zu einem normalen ehrbaren und menschenfreundlichen Leben hinausgehen, z.B. durch die persönliche Teilnahme an einem Kreuzzug, durch die tatkräftige Hilfe beim Bau eines Gotteshauses oder einer wichtigen Straße oder Brücke oder auch durch die Beseitigung von Hochwasserschäden. Wer diese Leistungen nicht persönlich erbringen kann – aus Gründen des Alters oder der Gesundheit –, kann einen Stellvertreter damit beauftragen, den er dafür selbstverständlich bezahlen muß. Auf diese Weise kommt es zu den Ablässen gegen Geldzahlung, die im 15. Jahrhundert die Oberhand gewinnen.

Bei all dem kam es darauf an, daß der Mensch zum Zeitpunkt seines Todes gewissermaßen einen Positivsaldo aufzuweisen hatte. Deshalb war auch die *mors repentina*, der plötzliche, unerwartete Tod besonders gefürchtet.

Luther hat diese handelnde, "leistende" Frömmigkeit seit seinem Klostereintritt mit größtem, ja geradezu exzessivem Eifer betrieben, besonders auch während einer Reise nach Rom 1511, die er im Auftrag seines Ordens unternahm. Er kam aber zu dem Ergebnis: das alles reichte nicht aus, um sein Konto auszugleichen; er blieb hoffnungslos im Minus und stand nach wie vor einem zürnenden und strafenden Gott

gegenüber, der ganz die Züge seines eigenen zürnenden und strafenden Vaters trug. Damit stellt sich uns wieder die Frage, ob und wie seine Erziehung in der Familie seine Theologie beeinflußt hat.

Aber was wissen wir wirklich über Luthers Erziehung? Die beste und über weite Strecken einzige Quelle über seine Jugend ist er selbst²⁷. Luther hat ungeheuer viel publiziert, und er hat in der Unterhaltung bei den Mahlzeiten gerne und viel gesprochen, was dann von seinen Schülern aufgezeichnet wurde. Die Tischreden Luthers wurden schon bald nach seinem Tode gedruckt:



Diese Quellenlage führt aber zu Problemen der Quellenkritik: zum einen spricht Luther über seine Erziehung Jahrzehnte später aus der Erinnerung, und zum anderen ist er bemüht, seine eigene Legende zu schreiben: die des Reformators, der unter göttlicher Führung zur Erkenntnis der Wahrheit kommt, obwohl der Teufel (der bei Luther omnipräsent ist) alles unternimmt, um dies zu verhindern; dies ist übrigens auch die Interpretation der protestantischen Autoren. Es kommt hinzu, daß die zeitgenössischen Herausgeber auch in den Text eingriffen haben, etwa indem sie allzu deftige Formulierungen Luthers zähmten oder indem ihnen bei der Übersetzung aus lateinischen Passagen Fehler unterliefen.

Seine Jugend schildert Luther als eine Zeit harter Erziehung, in der Strafe dominierte und emotionale Zuwendung nur geringen Platz hatte, und zwar seitens beider Eltern. Gerne zitiert werden folgende Stellen: *Mein vatter steupt mich einmal also sehr, das ich im floh und das im bang war, bis er mich wider zu im gewenet.* (Mein Vater verprügelte mich einmal so sehr, daß ich vor ihm floh und daß er fürchtete, er könne mich nicht wieder an ihn gewöhnen.) Und an anderem Ort: "Meine Mutter prügelte mich wegen einer einzigen [gestohlenen] Nuß, daß das Blut floß. Und diese strenge Disziplin hat mich schließlich ins Kloster geführt, wiewohl sie es herzlich gut gemeint haben." (Bei vielen Autoren werden diese beiden Stellen übrigens in eine Aussage zusammengezogen: dann ist es der Vater, der ihn wegen der gestohlenen Nuß so hart straft, daß er ihn nur mit Mühe wieder an sich gewöhnen kann.)

Und das war es dann auch schon; viel mehr ist den Tischreden über Luthers eigene Erfahrungen offenbar nicht zu entnehmen. Es gibt nur noch eine Stelle, die auch gerne zitiert wird, daß er nämlich in der Schule an einem Vormittag 15 mal mit der Rute traktiert worden sei.

Die These, Luther sei dadurch zum Reformator geworden, daß er sich aus dem Schatten seines irdischen Vaters befreite, wurde offenbar vor allem von dem amerikanischen Psychiater Erik H. Erikson vertreten. Der deutsche Titel seiner Arbeit lautet "Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie", englisch: *Young Man*

²⁷ Alexander Bartmuß, Die Tischreden als Quelle für Luthers Kindheit und Jugend. In: Rosemarie Knappe (Hg.), Martin Luther und Eisleben (Leipzig 2007; Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 8) S. 121–142.

Luther. A Study in Psychoanalysis and History. Die deutsche Übersetzung erschien erstmals 1958 und ist dann dreimal unverändert nachgedruckt, aber jeweils als neue Auflage bezeichnet worden, zuletzt als "4. Auflage" Eschborn 2000. Ich habe versucht, das Buch für Sie zu lesen, dann aber nach 30 von 300 Seiten aufgegeben. Vielleicht ist jemand von Ihnen, der mehr Vorkenntnisse in den P-Fächern hat, hartnäckiger.

Mir fiel auf, daß der Autor sich – neben der unter Medizinern offenbar üblichen Kollegenschelte – immer wieder auf seine klinischen Erfahrungen beruft, die er an jugendlichen amerikanischen Patienten gemacht habe. Als die "Jugend" des "jungen Mannes Luther" ist die Zeit zwischen der Pubertät und dem Erwachsensein definiert; ich dachte bisher immer, das Erwachsenwerden sei als die Überwindung der Pubertät definiert. Das grundsätzliche Problem ist ja, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, historische Gestalten nach den Regeln der heutigen Psychologie zu beurteilen. Das ist eine Versuchung, der auch schon Sigmund Freud erlegen ist, den der Autor übrigens auffällig oft als Parallelgestalt zu Luther heranzieht. Ich bleibe also, wie Sie sehen, etwas ratlos angesichts dieses Buches.

Lassen Sie mich zum Abschluß des Kapitels noch auf zwei Dinge verweisen, die ein wenig aus dem Thema hinausführen, aber doch interessant sind. Zum einen die Lutherbibel: viele Leute glauben, daß erstmals Luther die gesamte Bibel ins Deutsche übersetzt und damit der Bevölkerung zugänglich gemacht, während zuvor die Amtskirche diesen Text gewissermaßen als Herrschaftswissen geheim gehalten habe. Das trifft nicht zu: vielmehr ist schon ein Jahrhundert vor Luther eine vollständige deutsche Übersetzung der Bibel im Druck veröffentlicht worden, und zwar 1460 in Straßburg durch den dortigen Erstdrucker Johannes Mentelin →.

Wenn man auf diesem Umstand hinweist, wird gewöhnlich ein zweites Argument nachgeschoben: das Deutsch dieser Übersetzung habe sich so nahe am Latein gehalten und sei deshalb so schlecht gewesen, daß niemand es verstanden habe; Luthers Übersetzung sei die erste allgemein verständliche Fassung gewesen. Auch das ist falsch, was man z.B. daran sehen kann, daß Luthers Übersetzung in Süddeutschland nur schwer zu verstehen war. In süddeutschen Ausgaben mußten der Lutherbibel Wortlisten beigegeben werden, um seine seltsamen mitteldeutschen Ausdrücke auch in Bayern, Württemberg, der Schweiz und dem Elsaß verständlich zu machen. Hier eine kleine Auswahl aus einer Liste des Druckers Adam Petri von 1523 aus Basel:

Luther	Süddeutsch
Ähnlich	Gleich
Anstoß	Ärgernis
Aufschub	Verzug
Flehen	Bitten
Gesteupt	Mit Ruten gestrichen
Heuchler	Gleisner
Lappen	Lumpen
Qual	Pein
Schwülstig	Aufgeblasen
Tauchen	Tunken

Uns sind heute in der Regel beide Formen geläufig. Man darf sich in dieser Frage auch nicht von Luthers Selbstdarstellung im sog. Sendbrief vom Dolmetschen täuschen lassen.

Richtig ist vielmehr, daß sich die gesamte neuhochdeutsche Schriftsprache im Laufe der Zeit an der Diktion der Lutherbibel ausgerichtet hat, und zwar nicht, weil dieses Deutsch so besonders gut war, sondern weil es sich um die Sprache des verehrten Reformators handelte. Das gilt besonders für Norddeutschland, wo das Hochdeutsche erst im Laufe des 16. bis 18. Jahrhunderts das Plattdeutsche verdrängt hat, und dieses importierte Hochdeutsch war eben die Sprache der Lutherbibel.

Der zweite Appendix des Kapitels ist ein Vorgriff auf das 21. Kapitel, wo es unter anderem um die Erziehung im Nationalsozialismus gehen wird. 1935 erschien in Marbach am Neckar folgendes Buch (Das Deutsche Geschichtsbilderbuch für Junge und Alte Deutschgläubige, von Dr. Ernst Seeger):



Es trägt die Datumsangabe "1926 n. T.". Dieses "n. T." bedeutet dabei "nach Teutoburg". Der Autor wollte also als Epochentag für die Jahreszählung den Tag der Niederlage des Varus in der Schlacht im Teutoburger Wald einführen. Das Buch hat zum Ziel, im Märchen- und Sagenfall die Nazi-Ideologie zu vermitteln. Hier das Inhaltsverzeichnis:



Uns interessiert natürlich das 9. Kapitel über Martin Luther. Und dort lesen wir im 2. Abschnitt unter der Teilüberschrift "Luther erhält den Hammer Immerwahr" folgendes:

"Unter der Zucht und liebenden Obhut seiner Eltern wuchs Martin Luther heran und reifte zum Jüngling. Er hatte Freunde und Gespielen wie alle Deutschen Jungen. Einen davon aber hatte er am liebsten. Mit dem ging er einmal im Walde spazieren. Weil es im Walde so viele schöne Blumen zu sehen gab ..., bemerkten sie nicht, wie ein schweres Gewitter am Horizont aufzog. ... Weltverlassen stand Luther mit seinem Freunde unter einem Baum. Da schlug ein Blitz in diesen Baum und traf Luthers Freund und erschlug ihn. ... Eine furchtbare Angst überfiel ihn: — er meinte, er sei vom Christengott verworfen und verdammt, und müsse um seiner Sünde willen ins Kloster gehen.

So wurde er Mönch und führte im Kloster der Augustinermönche das allerstrengste Leben ... und doch wollte die Gewissensqual nicht von ihm weichen. Bis eines Tages — Einaug der Wanderer durch seine Zelle und seine Seele ging." [Zur Erläuterung: Einaug der Wanderer ist der germanische Gott Wotan, der der Sage nach ein Auge geopfert hat, um die Weisheit zu erlangen.] "Der ... sagte zu ihm: 'Was quälst du dich ab wie solch unnützen Gedanken, törichter Mann? Das Reich der ewigen Götter erobert nur die heilige, heldische Tat und die ewige Treue! Aufrecht und stolz, voll heiliger und flammender Begeisterung und Tat

... – so muß das Deutsche Herz beschaffen sein ...! Ein Greuel ist der ganze römische Ablasskram ..., den der Erzbischof Albrecht von Mainz durch seinen Mönch Tetzl schamlos in Städten und Dörfern ... treiben läßt. ... Hier, Martin Luther, bringe ich die den Hammer «Immerwahr». Wenn du ihn ohne Furcht schwingst ..., springt dir das Tor zum Gottesreiche auf.'

Hell flutete nunmehr durch Luthers Seele und Herz das göttliche Licht ... Gegen den römischen Ablasskram ... schlug er mit dem Hammer Immerwahr donnernd seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg. Da horchten alle Deutschen auf. Und als sie hörten, daß der Luther sie von der römische Knechtschaft befreien wollte, da ging ein gewaltiger Sturm durch das ganze Deutsche Volk und kein Deutscher war, der nicht aus vollem Herzen nach dem Hammer Immerwahr gegriffen hätte, den Luther in alle Deutschen Häuser schleuderte."

Dazu gibt es dann auch noch eine Abbildung:



Ich habe selten so etwas Hirnrissiges gelesen; aber es gibt auch gefährlichen Irrsinn.

16. KAPITEL: MONSIEUR²⁸

MONSIEUR WAR DER OFFIZIELLE Titel des Bruders des französischen Königs – nur *Monsieur*, ohne weiteren Zusatz. Monsieur war verheiratet mit *Madame*, seine Tochter war *Mademoiselle*, jeweils auch ohne Zusatz. Monsieur war, und das ist der Grund für diesen speziellen Titel, der nächstberufene Thronerbe, solange der König selbst keine männlichen Nachkommen hatte. Ähnliches gab es auch an anderen Höfen: so war in Preußen der nächstgeborene Bruder des Königs "der Prinz von Preußen" ohne Zusatz eines Vornamens; wir haben einen solchen "Prinzen von Preußen" im 11. Kapitel schon kennengelernt, den jüngeren Bruder Friedrichs II., der nach dem Willen des Vaters an die Stelle des unwürdigen Erstgeborenen treten sollte.

Aber zurück nach Frankreich. Der berühmteste *Monsieur* war Philipp von Orléans,



der Bruder Ludwigs XIV. Er wurde am 21.9.1640 geboren und war damit etwa 3 Jahre jünger als Ludwig. Einen weiteren Bruder gab es nicht, da Ludwig XIII. am 14.5.1643 starb.

Philippe von Orléans war zweimal verheiratet: zunächst mit Henriette, der Tochter König Karls I. von England.



²⁸ Ziegler, Gillette: Der Hof Ludwigs XIV. in Augenzeugenberichten (Düsseldorf³ 1964) = Les Coulisses de Versailles (1963)

(Karl I. ist der, der 1648 vom Parlament abgesetzt und 1649 hingerichtet wurde. Deshalb wuchs die Tochter im Exil am französischen Hof auf.)

Die Ehe war zunächst durchaus glücklich. Es kam aber zu einem Skandal, als Ludwig XIV. seiner Schwägerin öffentlich den Hof machte und diese die Avancen auch genießen zu schien. Aus der Ehe von Monsieur und Madame gingen zwei überlebende Töchter hervor: Marie-Louise, die mit dem spanischen König Karl II. verheiratet wurde, und Anne-Marie, die Viktor-Amadeus II. von Savoyen zum Mann bekam. (Ein Verwandter dieses Viktor Amadeus war übrigens der berühmte Prinz Eugen von Savoyen, der in den Habsburgischen Türkenkriegen die entscheidende Rolle spielte.) Weitere Kinder, darunter auch ein Sohn, starben noch im Kleinkindalter.

Zu weiteren Kindern kam es auch deshalb nicht, weil auch Henriette am 30.6.1670 völlig überraschend im Alter von 26 Jahren starb. Während ihres neunstündigen Todeskampfes erklärte sie immer wieder, sie sei vergiftet worden. Deshalb wurde ihre Leiche am Tag darauf öffentlich obduziert, in Anwesenheit vieler Personen, darunter auch des englischen Botschafters und englischer Ärzte; aber es wurde nichts Verdächtiges festgestellt. Das vermeintliche Gift wurde einem Hund zu trinken gegeben, dem aber nichts passierte. Es fiel indes den Zeitgenossen auf, daß der Ehemann Philipp eine seltsam distanzierte und desinteressierte Haltung einnahm; allerdings sind die Angaben dazu nicht eindeutig.

Ob Henriette tatsächlich vergiftet wurde und ob ggf. ihr Ehemann seine Hand im Spiele hatte, ist bis heute unklar. Der Verdacht ist weder bestätigt noch ausgeräumt. Einige Jahre später gab es am französischen Hof eine sich lang hinziehende Affaire um eine berühmte Giftmischerin, Madame Voisin, die dann auch hingerichtet wurde. Aber angesichts der hygienischen Verhältnisse an den Höfen der Barockzeit ist auch eine unbeabsichtigte Vergiftung oder eine allergische Reaktion gegen Puder, Schminke und Perücken nicht auszuschließen. Sogar Ludwig XIV. hat einmal seiner Maitresse erklärt, sie solle weniger Parfüm benutzen, weil ihm das Übelkeit bereite.

1671 wurde Monsieur ein zweites Mal verheiratet, und zwar mit der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, Charlotte Elisabeth, besser bekannt als Liselotte von der Pfalz:

⊗

In höherem Alter sah sie dann so aus:

⊗

Bei einer solchen Eheschließung wurde ein Protokoll verfaßt, das von der gesamten Familie unterschrieben wurde. Ich zeige Ihnen ein Beispiel dafür, allerdings nicht für Madame und Monsieur, sondern aus späterer Zeit für die Ehe zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette:

⊗

Die Reihenfolge der Unterschriften ist hierarchisch, d.h. an erster Stelle steht der König, hier Ludwig XV., dann kommt der Bräutigam (Louis Auguste), dann die Braut (Marie Antoinette Josephe Jeanne), dann die jüngeren Brüder des Bräutigams *Louis Stanislas Xavier* (der spätere Ludwig XVIII.), *Charles Philippe* (der spätere Karl X.) und weiter unten nach einigen Damen *L(ouis) Philippe d'Orleans* und *L(ouis) P(hilippe) J(ean) d'Orleans*, der Urenkel und Ururenkel unseres Monsieur.

Liselotte von der Pfalz, um ins 17. Jahrhundert zurückzukehren, war eine eifrige Brieffschreiberin, die kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, so daß wir über die Verhältnisse am französischen Hof und über ihr Verhältnis zu Monsieur gut unterrichtet sind. Ich werde sie noch zitieren. An Quellen ist allgemein kein Mangel: unter vielen wären etwa noch die Briefe der berühmten Madame de Sévigné an ihre Tochter in Straßburg zu nennen, dann die Berichte der auswärtigen Botschafter, so derjenigen von Savoyen und von Preußen →, ferner die effektvollen Memoiren des Herzogs von Saint-Simon →, der allerdings jünger war und viele Ereignisse nicht mehr selbst miterlebt hat. Schließlich hat Ludwig XIV. selbst Memoiren verfaßt →, die allerdings recht trocken sind. Erwähnen sollte man auch noch das einflußreiche Buch "Le siècle de Louis XIV" von Voltaire →, der aber auch kein Zeitgenosse mehr war. Daß keiner dieser Autoren die Absicht hatte, als unvoreingenommener Geschichtsschreiber zu wirken, dürfte jedermann klar sein, so daß die Quellenkritik jedenfalls sehr aufmerksam sein muß.

Aus der Ehe Philipps von Orléans mit Liselotte von der Pfalz gingen drei Kinder hervor. Am wichtigsten ist der älteste Sohn, der ebenfalls Philipp genannt wurde; er fungierte nach dem Tode Ludwigs XIV. als Regent für den minderjährigen Ludwig XV. Wir kommen am Ende des Kapitels kurz darauf zurück. Die Tochter hieß wie ihre Mutter ebenfalls Elisabeth Charlotte und wurde mit dem Herzog von Lothringen verheiratet; aus dieser Ehe stammt jener Franz Ferdinand, der mit Kaiserin Maria Theresia verheiratet wurde, dafür aber sein Stammland Lothringen an Frankreich abtrat. Ein weiterer Sohn ist jung gestorben.

Uns interessiert hier aber vor allem die Frage, wie das Brüderpaar Ludwig und Philipp erzogen wurde. Bei Ludwig war das relativ klar, denn er war ja der künftige König von Frankreich. Er erhielt die klassische, vor allem auf Sprachen beruhende Ausbildung, bei der Latein im Mittelpunkt stand, aber auch spezielle Unterrichtsstunden in Politik durch den Ministerpräsidenten Mazarin höchstpersönlich. Aber was sollte man mit Philipp anfangen? In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde schon sehr eifrig über Erziehungsmaximen diskutiert, und die Mutter der beiden Prinzen ließ eigens Gutachten zu dieser Frage erstellen, die erhalten sind. Es ist, wenn ich daran erinnern darf, genau die Zeit, in der Jan Amos Comenius tätig war, wenn auch seine Schriften als die eines böhmischen Ketzers an einem katholischen Hof natürlich nicht gelesen wurden.

Die Antwort über die Erziehung Monsieurs kommt auch aus einer ganz anderen Ecke: Philipp sollte auf keinen Fall so werden wie sein Onkel Gaston, der Bruder Ludwigs XIII.



Und hier auch gleich noch seine Handschrift:



Um den Horror vor Gaston zu verstehen, müssen wir in der Geschichte eine weitere Generation zurückgehen. 1589 war es in Frankreich zum Dynastiewechsel von den Valois zu den Bourbonen gekommen. Der erste bourbonische König war Heinrich IV. (Henri IV),



der allerdings 1610 ermordet wurde (wie übrigens auch sein Vorgänger Heinrich III.). Heinrichs IV. Sohn Ludwig XIII. war erst 9 Jahre alt, aber es gelang der Witwe Maria von Medici, als Regentin seine Thronfolge zu sichern.

Ludwig XIII.

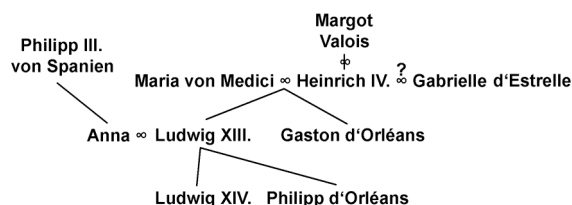


war eine eher blasse Figur auf dem französischen Königsthron. Man kennt ihn eigentlich nur als den "Arbeitgeber" des berühmtesten aller französischen Ministerpräsidenten, des Kardinals Richelieu:



Dieser Kardinal, den übrigens die Königinmutter aus einer Provinzdiözese an den Hof geholt hatte, beherrschte den König Ludwig XIII. nahezu vollkommen und mußte nur einmal kurzfristig vom Hofe fliehen, wurde aber schnell wieder zurückgerufen. Das Verhältnis zwischen Ludwig XIII. und Richelieu war ungefähr so wie dasjenige zwischen Wilhelm I. von Preußen und Bismarck. Wilhelm I. soll einmal gestöhnt haben: "Es ist schwer, unter Bismarck Kaiser zu sein!" Ähnlich hätte sich auch Ludwig XIII. über Richelieu äußern können. Er liebte ihn nicht, aber er brauchte ihn.

An der Spitze der Gegenpartei bei Hofe standen die Königinmutter Maria von Medici, die Königin Anna, die aus Spanien stammte, und der Bruder des Königs, Gaston.



Wenn Sie den Roman von Alexandre Dumas über die drei Musketiere kennen, wissen Sie, daß die Königin mit ihren spanischen Verwandten konspirierte, daß aber ihre Briefe dorthin immer wieder von den Agenten des Kardinals abgefangen wurden. Auch wenn sich das

nicht ganz so wie im Roman abgespielt hat, ist die Darstellung doch in der Tendenz richtig.

Gaston konnte sich lange Zeit sogar Hoffnungen auf die Thronfolge machen, denn die Ehe des Königs blieb peinlich lange kinderlos. Erst in seinem 23. Regierungsjahr kam der erste Sohn, Ludwig, nachmals Ludwig XIV. zur Welt, und dann noch Philipp. Es wird vermutet, daß Ludwig XIII. homosexuelle Neigungen hatte und sich deshalb dem Verkehr mit der Königin möglichst entzog. Sein bevorzugter Liebhaber soll der Graf Cinq-Mars gewesen sein, der in einem anderen Roman die Hauptfigur darstellt: Alfred de Vigny, Cinq-Mars oder eine Verschwörung unter Ludwig XIII. (von 1826). Ob Ludwig XIII. tatsächlich schwul war oder ob diese Behauptung Verleumdung ist, läßt sich nicht zuverlässig feststellen. Sie ist aber wichtig in Bezug auf die sexuelle Ausrichtung Philipps.

Kommen wir noch einmal auf Gaston zurück, der sechseinhalb Jahre jünger war als Ludwig XIII., was zumal in jüngeren Jahren schon etwas bedeutet. Er erhielt einen sehr modernen Unterricht: an die Wände seines Zimmers wurden Landkarten aufgehängt, und man ließ ihn und die jungen Adligen, die zusammen mit ihm erzogen wurden, Szenen aus der Geschichte nachspielen.

Wie vorhin erwähnt, konnte sich Maria von Medici 1610 nach dem gewaltsamen Tode Heinrichs IV. als Regentin für den unmündigen Ludwig XIII. installieren lassen. Das war sie 1617 immer noch, wobei sie als Leiter der Politik einen Italiener, Concini, beschäftigte. Allmählich wurde Ludwig XIII., inzwischen fast 17 Jahre alt, aber ungeduldig und inszenierte am 24.4.1617 mit Hilfe seines Falkners Charles d'Albert du Luynes, einen Staatsstreich gegen seine Mutter. Dabei wurde Concini erschossen. Die Königinmutter wurde verbannt, konnte aber fliehen und führte zwei Jahre lang einen regelrechten Bürgerkrieg gegen ihren Sohn. Dann kam es zur Versöhnung, aber das Spiel wiederholte sich noch mehrmals. In dieser Zeit begann auch der Aufstieg Richelieus, der von der Partei der Mutter zu der des Königs wechselte; 1624 wurde er in den Staatsrat aufgenommen, den er bald beherrschte. Gaston, der 1624 immerhin auch schon 16 Jahre alt ist, hielt sich aber aus diesen Auseinandersetzungen heraus.

Am 10.11.1630 kommt es zur sog. *journée des dupes*, dem Tag der Düpierten: es gelingt Richelieus politischen Gegnern, ihn zu stürzen, aber Ludwig XIII. hält doch an ihm fest, bestätigt seine Entmachtung also nicht. Anschließend beginnt Richelieu etwas, was man heute wohl politische Säuberungen nennen würde: er läßt die wichtigsten seiner Gegner vor Gericht stellen und teils auch hinrichten. Die Prozesse finden aber nicht vor den ordentlichen Gerichten statt, sondern der König ernennt jeweils Sonderkommissionen für den einzelnen Prozeß. Diese Maßnahmen treffen auch Berater und Freunde Gastons, der schließlich Ende 1630 aus Frankreich nach Lothringen und weiter nach dem spanischen Flandern flieht; auch die Königinmutter Maria von Medici geht ins Exil, aus dem sie nie mehr nach Frankreich zurückkehren kann.

Mit Gaston sieht es etwas anders aus: die folgenden Jahre sind eine fast ununterbrochene Kette von Rebellionen Gastons und anderer gegen den König und Versöhnungen, die dann aber doch wieder schei-

tern usw. Ludwig XIII. und Richelieu sind gegenüber Gaston in einer Zwangslage, denn der König ist immer noch kinderlos und Gaston deshalb der unmittelbare Thronfolger, den man nicht wirklich antasten kann. Erst 1638 kam der erste Sohn Ludwigs XIII., der nachmalige Ludwig XIV. zur Welt.

Kardinal Richelieu sah als Leiter der Politik seine Aufgabe darin, in Frankreich den königlichen Absolutismus durchzusetzen, d.h. die großen Adelsfamilien zurückzudrängen, die bisher Anteil an der Macht hatten und es als selbstverständlich ansahen, daß ihnen die wichtigen und einträglichen Funktionen übertragen wurden, z.B. die Gouvernementsstellen in den Provinzen. Deren Ansprüche zurückzudrängen, gelang Richelieu etwa dadurch, daß er eine königliche Konkurrenzverwaltung unter den sog. Intendanten aufbaute, die effektiver und moderner organisiert war und die Befugnisse der Gouverneure austrocknete. Man muß sich allerdings hüten, die Maßnahmen Richelieus und den Widerstand gegen ihn einseitig aus der Sicht des erfolgreichen Absolutismus zu sehen. Zentralismus ist kein Wert an sich, eine angemessene Beteiligung der lokalen Repräsentanten an der Macht ist aus unserer heutigen Sicht wünschenswert und sinnvoll.

Als Richelieu am 4.12.1642, noch vor Ludwig XIII., starb, hatte er für seine Nachfolge vorgesorgt und mit Giulio Mazarini einen Nachfolger aufgebaut, der ebenfalls den Kardinalshut bekam:



Kardinal Mazarin, wie er französisiert heißt, trat anders als Richelieu in ein gutes Verhältnis zur Königin Anna. Es wird sogar behauptet, daß es sich um mehr als nur ein politisches Verhältnis handelte, aber das können wir dahingestellt lassen.

Die Zusammenarbeit bewährte sich, als Ludwig XIII. 1643 starb. Der König hatte sterbend ein Testament verfaßt, in dem er für die Zeit der Minderjährigkeit des neuen Königs einen Regentschaftsrat einrichtete und außerdem seinem Bruder Gaston weitgehende Vollmachten übertrug. Fürstliche Testamente hatten in der Regel eine kurze Halbwertszeit, wenn sie sich über die herkömmlichen Regeln der Staatsverwaltung hinwegsetzten, und so war es auch hier. Königin und Kardinal gelang es durch schnelles Handeln, dieses Testament durch das Parlament von Paris aufheben zu lassen, so daß die Königin die alleinige Regentin für den jungen Ludwig XIV. wurde, ebenso wie die Witwe Heinrichs IV. Regentin für Ludwig XIII. gewesen war. Gaston war dadurch ausgebootet.

Hier ist ein Wort über die Parlamente im alten Frankreich angebracht. Dieses Wort bezeichnet keine Volksvertretungen, sondern die obersten Gerichtshöfe, deren wichtigster und einflußreichster das Parlament von Paris war. Es hatte neben Zivil- und Strafprozessen auch die Aufgabe, die Erlasse des Königs in seine Register einzutragen, wodurch sie erst volle Rechtskraft erlangten. Das war normalerweise Routine, aber es konnte vorkommen, daß das Parlament Einwände erhob, rechtliche Bedenken, die aber durchaus politisch motiviert sein konnten.

Dagegen gab es ein Mittel, das sog. *lit de justice*, das "Bett der Gerechtigkeit". Der König konnte als oberster Gerichtsherr selbst den

Vorsitz des Parlamentes übernehmen, indem er in Person dort erschien und die Eintragung seines Erlasses befahl. Bei dieser Gelegenheit saß der König nicht auf einem Thron, sondern lag entspannt auf einem Diwan, daher der Ausdruck *lit de justice*. Allerdings konnte man dieses Mittel nicht allzu oft anwenden, sonst verbrauchte sich seine Wirkung, wie später Ludwig XVI. feststellen mußte.

Die Königin und Mazarin ließen also sofort nach dem Tode Ludwigs XIII. den jungen Ludwig XIV. ein *lit de justice* abhalten, welches das Testament Ludwigs XIII. als den Grundregeln der französischen Monarchie widersprechend für ungültig erklärt und der Königin die alleinige Regentschaft zusprach. Behalten Sie das ein bißchen im Gedächtnis, denn am Ende des Kapitels werden wir einen Parallelvorgang beobachten.

Das Einvernehmen mit den Parlamenten währte aber nicht lange, denn von 1648 an kam es zu einem Aufstand gegen Mazarin und die Regentin, die sog. Fronde, der zunächst vom Parlament und den Bürgern von Paris ausging; später schlossen sich ihm die großen Adelsgeschlechter an, und Gaston stellte sich an seine Spitze. Am 13.9.1648 mußten die Regentin und der junge König aus Paris fliehen. Der kleine Philipp war nicht transportfähig, weil er erkrankt war, und wurde in Paris zurückgelassen, wo er gewissermaßen eine Geisel der Aufständischen war. Es gelang aber einige Tage später, am 22.9., ihn in der Kutsche eines Besuchers versteckt auch aus der Stadt zu bringen. Im Oktober konnte die königliche Familie nach Paris zurückkehren, mußte aber im Januar erneut fliehen und konnte wiederum erst im Oktober wieder zurückkehren.

Der Aufstand, der teilweise auch bürgerkriegsartige Formen annahm, dauert fünf Jahre lang. Man bezeichnet ihn als die Fronde. Auch als Ludwig XIV. sechs Jahre später lebensgefährlich erkrankte, witterte die Fronde erneut Morgenluft, aber der König genas wieder. Die Erfahrungen mit der Fronde haben vor allem die Einstellung Ludwigs XIV. gegenüber Paris und gegenüber dem Adel nachhaltig geprägt und ihn veranlaßt, sich eine Residenz außerhalb vom Paris zu bauen: Versailles.

Gaston, der Bruder Ludwigs XIII. und Onkel der kleinen Prinzen, beteiligte sich wie gesagt aktiv an der Fronde und hatte, wie vorhin dargestellt, eigentlich zeit seines Lebens in Konflikt mit Ludwig XIII. gelebt. Deshalb war es beinahe selbstverständlich das Ziel bei der Erziehung Philipps, des Bruders Ludwigs XIV., dafür zu sorgen, daß er nie auf solche Gedanken kommen würde. Er sollte sich nicht für Politik interessieren, sondern ausschließlich für die schönen Dinge des Lebens, seien diese materieller oder kreatürlicher Art.

So lesen wir etwa im heutigen Standardorakel, also bei Wikipedia: "Philipp, der schon als Kind ein eher feminines Verhalten aufzeigte, wurde in der Folgezeit weiter wie ein Mädchen behandelt und gekleidet, jedwedes maskuline Verhalten wurde bewußt unterdrückt und der Junge stattdessen mit Schmuck und Kleidern überhäuft. Der Marquis d'Argenson äußerte sich dazu folgendermaßen: 'Der Abbé de Choisy hat mir wiederholt etwas bestätigt, das er in seinen Memoiren kurz erwähnt hat, daß es nämlich eine Folge der Politik Kardinal Mazarins war, daß man Monsieur, den Bruder des Königs, auf eine äußerst weibische Art

und Weise aufzog, wodurch er kleinmütig und verachtenswert werden mußte ...' "

Ähnliches finden wir auch in der nicht-anonymen Literatur. Schon die Herausgeber der Memoiren des Marquis de La Fare schreiben 1828²⁹: "L'éducation effeminee que ce prince avoit reçue le rendoit peu propre aux affaires, et l'on étoit encore effrayé de l'exemple de Gaston, duc d'Orléans." (Die weibische Erziehung, die dieser Prinz erhalten hatte, machte ihn wenig geeignet für Staatsangelegenheiten, und man war noch gewarnt durch das Beispiel Gastons, des Herzogs von Orléans.)

Ein Herausgeber der Briefe Liselottes von der Pfalz schreibt 1967 im Vorwort³⁰: "In Herzog Philipp von Orléans ... fand Liselotte einen Gatten, der, von Natur weichlich und Putz und Spiel übermäßig ergeben, durch seine Erzieher absichtlich mißleitet worden war, um niemals als Nebenbuhler des Königs auftreten zu können."

Dirk Van der Croysse schreibt 1990³¹: "Weder Anne von Österreich [die Königin-Mutter] noch Mazarin scheinen es eilig gehabt zu haben, den kleinen Herzog von Orléans seinen Gouvernanten wegzunehmen, die ihn über die Maßen verhätschelten, und dies um so lieber, als er von delikater, fast femininer Schönheit war. ... Durch diese Erziehung entwickelte sich bei ihm eine sehr ausgeprägte Vorliebe für weiblichen Zierrat, Parfüms und Schmuck. ... Duldete man diese Neigung nur, oder förderte man sie? ... Man kann verstehen, daß die Furcht, der kleine Monsieur könnte in die Fußstapfen seines unsäglichen Onkels [Gaston] treten, Mazarin auf die Idee gebracht hatte, Monsieur politisch auszuschalten, indem er ihn psychisch kastrierte. Man nutzte seine Vorliebe für Frauenkleider und machte aus ihm schließlich einen Hampelmann, dessen modische Extravaganzen man achselzuckend ertrug. ... So wurde ein Sohn Frankreichs mit einem ausgeprägten modischen Bewußtsein bewußt verweiblicht."

Wir müssen uns allerdings die Frage stellen, ob das so zutrifft. Was die Kleidung angeht, war es generell üblich, die Kinder mit weiten Gewändern auszustaffieren, die für Jungen und Mädchen gleich waren; das war noch im 19. Jahrhundert so üblich und im übrigen ganz einfach praktischer. Ich zeige Ihnen ein Bild des späteren deutschen Kaisers Wilhelms II., bei dessen Erziehung (wie wir im 18. Kapitel hören werden) eine Verweichlichung nun wahrlich nicht beabsichtigt war:



Die Kinder, ebenfalls beiderlei Geschlechtes, verbrachten die ersten Jahre unter der Aufsicht ihrer Mütter und deren weiblichen Hofstaates. Etwa mit sieben Jahren, also zu dem Zeitpunkt, zu dem man

²⁹ A. Petitot & Monmerqué (Hgg.): Mémoires et réflexions sur les principaux événemens du règne de Louis XIV ... par le marquis de la Fare [1644 – 1712] (Paris 1828) S. 149 Anm. 1.

³⁰ Die Briefe der Liselotte von der Pfalz. Ein Frauenleben am Hofe des Sonnenkönigs (o.O., o.J.; Goldmanns Gelbe Taschenbücher 679) S. 10.

³¹ Dirk Van der Cruysse: "Madame sein ist ein ellendes Handwerck". Liselotte von der Pfalz ... eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkänigs (München 1990) S. 165–167.

heute in die Schule kommt, bekamen die Knaben männliche Erzieher und wurden in Hosen gekleidet. Es gibt keinen Hinweis darauf, daß man diesen Zeitpunkt bei Philipp künstlich hinausgezogen hätte. Auch für die Mädchen kam es mit etwa sieben Jahren zu einem Wechsel der Kleidung, denn von nun begann man, sie in der Taille zu schnüren, so daß auch sie jetzt die Erwachsenenkleidung trugen.

Was die Inhalte des Unterrichts anging, sah es schon anders aus. Ludwig und Philipp wurden nicht gemeinsam erzogen, was aber auch damit zusammenhing, daß Ludwig drei Jahre älter war, und das macht zu diesem Zeitpunkt schon etwas aus. Es kam zwar vor, daß besonders intelligente oder frühreife Kinder am Unterricht der älteren Geschwister teilnahmen; aber in diese Kategorie gehörte Philipp nicht. Er erhielt auch keinen Sprachunterricht, beherrschte also zeit seines Lebens nur das Französische und wohl etwas Spanisch, das er von seiner Mutter aufschnappte, aber zum Beispiel kein Latein wie Ludwig. Offenbar war man auch großzügig, wenn er einmal keine Lust hatte zu lernen, und ließ ihn dann lieber spielen. Überhaupt konnte er sich nur schwer auf eine Sache konzentrieren; heute nennt man das wohl ADHS-Syndrom. Philipp redete außerdem ununterbrochen und war, auch als Erwachsener, nie in der Lage, ein Geheimnis für sich zu behalten. Beides machte ihn dann später zu einem geschätzten Gastgeber.

Ich kann Ihnen seine Handschrift zeigen. Hier als Zehnjähriger:



Und hier im Erwachsenenalter:



Die Autorin des Buches, aus dem ich die Abbildung entnommen habe, behauptet, die Schrift sei nahezu unlesbar, aber das stimmt nicht. Ich konnte sie jedenfalls ohne besondere Mühe entziffern:

*'l mardi du soir
Vous maues fait le plus grand
plaisir du monde de mauoir
assuré des nouvelles du comte
nauai et je vous en remercie*

Man muß zum Verständnis nur das *maues* und das *mauoir* in *m'avez* und *m'avoit* umwandeln und generell beachten, daß *u* und *v* um diese Zeit noch nicht unterschieden werden.

Schwieriger ist die Frage nach Philipps Homosexualität, und ob sich diese als Folge seiner Erziehung entwickelt hat. In der älteren Sekundärliteratur wird Homosexualität meistens als eine Art Krankheit betrachtet, für die man dann nach Ursachen sucht. Die zeitgenössischen Quellen stehen ganz unter der Auffassung, daß es sich um Sünde und Laster handele, die sprichwörtliche Sünde "wider die Natur", die noch bis zum Ende des Ancien Regime mit der Todesstrafe bedroht war. Strafbar war sie auch danach noch; der ominöse § 175 ist auch bei uns erst 1969 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen worden. Man muß aber

auch daran denken, daß bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein die Kleinkindersterblichkeit extrem hoch war, so daß Paare gleichen Geschlechts, die für die Erhaltung der Menschheit unnütz waren, als Verschwendung angesehen werden mußten. Allerdings kann man dagegen halten, daß gerade im Christentum die Bewahrung der Jungfräulichkeit als hohes Verdienst angesehen wurde.

Nun muß man aber grundsätzlich zwei Dinge unterscheiden: auf der einen Seite die Frage, ob sich die sexuelle Zuneigung eines Menschen mehr auf das andere oder mehr auf das eigene Geschlecht richtet; und auf der anderen Seite die Frage, ob das Verhalten eines Menschen dem traditionellen Rollenbild seines Geschlechtes entspricht, nach dem Motto: Mädchen spielen mit Puppen, Jungen spielen Fußball. Die Aussagen über Philipp behaupten ja: daß sein Interesse auf eher weibliche Beschäftigungen wie Schmuck und Kleidung gelenkt wurde, habe eine verborgene Homosexualität zum Ausbruch gebracht.

Festhalten können wir jedenfalls: Ludwig wurde bewußt zum Politiker erzogen, während in Philipps Lehrplan solche Themen bewußt ausgelassen wurden. Er sollte, falls etwa eine neue Fronde versuchen würde, ihn zur Gallionsfigur eines Aufstandes gegen Ludwig zu machen, nur müde abwinken: "Das interessiert mich nicht."

Es kam noch etwas hinzu, was den Kardinal, Ludwig und seine Umgebung im Hinblick auf eine neue Fronde mit Sorge erfüllte: Philipp war seinem Vater Ludwig XIII. wie aus dem Gesicht geschnitten, während Ludwig ganz anders aussah. Philipp war klein und zierlich – auch wenn er dann später ziemlich in die Breite ging, aber das ist eine andere Geschichte –, und er hatte tiefschwarzes Haar. Beides traf auch auf seinen Vater zu. Ludwig XIV. dagegen war wesentlich größer und kräftiger und hatte mittelbraunes Haar, jedenfalls wenn er die dunkle Perücke absetzte. Konnte man nicht gegenüber der Bevölkerung in Frage stellen, ob er überhaupt der wahre Sohn seines Vaters war, dem er so gar nicht ähnlich sah? Ganz anders als Philipp?

Und damit sind wir schon bei der Geschichte vom "Mann mit der eisernen Maske" angekommen. Es geht dabei um einen geheimnisvollen Gefangenen, der 1669 inhaftiert wurde, immer eine Gesichtsmaske tragen mußte und mit niemandem Kontakt aufnehmen durfte, bis er schließlich 1703 starb. Er wird in verschiedenen zeitgenössischen Quellen erwähnt, so auch in der Korrespondenz Liselottes von der Pfalz. Seine Identität ist bis heute ungeklärt.

Die prickelndste These, die z.B. von Voltaire kolportiert und von Alexandre Dumas dem Älteren zu einem Roman verarbeitet wurde, sieht in ihm einen Zwillingsbruder Ludwigs XIV., den dieser gefangenhalten ließ, weil er eigentlich die besseren Thronrechte gehabt hätte. Demnach hätte sich Ludwig nicht getraut, ihn töten zu lassen. Nun fand die Geburt eines französischen und sonstigen Prinzen nicht im stillen Kämmerlein statt, sondern vor vielen Zeugen, um genau eine solche Manipulation zu verhindern und auch um zu verhindern, daß ein fremdes Kind untergeschoben wurde. Ein berühmtes Beispiel für diese Praxis aus früherer Zeit ist die Geburt Friedrichs II. 1194 in lesi, die geradezu auf dem Marktplatz dieser Stadt erfolgte. Aus demselben Grund war übrigens auch die fürstliche Hochzeitsnacht eine öffentliche Angelegenheit, die ebenfalls vor zahlreichen Zeugen erfolgte.

Einige Autoren versuchen die Zwillingsthese durch die Behauptung zu retten, die Königin habe zunächst regulär Ludwig XIV. geboren und später, nachdem sie sich habe zurückziehen können, noch ein weiteres Kind zur Welt gebracht. Wieso wäre dieser zweite Zwilling dann aber der eigentliche Thronerbe gewesen? Nach mittelalterlicher Auffassung, die u.U. auch noch im 17. Jahrhundert gängig war (was ich nicht genau weiß), setzen Mehrlingsgeburten auch einen mehrfachen Geschlechtsverkehr voraus. Wenn die Kinder nun unterschiedlich aussehen, läßt das auf zwei verschiedene Väter schließen. Ludwig XIV. sah Ludwig XIII. nicht besonders ähnlich; er könnte also von einem anderen Vater stammen, der Zwilling aber echt sein. Es geht aber noch kurioser: von zwei Zwillingen muß nach der Logik des doppelten Geschlechtsverkehrs der später geborene der ältere sein, denn er ist ja als erster in den Körper der Mutter hineingelangt.

Der Mann mit der eisernen Maske gehört zum festen Bestand der Bücher und Fernsehsendungen, die uns darüber aufklären, wie die Geschichte wirklich abgelaufen ist und was uns die Fachhistoriker alles verschweigen ... Aber zurück zur Realität.

Ludwig XIV. war bemüht, seinem Bruder Philipp bei jeder Gelegenheit klar zu machen, daß er nur die zweite Geige zu spielen durfte und daß er, Ludwig, allein das Sagen hatte. Daß sich Philipp dann so weit wie möglich von ihm unterscheiden wollte, auch in der sexuellen Ausrichtung, ist verständlich. Ludwig XIV.



war bekanntlich der größte Hurenbock seines Jahrhunderts. Daß er sogar seine eigenen Schwägerin anbaggerte, haben wir schon gehört, mit Louise de la Vallière hatte er drei uneheliche Kinder, mit Madame de Montespan deren sechs; und dazu kommt noch eine erhebliche Dunkelziffer. Da lag es nahe, daß Philipp 1680 eine homosexuelle Bruderschaft gründete, der pikanterweise auch ein unehelicher Sohn Ludwigs angehörte ...

Schauen wir noch einmal die beiden Ehen Monsieurs an: die erste Ehe begann im Himmel, entwickelte sich dann aber schnell zur Katastrophe, woran Ludwig XIV., wie schon geschildert, nicht unschuldig war. Die zweite Ehe verlief anders: Liselotte von der Pfalz war keine Schönheit, ganz im Gegenteil, was sie für Ludwig XIV. uninteressant machte, der außerdem damals fest unter der Fuchtel der Madame de Montespan stand. Liselotte war außerdem recht burschikos, hielt sich gerne in freier Luft auf und liebte es zu reiten. Das sind, nach herkömmlicher Auffassung, eher männliche Eigenschaften, so daß – überspitzt formuliert – in der Ehe Monsieur die weibliche, Liselotte die männliche Seite vertrat: dies führte mehrere Jahre lang zu einer harmonischen und glücklichen Beziehung. Erst 1677 kam es zum Zerwürfnis zwischen beiden; in den letzten Jahren fanden sie dann einen leidlichen *modus vivendi*. Ein gemeinsames Interessensgebiet des Paares war das Theater, und viele der Dichter und Musiker, die heute den Ruhm Ludwigs XIV. bilden, sind ursprünglich von Philipp und Liselotte entdeckt, dann aber vom König abgeworben worden.

Philipp von Orléans hatte außerdem eine Eigenschaft, die man ihm gar nicht zutrauen würde: er war ein guter und mutiger Soldat. Und zwar weitaus mutiger als Ludwig XIV., der immer sehr auf seine Sicherheit bedacht war und eine Kriegsführung nach Art der Dampfwalze betrieb: nur wenn er sicher war, durch massive Überlegenheit seiner Truppen zuverlässig zum Erfolg zu kommen, begann er etwa eine Schlacht. Philipp wußte dagegen auch Situationen zu nutzen, die weniger berechenbar waren, aber größeren Gewinn versprachen. Das bewährte sich 1677, als er auf diese Weise bei Cassel nahe der Nordseeküste einen glänzenden Schlachtensieg über Wilhelm von Oranien erlangte.

Das war allerdings auch seine letzte militärische Betätigung, denn Ludwig XIV. übertrug ihm danach nie mehr ein Kommando: es durfte nicht sein, daß irgend jemand erfolgreicher war als der König selbst ... Das wirft kein gutes Licht auf Ludwig XIV., dessen Rivalität mit Philipp geradezu zur Obsession wurde. Die Franzosen nennen Ludwig XIV. gerne *Louis le Grand*, Ludwig den Großen. Diese Bezeichnung ist außerhalb Frankreichs völlig ungebräuchlich. Historische Größe besteht auch darin, daß man zu Zeiten seinen Nachfolger in die Politik und Regierung einführt und so einen problemlosen Regierungsübergang ermöglicht. In dieser Aufgabe hat Ludwig "der Große" vollständig versagt.

Schauen wir uns an, wer der jeweilige Nachfolger Ludwigs im Falle seines überraschenden Todes gewesen wäre. Solange er keine eigenen Söhne hatte, stand sein Bruder an erster Stelle der Thronfolge. Als ihm 1661 sein Sohn Ludwig geboren wurde, trat dieser an die erste Stelle, aber bis zur Volljährigkeit dieses Sohnes 1675 hätte ebenfalls Philipp als Regent die Regierung führen müssen. Es war also ausgesprochen töricht, Philipp von allen Regierungsgeschäften fernzuhalten und ihm sogar bei seiner Erziehung die notwendigen Kenntnisse vorzuenthalten. Daß Ludwig seinen jüngeren Bruder um fast anderthalb Jahrzehnte überleben würde, konnte niemand ahnen. Philipp starb am 8.6.1701 an einem Schlaganfall; Ludwig lebte noch bis zum 1.9.1715.

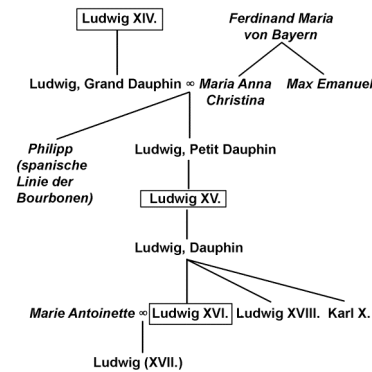
Wenn wir uns die weitere direkte Nachkommenschaft Ludwigs XIV. anschauen, sieht es mehr als mager aus. Er hatte zwar noch fünf eheliche Kinder, die aber alle noch im Kindesalter starben.

- | |
|---|
| <ol style="list-style-type: none">1. Louis, <i>le grand dauphin</i>, 1661 – 17112. Anne Elisabeth, *1662, † am Tage ihrer Geburt3. Marie Anne, *1664 und † noch im selben Jahr4. Marie Thérèse, 1667 – 16725. Philippe Charles, 1668 – 16716. Louis François, * und † 1672 |
|---|

Die göttliche Strafe für die Hurerei des Vaters?

Der einzige überlebende Sohn war also der Dauphin Ludwig. (Sie wissen, daß im alten Frankreich der älteste Sohn des Königs den Titel "Dauphin" führte, genauso wie in England der "Prince of Wales".) Dieser Dauphin hatte zwei überlebende Söhne, einen Ludwig und einen Philipp; ein dritter Sohn Charles starb vor Erreichen des Erwachsenenalters. Von diesen schied Philipp aus der Thronfolge aus, weil er König von Spanien wurde und dabei auf seine französischen Erbrechte ver-

zichten mußte. Der andere Sohn Ludwig hatte drei männliche Nachkommen, von denen die ersten beiden aber ebenfalls jung starben, so daß nur der dritte Sohn Ludwig übrigblieb. Das Schicksal wollte es nun, daß bis auf diesen allerletzten Ludwig alle männlichen Nachkommen Ludwigs XIV. noch vor ihm starben, so daß dieser Urenkel als Ludwig XV. sein Nachfolger wurde:



Diese mehr als magere eheliche Nachkommenschaft steht in seltsamem Kontrast zu Ludwigs unehelicher Brut. Man hat mindestens 16 Maitressen des Königs gezählt:

1. Louise de la Vallière
2. Françoise-Athénaïs de Montespan
3. Bonne d'Heudicourt
4. Françoise de Maintenon
5. Marie Mancini
6. Olympe Mancini
7. Lucie de La Motte-Argencourt
8. Marie-Élisabeth de Ludres
9. Anne-Julie de Rohan-Chabot
10. Mademoiselle de Thianges
11. Lydie de Rochefort-Théoban
12. Marie Angélique de Fontanges
13. Henriette Anne Stuart
14. Claude de Vin des Œillets
15. Anne-Lucie de La Mothe-Houdancourt
16. Catherine de Gramont

Von ihnen sind drei von näherer Bedeutung: zunächst Louise de la Vallière,



denn eine Hofpartei versuchte, über sie Einfluß auf den König zu nehmen. Das ging aber schief und führte zum Sturz des Oberintendanten Fouquet, der sich Hoffnungen auf den Posten des ersten Ministers gemacht hatte; seither regierte Ludwig selbst. Mit Louise de la Vallière hatte Ludwig mindestens drei Kinder. Wichtig ist sodann Madame de Montespan, mit der der König sechs Kinder hatte:



Auf diesem Bild ist sie noch schlank; das änderte sich später. Für die Erziehung der Kinder der Montespan wurde Madame de Maintenon, Witwe des eher obskuren Dichters Scarron, eingestellt:



Ihr gelang es, die Nachfolgerin der Montespan in der Gunst des Königs zu werden, und sie schaffte es sogar, den alternden König dazu zu bewegen, sie regulär zu heiraten, allerdings nur zur linken Hand; die Königin war zu diesem Zeitpunkt bereits gestorben. Hier noch die Handschrift der Maintenon:



Als der alternde Ludwig XIV. nun feststellte, daß ihm von all seinen ehelichen Nachkommen nur der eine Ludwig XV. geblieben war, erfaßte ihn Torschlußpanik. Er ließ zwei seiner Kinder mit der Montespan legitimieren und so in der Erbfolge vor seinen Bruder Philipp bzw. dessen Sohn setzen. Außerdem errichtete er ein Testament,



in dem er einen Regentschaftsrat einsetzte und die beiden legitimierten Söhne zu Vormündern Ludwigs XV. bestimmte, der damals erst fünf Jahre alt war. Es kam aber anders: als Ludwig XIV. gestorben war, ließ Philipp, der Sohn unseres Monsieur und nunmehriger Herzog von Orléans, den kleinen Ludwig XV. ein *lit de justice* abhalten und durch das Parlament von Paris das Testament Ludwigs XIV. aufheben und auch die Legitimierung der beiden Söhne der Montespan für ungültig erklären.

Lassen Sie mich abschließend zu Philipp von Orléans noch drei Zeitgenossen zitieren, deren Äußerungen Sie jetzt mit quellenkritischer Vorsicht hören werden. Die erste Stimme sind die durchaus berühmten, aber auch berüchtigten Memoiren des Herzogs von Saint-Simon:



"Im übrigen hatte Monsieur, der einst durch sein mutiges Verhalten die Schlacht von Cassel gewann und bei allen Belagerungen, an denen er teilnahm, eine ganz natürliche Tapferkeit bewies, nur die schlechten Eigenschaften der Weiber. Er besaß mehr Weltgewandtheit als Geist und keinerlei Bildung. Obwohl er sehr genau und zutreffend Bescheid wußte über die großen Familien, über Abkunft und Verwandtschaftsverhältnisse, war er zu nichts fähig. Wie kein anderer war er weichlich an Körper und Geist, schwach, schüchtern; wie kein anderer wurde er von seinen Günstlingen betrogen, beherrscht und verachtet.

Er war zänkisch, unfähig, irgendein Geheimnis für sich zu behalten, argwöhnisch, mißtrauisch und liebte es, an seinem Hof Streit zu stiften, um zu entzweien oder um Dinge zu erfahren, die man ihm ver-

heimlichte, oft auch nur zu seiner Belustigung, und klatschte bei den einen über die anderen. Bei so zahlreichen Fehlern, die keine Tugend aufwog, hatte er auch noch eine verabscheuenswerte Neigung, die allgemein bekannt und zum ständigen Ärgernis geworden war durch die riesigen Geschenke, mit denen er die, die seine Laune sich erwählte, bedachte. Sie verdankten ihm alles, behandelten ihn oft mit großer Unverschämtheit und setzten ihm oft auch hart zu, um einem Zwist durch fürchterliche Eifersuchtsszenen ein Ende zu machen. Alle jene Leute, die ja auch noch ihre Anhänger hatten, sorgten dafür, daß es an diesem Hof sehr stürmisch zuging. Dazu kam das Gezänk jener Horde entschlossener Weiber am Hof Monsieurs, die alle recht böse und mehr noch als böse waren und an deren jämmerlichem Treiben Monsieur auch noch Anteil nahm und Gefallen fand. ...

Monsieur war ein kleiner Mann mit dickem Bauch, der auf Stelzen zu gehen schien, so hoch trug er die Absätze: stets war er geputzt wie eine Frau, die Finger voller Ringe, behängt mit Armreifen und Edelsteinen. Er trug eine lange, schwarze, gepuderte Perücke, die auf Schulter und Brust ausgebreitet war. Schleifen und Bänder liebte er über alles. Er benützte alle möglichen Parfüms und war in allem die Reinlichkeit selbst. Man sagte ihm gar nach, er lege unmerklich auch etwas Rot auf. Seine Nase war recht lang, er hatte einen wohlgeformten Mund und schöne Augen, ein volles, aber recht langes Gesicht. Alle seine Portraits sind ihm ähnlich.

Mich ärgerte, daß sein Äußeres so sehr daran erinnerte, daß er ein Sohn Ludwigs XIII. war, jenes großen Fürsten, dem er, außer in seiner Tapferkeit, so völlig unähnlich war."

Die Schlußbemerkung zielt darauf, daß Ludwig XIII. es war, der die Familie Saint-Simons überhaupt erst zu Herzögen gemacht hatte. Er stammte also nicht etwa aus altem Adel.

Der Marquis Charles-Auguste de La Fare, der 15 Jahre lang Gardehauptmann Philipps gewesen war, schreibt in seinen Memoiren³²: "Madame Henriette Stuart, sœur de Charles II, roi d'Angleterre, ... avoit épousé, comme j'ai dit, Philippe de France, frère unique du Roi." (Madame Henriette Stuart, Schwester Karls II., des Königs von England, hatte, wie ich schon sagte, Philipp von Frankreich geheiratet, den einzigen Bruder des Königs.)

"Ce prince, jeune, beau, et qui aimoit les plaisirs, commença par être amoureux de sa femme, qui, quoiqu'un peu bossue, avoit non-seulement dans l'esprit, mais même dans sa personne, tous les agréments imaginables: mais comme ce prince n'étoit pas destiné à n'aimer que les femmes, la violence de cette passion dura peu; et quoiqu'il ait eu toute sa vie beaucoup de commerce avec ce sexe, je doute qu'il en ait jamais eu d'autre." (Dieser Prinz, jung, schön, der die Vergnügungen liebte, war anfangs sehr verliebt in seine Frau, die, wiewohl etwas bucklig, nicht nur im Intellekt, sondern in ihrer ganzen Person alle denkbaren Vorzüge aufwies: aber da der Prinz nicht dafür geschaffen war, nur die Frauen zu lieben, dauerte die Macht dieser Leidenschaft nur kurze Zeit; und wiewohl er sein ganzes Leben lang viel Verkehr mit diesem Ge-

³² Ausgabe S. 176. 5. Kapitel.

schlecht hatte, zweifele ich daran, daß er sich jemals für eine andere Frau interessierte.)

"De tout l'amour qu'il eut pour elle, il ne lui resta bientôt que la jalousie. Il eut assez de sujet de l'exercer d'une jeune princesse adorée de tout le monde, un peu coquette, et quoique vertueuse, à ce que je crois, bien aise pourtant d'être aimée." (Von all der Liebe, die er anfangs für [Henriette] empfand, blieb schließlich nur noch die Eifersucht. Er hatte genug Anlaß, diese zu empfinden, angesichts einer jungen Prinzessin, die von aller Welt bewundert wurde und etwas kokett war, und, wiewohl tugendhaft nach meinem Dafürhalten, es doch genoß, verehrt zu werden.)

Liselotte von der Pfalz, die Philipp ja gut gekannt haben muß, schreibt lange nach seinem Tode (und auch nach dem Tode Ludwigs XIV.) in teils nostalgischer Rückschau folgendes: "Man hat nie differenziertere Brüder gesehen, als Ihre Majestät der König selig und Monsieur selig waren. Haben sich doch sehr lieb gehabt. Der König war groß und lichtbraun und sah männlich aus, hatte außerdermaßen hohe Mienen. Monsieur sah nicht ignobel aus, aber er war sehr klein, hatte pechschwarze Haare, Augenbrauen und Augenlider, große braune Augen, ein gar lang und ziemlich schmal Gesicht, eine große Nase, einen gar zu kleinen Mund und häßliche Zähne. Hatte mehr weibliche als Manns-Manieren an sich. Liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als Spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein, mit einem Worte, alles was die Damen lieben. Der König aber liebte die Jagd, die Musik, die Komödien, mein Herr nur die großen Versammlungen und Maskeraden. Der König liebte Galanterien mit Damen. Ich glaube nicht, daß mein Herr in seinem Leben verliebt gewesen."

Ich habe vorhin erwähnt, daß Philipp von Orléans zwar vom Tode Ludwigs XIII. bis zur Geburt des Grand Dauphin, also von 1643 bis 1661, erster Thronerbe Ludwigs XIV. war, dann aber von den Nachkommen Ludwigs XIV. zurückgedrängt wurde, und daß sein Sohn Regent für den unmündigen Ludwig XV. wurde. Der Tod des gealterten und im Alter bigott gewordenen Sonnenkönigs im Jahre 1715 wurde allgemein als Befreiung empfunden. Es gibt ein berühmtes Bild von Watteau, das er für den Kunsthändler Gersaint als Reklameschild gemalt hat, auf dem das Portrait des alten Königs abgeräumt und vorne links in eine Kiste gepackt wird, während die neuen modernen Bilder aufgehängt werden.



Die Zeit der Regentschaft Philipps II. von Orléans, als Kunststil *Régence* genannt, ist aber auch mit einem Finanzskandal verbunden. Der Finanzberater des Regenten, den dieser beim Glücksspiel kennengelernt hatte, der Schotte John Law,



erzeugte durch Ausgabe von Papiergeld



eine Investitionsblase, die 1720 platzte, zahlreiche Franzosen ruinierte und zur Flucht Ludwigs und zum Rücktritt des Regenten führte. Ludwig XV. wurde für mündig erklärt und regierte bis 1774, dann folgte Ludwig XVI. Der Urenkel des Regenten, der ebenfalls Philippe hieß, war 1789 Mitglied der Nationalversammlung und hat im Prozeß gegen Ludwig XVI. für die Todesstrafe gegen den König gestimmt; so lange wirkte sich die Rivalität der beiden Brüder aus. Der Sohn dieses "Philippe Égalité", der dann übrigens selbst auch guillotiniert wurde, ist der "Bürgerkönig" Louis Philippe seit 1830.

17. KAPITEL: BAYERN ÜBER ALLES – KURFÜRST MAX EMANUEL

VERNUNFT UND GRÖSSENWAHN sind zwei streitbare Gegenspielerinnen, vor allem in der Politik. Wer sich große Ziele setzt, kann sie erreichen oder auch scheitern. Wer sich auf das Mögliche beschränkt, wird nicht scheitern, erlangt aber auch keinen Nachruhm. Fast niemand kennt heute noch den bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria, fast jeder Max Emanuel.

Wir sind in der Situation unmittelbar nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, und damit in der Zeit des Barock, in der nicht nur konkrete Macht, sondern auch das äußere Ansehen das Denken der Menschen beherrscht. Äußeres Ansehen bedeutet auch: den angemessenen Titel zu führen. Der Gedanke ist an sich alt: schon Pippin begründete seinen Staatsstreich gegen den letzten Merowinger damit, daß jener den Königstitel führte, ohne in Wirklichkeit König zu sein, und er nicht König hieß, obwohl er in Wirklichkeit der eigentliche König war. Niemals aber war dieser Gedanke allbeherrschender als in der Barockzeit.

Im deutschen Reich gab es zwei Familien, die sich in dieser Hinsicht besonders vom Schicksal benachteiligt fühlten: die Habsburger und die Wittelsbacher, denn beiden hatte Karl IV. 1356, als er die Goldene Bulle erließ, den Kurfürstentitel vorenthalten. Die Habsburger hatten Abhilfe geschaffen, indem sie sich eine kurfürstengleiche Stellung erfälschten (Stichwort *privilegium maius* →), und außerdem waren sie seit 1440 deutsche Könige und römische Kaiser. An den bayerischen Wittelsbachern nagte dieser Wurm der Zurücksetzung aber noch immer, und als besonderer Hohn gehörten die ketzerischen Wittelsbacher in der Pfalz dem Kurfürstenkolleg an, die rechtgläubigen bayerischen Wittelsbacher aber nicht. Dieser Gedanke bestimmte die Politik und, wie wir sehen werden, die Erziehung in München während des ganzen 17. Jahrhunderts.

Der bayerische Herzog des Dreißigjährigen Krieges war Maximilian I., der 1598 – 1651 regierte:



Im Ergebnis seiner Politik mischen sich Erfolg und Mißerfolg: es gelang ihm tatsächlich, am 25.2.1623 für Bayern die Kurwürde zu erlangen und

dem neuen Kurfürstentum auch die Oberpfalz anzugliedern, die seit 1329 von ihm getrennt war. Die rheinische Pfalz aber, also das Gebiet um Heidelberg, mußte Bayern im Westfälischen Frieden aber wieder herausrücken, und es mußte dulden, daß dieses Gebiet ein protestantisches Kurfürstentum blieb.

Auf Maximilian I. folgte 1651 sein Sohn Ferdinand Maria,



vom strengen Vater in alle Gebiete der Politik wohl eingeführt und mit einer sehr ehrgeizigen Frau, Henriette von Savoyen →, verheiratet. Sie arbeitete am weiteren Aufstieg des Hauses, dem sie nun angehörte.

Der Erwerb der Kurwürde war schön und gut, aber er öffnete nur das Tor zu weiterem Ehrgeiz. Wer sich mit der bayerischen Geschichte befaßte, mußte erkennen, daß Bayern eigentlich eine noch höhere Stellung zustand, nämlich die Königswürde. Bereits zweimal war es gelungen, daß ein bayerischer Herzog römisch-deutscher König und Kaiser wurde, nämlich Heinrich II. zu Anfang des 11. Jahrhunderts und Ludwig IV., genannt Ludwig der Bayer →, im der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. (Wenn man will, kann man auch noch Arnulf von Kärnten in der Karolingerzeit dazunehmen.) Aber ein dauernder Erwerb eines erblichen Königtitels war gescheitert.

Ich habe vorhin erwähnt, daß die Habsburger sich eine kurfürstengleiche Stellung erfälscht haben. Die bayerischen Herzöge versuchten das gleiche, freilich auf gesetzlichem Wege. So erhielten sie am 15.1.1362 durch kaiserliches Privileg eines der kurfürstlichen Vorrechte, das *privilegium de non appellando*, was bedeutet, daß gegen ein in Bayern gefälltes Urteil an kein Gericht außerhalb Bayerns appelliert werden durfte, auch nicht an das Gericht des Kaisers.

Und weil dieses Privileg so wichtig war, beginnt es mit einer ausführlichen Begründung – bereits im Original in deutscher Sprache –, *daß wir – d.h. der Kaiser – haben angesehen den edlen, allten und würdigen stamm der fursten von Bairn, und das vor zeiten das furstumb Bairn ain konigreich gewesen und vor vil hundert jarn von vil Römischen Kaisern und konig, unnsern vorfarn am reich, der ettwovil auch Römisch Keiser und könig gewesen sein und das heilig reich langzeit innengehabt und besessen haben, mit sonders und manicherlay privilegien, freihaiten und gnaden fur annder fürsten und fürstenthumb begnadet und begabt sind.*

In dieser Form ist der Text bereits 1753 gedruckt worden, ging in die Regesta Boica und die Regesta Imperii für Karl IV. und die meisten Arbeiten der Sekundärliteratur ein. Erst in jüngster Zeit fiel auf, daß dieser aus Abschriften des 15. Jahrhunderts gewonnene Text nicht vollständig mit zwei ebenfalls erhaltenen Originalausfertigungen der Urkunden übereinstimmt, und zwar fehlt in den Originalen ausgerechnet die schöne Passage über die alte, königliche Herkunft der wittelsbachischen Herzöge (*das vor zeiten das furstumb Bairn ain konigreich gewesen*), die ich eben zitiert habe. Statt dessen ist in den Originalen von den Diensten die Rede, die der Empfänger dem Reich geleistet habe. Die sachlichen Bestimmungen der Urkunde sind identisch. Diese "Nachbesserung" des Textes brachte dem Privileg einen Platz in dem

großen Sammelband ein, den die Monumenta Germaniae Historica 1988 anlässlich ihres damaligen Fälschkongresses publiziert haben.



Als historische Quelle ist diese Arenga also wertlos, aber sie zeigt sehr deutlich das Selbstbewußtsein der bayerischen Wittelsbacher und ihre Sehnsüchte nach der Königswürde.

1657 schien sich dafür eine neue Chance zu eröffnen. In diesem Jahr starb in Wien Kaiser Ferdinand III., und Frankreich – will sagen Richelieu –, versuchte, den bayerischen Kurfürsten als Nachfolger zu lancieren; Ferdinand Maria widerstand aber der Versuchung in realistischer Einschätzung seiner Möglichkeiten. 1670 folgte jedoch ein Allianzvertrag mit Frankreich, der Bayern jährliche Subsidien einbrachte. Der Vertrag zielte weit in die Zukunft: man will sich wechselseitig unterstützen, um beim Aussterben der Habsburger in Spanien die französischen und in Österreich die bayerischen Erbansprüche durchzusetzen; letztere kamen durch die Mutter des Kurfürsten zustande, die eine Habsburgerin war. Der neue Kaiser Leopold I. hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Kinder.

Daß Ferdinand Maria es ablehnte, für die deutsche Königskrone mit Unterstützung Frankreichs zu kandidieren, hat ihm die ehrgeizige Kurfürstin Henriette nie verziehen, und sie setzte alles daran, ihrem Sohn Max Emanuel ein heroischeres Verhalten einzupflegen. Sein Geschichtsunterricht zielte darauf, ihm die Größe und Bedeutung Bayerns und seine Gleichrangigkeit mit den anderen Staaten zu beweisen; mit Erfolg, wie sich zeigen sollte. Der Kanzler des Kurfürsten schlug in dieselbe Kerbe und verwies darauf, daß Bayern schon zu Zeiten der Karolinger ein Königreich gewesen sei und nicht nur ein Herzogtum. (Das trifft nach meiner Ansicht übrigens tatsächlich zu, aber diese Frage der frühen bayerischen Geschichte können wir hier nicht erörtern.)

Das Problem der fehlenden bayerischen Königswürde, wenn wir es denn als "Problem" bezeichnen wollen, verschärfte sich noch im 17. und 18. Jahrhundert, denn drei anderen Dynastien gelang, was Bayern vorenthalten blieb: 1697 schaffte es der sächsische Kurfürst August der Starke, sich zum König von Polen wählen zu lassen (wozu er, wie im 11. Kapitel schon erwähnt, auch die protestantische Konfession aufgab); 1701 nahm der Kurfürst von Brandenburg die Königswürde für Preußen an, und 1714 erlangte der Kurfürst von Hannover die englische Krone, was im übrigen schon seit 1702 zu erwarten war. Überall wurden also die Kurfürsten zu Königen, nur Bayern dümpelte noch auf Kurfürstenniveau herum.

Max Emanuel, der mit 17 Jahren 1679 die Regierung antrat, hat diese Lehre voll verinnerlicht, und sie bestimmte seine ganze Politik, im Guten wie vor allem im Bösen.



Er verkrachte sich zunächst aus persönlichen Motiven 1680 mit Frankreich und ging ein Bündnis mit dem Kaiser ein, dessen Tochter (deren

Mutter ihrerseits eine Schwester des spanischen Königs war) er heiratete. Zunächst bot sich ihm in den Türkenkriegen, die jetzt, nach der erfolglosen türkischen Belagerung Wiens 1683, Angriffskriege waren, ein Betätigungsfeld, das dem Temperament des jungen Mannes entsprach. Anschließend wurde er kaiserlicher Statthalter in den Niederlanden. In Bayern selbst hielt er sich nur selten auf.

Am 1.11.1700 starb, von allen europäischen Höfen sehnlichst erwartet, König Karl II. von Spanien, und zwar kinderlos. Die Frage, wer sein nächstberechtigter Erbe war, ist eines meiner Standardbeispiele für das Fachgebiet Genealogie. Ich beschränke mich hier auf die bayerischen Aspekte. Die besten Chancen hatte Josef Ferdinand, der Sohn Kurfürst Max Emanuels und Großneffe Karls II.



Er wurde auch in Spanien als Erbe anerkannt, und Max Emanuel sah sich schon als Regent Spaniens für seinen minderjährigen Sohn. Damit wäre er zwar nicht selbst König geworden, aber immerhin Vater eines Königs und Stammvater einer neuen spanischen Dynastie.

Aber leider starb Josef Ferdinand noch vor Karl II. 1699 im Alter von gerade einmal sechseinhalb Jahren; seine Krankengeschichte ist ein erschütterndes Dokument der Medizingeschichte. Die Ansprüche zweier weiterer Kandidaten, eines Enkels Ludwigs XIV. und eines Sohnes Kaiser Leopolds I. waren praktisch gleich gut begründet, so daß es zum Erbfolgekrieg kam, der ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Ludwig XIV. ließ die Niederlande besetzen und zwang auf diese Weise Max Emanuel, die Seiten zu wechseln und ein Bündnis mit Frankreich einzugehen. Dadurch wurde Bayern in den Krieg hineingezogen; der Kurfürst und die Franzosen unterlagen aber in der Schlacht bei Höchstädt 1704 →. Die Folge war eine österreichische Besetzung Bayerns, während Max Emanuel, über den der Kaiser die Reichsacht verhängte, zu Ludwig XIV. floh und erst nach dem Friedensschluß 1714 in sein Kurfürstentum zurückkehren konnte. Die österreichische Besetzung war bei der Bevölkerung außerordentlich verhaßt; Zeugnis dafür legen die sog. Bauernschlacht bei Aidenbach und die Sendlinger Mordweihnacht 1705 ab.

So sahen also die Folgen der Erziehung Max Emanuels aus, und wir können aus heutiger Sicht nicht umhin, sie als fehlleitende Erziehung zu charakterisieren, die negative Anlagen, den zeittypischen Hang zum Überschwang und zur Maßlosigkeit, bestärkte und zu einem völligen Realitätsverlust des Erzogenen führte.

Ein Kuriosum füge ich noch an: Max Emanuel floh nach der Schlacht von Höchstädt direkt vom Schlachtfeld aus nach Belgien. Das führte dazu, daß seine Kinder in die Hand der Österreicher gerieten. Diese behandelten sie zwar einigermaßen human, lenkten ihre Erziehung aber in ihrem Sinne. Mit anderen Worten: den Prinzen wurde im Geschichtsunterricht die Größe Habsburgs als unverrückbare Tatsache vorgeführt, der gegenüber Bayern ein unwichtiger Kleinstaat sei, der zum Kaiser in Wien ehrfurchtsvoll aufzublicken habe. Diese Fehlerziehung – zumindest wenn man sie aus bayerischer Sicht betrachtet – blieb aber erfolglos, denn der Sohn Max Emanuels, Karl Albrecht, hatte

1740, als die österreichischen Habsburger in männlicher Linie ausstarben, nichts eiligeres zu tun, als sich 1742 zum Kaiser wählen zu lassen, und war somit der vierte Kaiser aus Bayern. Der Vorgang war juristisch korrekt, bildete aber eine noch größere Selbstüberschätzung der eigenen Kräfte als die Handlungsweise Max Emanuels und führte für die bayerische Bevölkerung zu den gleich fatalen Folgen, nämlich der Besetzung des Landes durch österreichische Truppen.

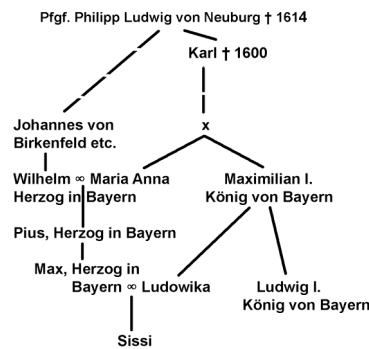
18. KAPITEL: ANTIAUTORITÄRE ERZIEHUNG VS. SPANISCHES HOFZEREMONIELL – KAISERIN SISSI

IN DEN 1970er JAHREN taten sich viele "fortschrittliche" Eltern einiges darauf zu gute, ihre Kinder "antiautoritär" zu erziehen, d.h. ohne Anwendung körperlicher Strafen (die damals noch allgemein üblich waren) und ohne die Aktivitäten der Kinder durch Regeln und Vorschriften einzugrenzen. Als sichtbares Zeichen dieser Erziehung – bzw. nach Meinung vieler des Unterlassens jeglicher Erziehung – galt die Praxis, sich von den Kindern mit Vornamen anreden zu lassen, und nicht mit einer autoritären Bezeichnung wie "Mutter", "Vater" oder dergleichen. Das konnte allerdings auch nach hinten losgehen, wie die Geschichte der kleinen Tochter beweist, die weinend nach Hause kommt und erzählt: "Alle anderen Kinder haben eine Mama und einen Papa, nur ich habe keine ..." Auf den politischen Hintergrund dieser Erziehungsmethode will ich hier nicht näher eingehen, zumal sie heute ja weitgehend durch die sog. Helikoptereltern abgelöst ist, die ihre Kinder keinen Augenblick aus den Augen lassen und möglichst auch kontinuierlich deren Handy orten, wenn sie abwesend sind. Folgender Aushang an der Universität Duisburg/Essen von 2013 ironisiert diese Einstellung in ganz amüsanter Weise:



Im 19. Jahrhundert war eine solche Erziehung noch nicht üblich, und da fiel es auf, wie große Freiheiten Herzog Max in Bayern seinen Kindern ließ, wenn sie auf ihrem Sommersitz in Possenhofen waren. Das bekannteste dieser Kinder ist Elisabeth Amalie Eugenie, besser bekannt unter dem Kosenamen "Sissi", die 1854 den österreichischen Kaiser Franz Josef heiratete und 1898 in Genf ermordet wurde. Man mag zur antiautoritären Erziehung stehen, wie man will – auf ihre Rolle als österreichische Kaiserin hat sie Sissi jedenfalls nicht vorbereitet. Aber schauen wir uns erst einmal die beteiligten Personen an.

Sissi wurde am 24.12.1837 in München geboren. Die Eltern waren Herzog Maximilian in Bayern und Prinzessin Ludovika von Bayern. Die unterschiedlichen Präpositionen sind wichtig, denn der Vater kam aus einer ganz entfernten Nebenlinie der pfälzischen Wittelsbacher, den Grafen von Zweibrücken-Birkenfeld-Gelnhausen,



und sein Großvater Wilhelm litt außerdem noch unter dem Makel, daß er einer nicht ebenbürtigen Ehe entstammte.

Dieser Großvater Wilhelm war mit der Schwester des späteren Königs Maximilian I. verheiratet, und zwar bereits zu einem Zeitpunkt, als noch völlig ungewiß war, ob dieser Maximilian aus einer wittelsbachischen Nebenlinie jemals Bayern erben würde. Zur Zeit des berühmtesten Kurfürsten Karl Theodor (1777 – 1799), als das Erbe für Max bereits in Aussicht stand, wahrte Schwager Wilhelm dessen Rechte in München. Die königliche Dankbarkeit bestand dann darin, daß Wilhelm zum Herzog in Bayern erhoben wurde. Das Spiel wiederholte sich 1828, als derselbe König Max I. seine Tochter Ludowika mit dem Enkel aus dieser Verbindung, eben dem Herzog Max in Bayern verheiratete.

Die Braut, die immerhin eine purpurborene bayerische Prinzessin war, war über diese Mesalliance, ihre Ehe in die "arme Verwandtschaft", alles andere als glücklich. Dazu gleich mehr, aber König Maximilian lag daran, die Familie beieinander zu halten. Schauen wir uns die Ehepartner näher an. Herzog Max



der keine eigentliche politische Rolle hatte und finanziell unabhängig war, auch von der Krone, reiste in der Weltgeschichte umher – unter anderem auch ins Heilige Land, wo er sich zum "Ritter vom Heiligen Grab" schlagen ließ – und interessierte sich ansonsten für bayerische Volksmusik, die er intensiv förderte. Er war ein begabter Zitherspieler, daher sein Spitzname "Zittermaxl". Daß er in Ägypten am Fuße der Cheopspyramide bayerische Gstanzn gesungen habe (in einem Buch sogar auf der Spitze derselben), dürfte aber ins Reich der Legenden gehören. Ferner hielt er sich einen eigenen Zirkus, in dem er auch als Reiter auftrat.



Außerdem schrieb er unter dem Pseudonym *Phantasus* Gedichte und historische Abhandlungen.

In München besaß das Paar das "Herzog-Max-Palais" in der Ludwigstraße.



Häufiger und lieber hielt sich der Herzog aber in seinem Schloß oder besser gesagt Landhaus in Possenhofen am Starnberger See auf, wo er sich ländlich gebärden und ländlich kleiden konnte.



Oder eine Abbildung aus jüngerer Zeit:



Maria Ludowika



sah ihre erzwungene Ehe. wie bereits angedeutet, als Herabwürdigung an, zumal sich der Herr Gemahl auch nicht eben als unerschütterlich treuer Ehemann erwies. Worin die eigentliche Demütigung der Herzogin lag, erkennen wir, wenn wir uns die Heiraten ihrer Schwestern ansehen: ihre ältere Schwester Sophie heiratete den österreichischen Erzherzog Franz Karl →, der in der Thronfolge an zweiter Stelle stand (so daß Sophie sich durchaus als künftige Kaiserin sehen konnte), ihre jüngeren Schwestern Marie und Amalie heirateten nacheinander den König von Sachsen →, Elisabeth den König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. Ludowika wurde dagegen an den Hallodri von Possenhofen gebunden. Sie soll später gesagt haben, ihre Schwestern seien glänzend und unglücklich verheiratet worden, sie nur unglücklich. (Ich mußte formulieren: "sie soll gesagt haben", denn leider macht die Sekundärliteratur bei solchen Bonmots praktisch nie eine nachprüfbare Quellenangabe.)

Hier noch einmal eine Abbildung der beiden aus etwas späterer Zeit, die auf Fotografien beruht und deshalb realistischer sein dürfte:



Das Paar lebte also in einer ungewollten Ehe nebeneinander her. Daß Maria Ludowika bei der Hochzeit gesagt haben soll: "Dieser Ehe und allem, was daraus hervorgeht, soll der Segen Gottes fehlen bis ans Ende", dürfte aber wohl Erfindung im Lichte der nachfolgenden Ereignisse sein.

Während Herzog Max also in der Welt umhervagabundierte, sah es die Herzogin als ihre Hauptaufgabe an, wenigstens ihre Töchter standesgemäß zu verheiraten. Aus der Ehe gingen nämlich trotz allem 10 Kinder hervor, von denen fünf interessant sind: ein Sohn Carl Theodor, der ein berühmter Augenarzt wurde, und vier Töchter Helene Karoline Therese, Elisabeth Amalie Eugenie, Sophie Charlotte Auguste und Marie Sophie Amalie. Sophie ist diejenige, die eine Zeit lang mit König Ludwig II. verlobt war.

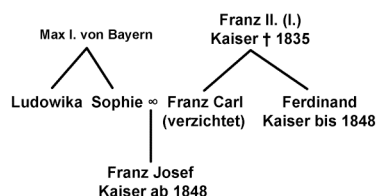
Die jüngste Tochter Marie machte eine steile, aber am Ende unglückliche Karriere, denn sie wurde mit dem letzten König von Neapel verheiratet, Franz II. Dieser kam 1859 an die Regierung, wurde aber schon 1860 von Garibaldi entthront, um Süditalien in den neuen italienischen Nationalstaat einzubeziehen. Das lief nicht gewaltfrei ab. Zuletzt

verschanzten sich die Monarchisten in Gaeta, wobei Marie den Widerstand leitete, während Franz II. sich als feiges Weichei erwies. Die "Heldin von Gaeta" lebte dann in Rom (das ja erst 1870 zu Italien kam) im Exil und bemühte sich, von dort aus den Widerstand weiterzuführen. Deshalb versuchte die neue italienische Regierung, sie öffentlich zu diskreditieren, indem sie gefälschte Photographien veröffentlichte, die die Königin in pornographischen Posen zeigten.

Auch für die anderen Töchter plante Maria Ludowika glänzende Karrieren. 1854 sollte der junge Kaiser Franz Josef von Österreich verheiratet werden. Und zwar hatten die beiden Schwestern Sophie und Ludowika vereinbart und auch politisch durchgesetzt, daß Franz Josef Ludowikas älteste Tochter Helene zur Frau nehmen sollte. Es kam dann anders, aber erst einmal müssen wir uns den Bräutigam ansehen.

In Österreich regierte seit 1792 Franz II., der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, der mit mehr Glück als Verstand Napoleon überlebte und anschließend während der Zeit der Restauration mit Fürst Metternich als Staatskanzler ein reaktionäres Regime der Bespitzelung und Unterdrückung errichtete; man nannte ihn auch "Nero im Schlafrock". Franz der Andere, wie er im zeitgenössischen Deutsch hieß, hatte 1806 die römische Kaiserwürde niedergelegt und das Alte Reich aufgelöst, zuvor aber schon 1804, als Reaktion auf die Krönung Napoleons zum "Kaiser der Franzosen", die Würde eines "Kaisers von Österreich" angenommen, wobei dieses Kaisertum Österreich nicht nur die deutschsprachigen Gebiete, sondern auch Böhmen und vor allem auch Ungarn umfaßte.

Franz I. (österreichischer Zählung) starb 1835. Sein Nachfolger wurde Ferdinand I., ein kranker und geistig behinderter Mann, der nicht wirklich regierungsfähig war, aber die Staatsmaschinerie unter Metternich lief weiter. Als es aber 1848 zur Revolution kam und Ungarn die Habsburger für abgesetzt erklärte, wurde dieser Zustand unhaltbar, und man veranlaßte Ferdinand zum Rücktritt. Der Nachfolger wäre nun sein jüngerer Bruder Franz Carl gewesen, der mit Sophie von Bayern verheiratet war. Aber auch Franz Carl war zwar ein freundlicher und gemüthlicher Herr, aber als Kaiser, zumal in der kritischen Situation von 1848, völlig ungeeignet; und das sah er auch selbst ein. Deshalb verzichtete auch er auf die Kaiserwürde zugunsten seines damals gerade 18jährigen Sohnes Franz Josef.



Damit war Sophie von Bayern, die Schwester Ludowikas, zwar nicht Kaiserin geworden, aber doch die Mutter des Kaisers, eines jungen Mannes, den sie zumindest anfänglich ebenso beherrschte wie den gesamten Wiener Hof. Daß Franz Josef seine Stellung eigentlich ihrem Verzicht verdankte, hielt sie ihm auch immer wieder vor.

1854 also sollte Franz Josef verlobt werden, und zwar mit der 18jährigen Prinzessin Helene, was die Mütter im Rahmen eines zwang-

losen Familientreffens in Bad Ischl arrangieren wollten. Es kam aber anders. Weil es ein Familientreffen sein sollte, wurde auch die jüngere 15jährige Schwester Elisabeth mitgenommen. Und in sie verliebte sich der Kaiser bei der entscheidenden Begegnung spontan und gegen alle Planungen der Mütter. Männer sind eben wie Streichhölzer: wenn sie entflammt sind, verlieren sie den Kopf ... So sah Sissi damals aus (es handelt sich um eine Photographie von 1852 oder 1853):



Und hier der Anfang des Ehekontraktes,



der also, wie Sie sehen, zwischen dem Bräutigam und dem Brautvater abgeschlossen wurde; die Braut ist erst an dritter Stelle genannt.

Es handelte sich also um eine der großen Liebesheiraten der Weltgeschichte, aber ob es auch eine kluge Entscheidung war, muß bezweifelt werden. Man muß mit aller Brutalität sagen: als Kaiserin von Österreich war Sissi eine absolute Fehlbesetzung. Sie hat in dieser Rolle vollständig versagt, und es kann sein, daß bei einer anderen Wahl Franz Josefs die gesamte Weltgeschichte bis heute einen anderen Verlauf genommen hätte. Hier eine Abbildung der beiden, die die Pointe hat, von Sissi selbst gezeichnet zu sein:



Der Wechsel aus der ungezwungenen Atmosphäre Possenhofens in die Welt des spanischen Hofzeremoniells in Wien war ein Schock für Sissi, den sie zeit ihres Lebens nicht überwunden hat. Insbesondere war es ihr zuwider, in der Öffentlichkeit aufzutreten und dabei angestarrt zu werden, was aber in ihrem "Job" als Kaiserin unvermeidlich war. So zog auch sie sich möglichst aus der Welt zurück, oder sie provozierte bewußt durch Übertretung der Regeln. Ein Beispiel dafür ist die berühmte Handschuhkrise: das spanische Hofzeremoniell sah vor, daß die Kaiserin auch während der Mahlzeiten Handschuhe trug, und die Obersthofmeisterin, die sich der Rückendeckung durch die Mutter des Kaisers sicher war, bestand rigoros auf der Einhaltung des Zeremoniells. Sissi aber weigerte sich, und in diesem Fall entschied Franz Josef zu ihren Gunsten. Aber das war nicht immer so.

Eine ganz unschöne Geschichte ist der Fall des Rustimo, eines kleinwüchsigen Negers, den Sissi als Spielgefährten ihrer Tochter engagierte, obwohl er dieser unheimlich war.



Auch dieser Akt eines offenkundigen Rassismus diente nur dazu, die Wiener Hofgesellschaft zu provozieren.

Sissis Ablehnung des Hofes, des Hofzeremoniells und Österreichs überhaupt gilt selbst für scheinbar positive Handlungen: so bevorzugte sie Ungarn und erlernte die ungarische Sprache zu einem

Zeitpunkt, als es die schwersten inneren Konflikte zwischen Österreich und Ungarn gab. Franz Josef war ihr hörig, was folgendes Foto treffend zum Ausdruck bringt; es zeigt beide beim Spaziergang in Bad Ischl:



Und die Briefe, die er ihr schickte, hat er wohl tatsächlich mit "dein liebes Männchen" unterschrieben.

Die Kaiserin war schön, zumindest in jüngeren Jahren, und war fest entschlossen, diese Schönheit zu erhalten. Sie tat alles, um ihre schlanke Figur und vor allem ihre schlanke Taille zu bewahren, was schließlich bis hin zur Magersucht führte. Sie war ungefähr so groß wie ich, wog aber nie mehr als 50 kg. Ihr Fitness-Studio in der Wiener Hofburg ist noch erhalten. Sie fühlte sich gewissermaßen als *Austrias next topmodel*. Inbegriff ihrer Schönheit waren ihre Haare, die man ja auf praktisch allen Abbildungen der Kaiserin bewundern kann. Hier eines der sog. geheimen Portraits, die erst 1918 bekannt wurden, weil Franz Josef sie in seinem Arbeitszimmer hatte aufhängen lassen:



Realistischer dürfte diese Abbildung sein, die wiederum auf einem Foto beruht:



Die Kaiserin war also schön, aber sie setzte ihre Schönheit nicht ein, um ihren Mann politisch zu unterstützen; dies wäre möglich gewesen und hätte das Ansehen und die Beliebtheit der Monarchie fördern können, die statt dessen immer mehr der Katastrophe des 1. Weltkrieges zutrieb.

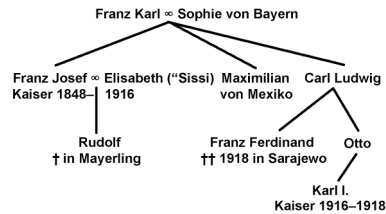
Wie gesagt entzog sie sich immer mehr ihren Repräsentationspflichten und hielt sich, wann immer möglich, außerhalb Wiens auf, entweder in Ungarn auf Schloß Gödöllö,



oder sie reiste inkognito im Ausland herum, etwa nach Madeira, gerne auch nach Griechenland, wo sie sich auf Korfu eine Achilleion genannte Villa bauen ließ. An all diesen Orten gibt es heute Erinnerungsdenkmäler für sie.

Aus der Ehe mit Franz Josef gingen mehrere Kinder hervor. Zunächst zwei Mädchen, von denen eines jung starb, dann der sehnsüchtig erwartete Sohn Rudolf, der aber am Wiener Hof ebenso litt wie sie und sich, wie Sie wissen, dann in Mayerling zusammen mit seiner Maitresse umgebracht hat; ich habe im 12. Kapitel schon über ihn berichtet. Das führte dazu, daß die Erbfolge des Habsburgischen Kaiserreichs auf die Brüder Franz Josefs überging, von denen der nächst jüngere, Ferdinand Max, allerdings ebenfalls gewaltsam ums Leben kam: es ist jener Maximilian, den Napoleon III. 1864 als "Kaiser von Mexiko" lancierte, der dann aber dem dortigen Präsidenten Juarez unterlag und 1867

in Queretaro hingerichtet wurde. Der nächst jüngere, Carl Ludwig, starb 1896, so daß sein Sohn Franz Ferdinand Thronfolger wurde. Auch ihn kennen Sie, denn er wurde 1914 in Sarajewo ermordet. Die Thronfolge ging damit auf seinen Neffen Karl über, der von 1916 bis 1918 letzter österreichischer Kaiser war.



Auch eine weniger exzentrische Persönlichkeit als Kaiserin Sissi hätte von solchen Erlebnissen seelische Blessuren davongetragen, aber eine Neigung zur Depression zeigte sich schon viel früher. Sie schrieb serienweise Gedichte, die zwar nicht ganz so schlecht sind wie diejenigen König Ludwigs I. von Bayern, aber eine dichterische Begabung war sie nicht. Sie ist über Jugendniveau nie wirklich hinausgekommen. Ich gebe Ihnen zwei Beispiele³³:

An die Gaffer

Ich wollt', die Leute ließen mich
In Ruh' und ungeschoren,
Ich bin ja doch nur sicherlich
Ein Mensch, wie sie geboren.

Es tritt die Galle mir fast aus,
Wenn sie mich so fixieren;
Ich kröch' gern in ein Schneckenhaus
Und könnt' vor Wut krepieren.

Gewahr' ich gar ein Opernglas
Tückisch auf mich gerichtet,
Am liebsten sähe ich gleich das
Samt der Person vernichtet.

Zu toll wird endlich mir der Spaß;
Und nichts mehr soll mich hindern;
Ich drehe eine lange Nas'
Und zeig' ihnen den H...n.

Das folgende aus dem Jahr 1888 bezieht sich auf Ludwig II.³⁴:

Dem toten Adler

³³ Brigitte Hamann (Hg.), Kaiserin Elisabeth. Das poetische Tagebuch (Wien 1984; Fontes rerum Austriacarum I 12) S. 238.

³⁴ Ebd. S. 335.

Dich sah schon das Frühlicht in schwindelnder Höh'.
Nun liegst du erstarrt auf dem Boden.
Du drängtest dich bis in des Sonnengott's Näh'.
Das Mondlicht spielt jetzt mit dem Toten.

Und dennoch, ja dennoch beneide ich dich,
Du lebtest den Menschen so ferne,
Und jetzt, da die göttliche Sonne dir wich,
Beweinen dich oben die Sterne.

Am 10.9.1898 starb Elisabeth auf denkbar tragische Weise: sie wurde in Genf auf der Seepromenade von einem Terroristen mit einer zugespitzten Feile erstochen, vor diesem Hotel, vor dem heute ein Denkmal für sie steht:



Sie war inkognito unterwegs, aber natürlich wußte jedermann, wer sie war. Den Gipfel der Tragik bildet dabei der Umstand, daß sie eigentlich gar nicht das Ziel des Terroristen war, sondern ein französischer Politiker, der aus irgendeinem Grunde nicht kam, so daß Luigi Lucheni – hier sehen Sie ihn auf einem bekannten Foto, wie er abgeführt wird und offenkundig stolz ist auf seine Tat – auf die zufällig greifbare Kaiserin auswich:



16000 Wiener Frauen schrieben dem Täter einen Brief ins Gefängnis. In diesem sog. "Haßbrief" machen sie ihm Vorschläge, wie er am besten hingerichtet werden solle ...

Das ist alles schlimm, aber es ändert nichts an der Tatsache, daß Sissi in ihrer historischen Rolle als Kaiserin von Österreich versagt hat. Sie als Heldin weiblicher Emanzipation hinzustellen, ist abwegig, denn sie fand nichts dabei, die Vorteile ihrer Stellung als Kaiserin bis aufs letzte auszukosten, sich ihren Aufgaben aber zu entziehen. Es gab Habsburger, die konsequent waren, ihre Titel niederlegten und aufgrund eigener Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienten.

Die Frage, die sich uns hier stellen muß, lautet: war das eine Folge ihrer Erziehung? Ich habe zu Beginn des Kapitels die Eltern vorgestellt und schon angedeutet, daß sie in der Frage, wie die Töchter zu erziehen seien, offenbar unterschiedliche Positionen hatten.

Der Herzog sah eine konsequente Erziehung als nicht so wichtig an, mehr als eine weitere Art des fröhlichen Zeitvertreibe – heute würde man vielleicht "Infotainment" sagen –, und war deshalb nicht böse, wenn Sissi keine Lust hatte und lieber in die Natur ging, um zu laufen oder zu reiten, gerne auch als seine Begleiterin. Die Geschichten, daß sie mit den Vater zusammen über die Dörfer zog, wo er Zither spielte und sie das Geld dafür einsammelte, muß man nicht glauben, aber die Tendenz wird daraus deutlich.

Die Mutter dagegen, die für alle ihre Töchter eine hohe Karriere in der fürstlichen Welt erträumte, versuchte ihre Kinder entsprechend

auszubilden, konnte sich aber gegen das angenehmere Erziehungsmodell des Vaters nicht durchsetzen – wenigstens, wenn dieser anwesend war. Jedenfalls fehlte der Erziehung jede Konsequenz und feste Linie, und die Vorstellung, daß man wenigstens gelegentlich die eigenen Wünsche zurückstellen muß, war Sissi völlig fremd. Um so brutaler erweckte sie dann in der Wiener Wirklichkeit.

Das Bild, das von Sissi weiterlebt, in Filmen, Operetten, Musicals oder auch als Name eines Schiffs auf der Donau,



hat praktisch nichts mit der historischen Gestalt zu tun. Es gibt auch eine Rose, die nach ihr benannt ist:



Die Sissifilme mit Romy Schneider und Karlheinz Böhm in den Hauptrollen, die fast alljährlich an Weihnachten im Fernsehen gebracht werden,



– es gibt deren drei: "Sissi", "Sissi, die junge Kaiserin" und "Sissi, Schicksalsjahre einer Kaiserin" von 1956 und 1957 – sind in den historischen Abläufen weitgehend korrekt, mit zwei Ausnahmen: der Film beginnt mit einer Szene, in der sich Sissi und Franz in den Bergen bei Bad Ischl begegnen, ohne zu ahnen, wer das jeweilige Gegenüber ist, und sich spontan ineinander verlieben. Das ist so nicht geschehen, sondern die Geschichte ist eine Wanderanekdote, die ebenso auch für die Queen Victoria und den Prinzgemahl Albert erzählt und in Filmen dargestellt wird; wahrscheinlich geht die literarische Vorlage schon weit zurück, vermutlich bis in die Antike. Der zweite Fehler ist der, daß Sissi bei der ungarischen Krönung 1867 öffentlich eine Rede hält. Das ist völlig undenkbar, auch wenn es zutrifft (und das dürfte dem Drehbuchschreiber diesen Gedanken eingegeben haben), daß sie fehlerfrei ungarisch zu sprechen in der Lage war.

Die Fakten sind im Film also weitgehend korrekt, aber der Charakter der Protagonistin ist völlig verfälscht; dadurch überdeckt die filmische Darstellung in der allgemeinen Wahrnehmung in sonst kaum vorkommender Weise die wirklichen Tatsachen. Sissi war weder freundlich im Umgang noch geduldig noch geistesgegenwärtig, sondern rücksichtslos gegenüber ihrer Umgebung und völlig unsensibel gegenüber den Empfindungen anderer Menschen. Wahrscheinlich war sie geistig verwirrt und hat das Trauma des Wechsels von Possenhofen nach Wien niemals überwunden.

Ihr letztes Opfer, wenn wir das einmal so hart formulieren wollen, war übrigens Romy Schneider. Ebenso, wie die Darstellung der 18jährigen Schauspielerin das wirkliche Bild der Kaiserin in der allgemeinen Wahrnehmung überdeckt, hat auch die Rolle der Sissi die Schauspielerin und ihre Qualitäten in der Wahrnehmung des Publikums überdeckt, woran sie ihr Leben lang gelitten hat. Interessanterweise hat

Romy Schneider die Sissi noch einmal in einem Film verkörpert, nämlich in dem König-Ludwig-Film von Luchino Visconti aus dem Jahre 1972, als 15 Jahre später, und in diesem Film ist die Kaiserin gar nicht mehr so harmlos und naiv wie 1956/7.

19. KAPITEL: WILHELM DER SCHWEIGER UND WILHELM DER SCHWÄTZER

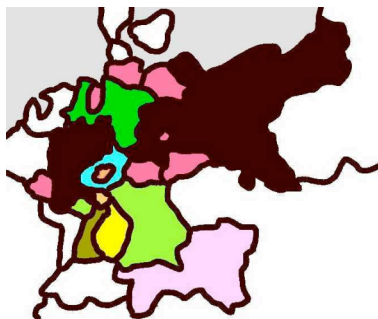
KAISER WILHELM II., oder auf englisch *The Kaiser*, ist Ihnen zweifellos aus dem Schulunterricht und aus sonstigen Informationen bekannt. Am meisten ist seine Neigung in Erinnerung geblieben, markige Reden zu halten, die im Tonfall oft daneben lagen und ebenso oft nicht mit der Reichsregierung abgestimmt waren, was zu politischen Verwicklungen führen konnte. Auf diese Neigung, viel und unbedacht zu reden, spielt folgende Karikatur an, die diesem Kapitel die Überschrift geliehen hat:



(Wilhelm der Schweiger und Wilhelm der Schwätzer. Wilhelm der Schwätzer: "Komisch, daß man durch Schweigen ein großer Mann werden kann.")

Wilhelm der Schweiger ist der niederländische Statthalter Wilhelm von Oranien im 16. Jahrhundert, ein berühmter und hartnäckiger Gegner Philipps II. von Spanien, aus der Vorfahrenlinie des heutigen Königs der Niederlande und als solcher sogar mit Wilhelm II. verwandt, wenn auch nur in 12. Generation, denn die Mutter des ersten preußischen Königs war eine Oranierin. Auf ihn bezieht sich auch die niederländische Nationalhymne.

Nun muß man in Bayern die preußische Geschichte nicht so genau kennen; deshalb eine kurze Erinnerung an die beteiligten Personen. Der Urgroßvater Wilhelms II. war König Friedrich Wilhelm III., der es mit Napoleon zu tun bekam, wobei er zeitweise die Hälfte seines Königreichs verlor, es dann aber durch die Befreiungskriege wieder zurückerlangte und auf dem Wiener Kongreß im Rheinland vorteilhaft abrunden konnte.



Das schwarze Gebiet ist Preußen gemäß der Grenzziehung auf dem Wiener Kongreß. Von Friedrich II. von Preußen, der im 11. Kapitel auftrat, stammte Wilhelm II. übrigens nicht ab, denn Friedrich II. war kinderlos, so daß die Erbfolge auf seinen Bruder überging. Dasselbe ge-

sah dann noch einmal im 19. Jahrhundert bei Friedrich Wilhelm IV. Hier insoweit die Genealogie der preußischen Könige:

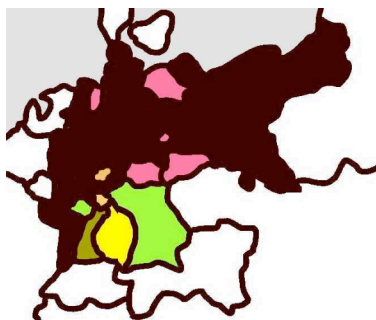


Friedrich Wilhelm III. ist auch derjenige, der im Rahmen der nationalen Begeisterung beim Widerstand gegen Napoleon dem preußischen Staat eine Verfassung mit repräsentativer Volksvertretung zusagte, dieses Versprechen dann aber brach und absolutistisch weiterregierte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. mußte dann im Revolutionsjahr 1848 gegen seinen Willen der Einführung der Verfassung zustimmen. Wilhelm I.



war noch reaktionärer als sein Bruder und mußte in demselben Revolutionsjahr mit einem gefälschten Paß auf den Namen Wilhelm Lehmann nach England fliehen. 1849 zurückgekehrt ließ er bei Rastatt die Reste der gescheiterten Revolution der Paulskirchenversammlung niederschließen, weshalb er auch der "Kartätschenprinz" genannt wurde; eine Kartätsche ist eine Kanone. Wilhelm I. war es auch, der 1862 Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten berief, weil dieser bereit war, die Verfassung zu brechen, um den Staatshaushalt gegen den Willen des preußischen Parlamentes durchzusetzen.

Das alles geriet aber in Vergessenheit, als es Wilhelm I. und Bismarck von 1864 bis 1871 gelang, die deutsche Einheit zustande zu bringen und die 1806 untergegangene Kaiserwürde zu erneuern. Dabei okkupierte Preußen mehrere Staaten in Nord- und Westdeutschland, so daß die Landkarte schließlich seit 1871 so aussah:



Die preußische Dominanz hatte also noch zugenommen, was dann vor allem in der Weimarer Republik zu erheblichen Schwierigkeiten führte, aber das nur am Rande.

Das Deutsche Reich von 1871 hatte indes zwei demokratische Schönheitsfehler: es war juristisch nur ein Bund der Fürsten, der ohne Beteiligung der Bevölkerung geschlossen worden war, und der Chef der Reichsregierung, der Reichskanzler, wurde vom Kaiser ohne Mitwirkung des Parlamentes ernannt und entlassen.

Kaiser Wilhelm I. erwies sich zudem als außerordentlich langlebig: er starb erst 1888 im Alter von 90 Jahren, so daß das Duo Wilhelm I. & Bismarck 17 Jahre lang die Politik des neuen Kaiserreichs dominierte. Wilhelms I. Sohn und Nachfolger Friedrich III. war deshalb bereits 57 Jahre alt, als er 1888 Kaiser wurde. Verheiratet war Friedrich III. mit einer Tochter der berühmt-berüchtigten Queen Victoria von England, die wie diese ebenfalls Victoria oder abgekürzt Vicky hieß.



In der Sekundärliteratur wird sie meist mit dem Vornamen ihres Mannes als "Kaiserin Friedrich" bezeichnet →; das klingt in unseren emanzipierten Ohren etwas befremdlich, war aber allgemein üblich.

Es handelte sich offenbar um eine Liebesheirat, die in den reaktionären preußischen Hof- und Militärkreisen auf Ablehnung stieß. Die politische Ordnung Englands war damals im Vergleich zu Preußen wesentlich liberaler, und man fürchtete, Victoria könne ihren Mann mit diesen liberalen Ideen anstecken, was in gewissem Umfang auch tatsächlich geschah. Sie war deshalb Opfer einer bis heute nachwirkenden anti-englischen Diffamierungskampagne.

Insgesamt ist Victoria eine tragische Gestalt, denn Wilhelm I. wollte – salopp ausgedrückt – einfach nicht sterben, so daß Friedrich der ewige Kronprinz wurde und, als er 1888 endlich an die Regierung kam und die Chance bestand, die liberalen Ideen des Paares in die Praxis umzusetzen, bereits todkrank war und noch im selben Jahr 1888 starb. Damit kam im Juni dieses "Dreikaiserjahrs" der Enkel Wilhelm II. 29jährig auf den Thron. Es war also von entscheidender Bedeutung, ob er auf diese Rolle ausreichend vorbereitet war, und damit sind wir bei der Frage nach seiner Erziehung angelangt.

Die populäre Literatur des Kaiserreichs überschlägt sich geradezu in Lobeshymnen auf Wilhelm II. und seinen Erzieher, den Geheimrat Dr. Georg Hinzpeter:



Ich gebe Ihnen ein etwas längeres Beispiel, das wir anschließend selbstverständlich kritisch hinterfragen müssen, insbesondere in Bezug auf das, was verschwiegen wird. Der Text stammt aus dem Jahre 1913, aus einem Prachtband, der zum 25jährigen Regierungsjubiläum

um Wilhelms II. herausgegeben wurde und z.B. als Geschenk an besonders fleißige Gymnasiasten überreicht wurde³⁵.

"Der erste Unterricht erfolgte bei einem tüchtigen Elementarlehrer unter des [Vaters] eigener Aufsicht. Ebenso überwachte der Vater freudig das vom 6. Lebensjahr stattfindende 'militärisch lernen'. Das brachte ihm Sergeant Klee bei! Und daß dem Prinzen gerade das 'militärisch lernen' so viel Freude machte, das bekümmerte und bedauerte seine alte Kinderfrau – das konnte Frau Johannes nicht verstehen. Aber es steckte mal so drin, und schon vom neunten Jahre ab grüßte der Prinz militärisch.

Im Jahre 1865 erhielt der Prinz in dem Hauptmann von Schrötter von der Garde-Artillerie einen Militärgouverneur und 1866 wurde dem Dr. Hinzpeter die weitere Ausbildung anvertraut. Der Kronprinz [= der Vater] lernte diesen Gelehrten gelegentlich eines Besuches beim Grafen Görz kennen und übertrug ihm die Vertrauensstellung, in der er nicht nur die wissenschaftliche Fortbildung des Prinzen ... zu überwachen berufen wurde, sondern auch auf die geistige und seelische Entwicklung und die Erziehung einen entscheidenden Einfluß bekam.

Dr. Hinzpeter konnte über die Tragweite seiner Maßnahmen, über die ungeheure Verantwortlichkeit, die sie einschlossen, nicht zweifelhaft sein. Dem demnächstigen Thronerben sollte die geistige Ausrüstung der Gebildetsten seiner Nation bis zum Abschluß des siebzehnten Lebensjahres zuteil werden. Das war der unumstößliche Wille des Kronprinzen geblieben, und in diesem Willen sprach sich das Ziel aus, das dem Gelehrten gesetzt wurde. Das war eine ehrenvolle Aufgabe! Wie er sie durchführte, das werden wir später aus den Blättern dieses Buches erfahren, – und das lehrt uns am besten die Dankbarkeit, die der deutsche Kaiser dem einstigen Lehrer und Berater bis an dessen am 28. Dezember 1907 erfolgtes Lebensende offenkundig zollte.

Zur Erreichung dieses Zieles genügten aber nicht nur der Wille der Eltern und die Befähigung des Lehrers. Es mußten auch Charakter, Fähigkeit und Willenskraft den Schüler für die Erledigung einer solchen Aufgabe in so kurz bemessener Zeit prädestinieren! Das war reiflich erwogen! Und vertrauensvoll ging man an die Arbeit, die – das wußte man ja – von eminenter Bedeutung für das Vaterland werden sollte. ...

Schon wurde des Prinzen frühzeitiger Ausbildung im Fechten gedacht. Aber auch im Reiten und Schießen wurden die natürlichen Anlagen mit Eifer und Energie entwickelt. Der unermüdlige, kühne Kampagnenreiter, der fast niemals fehlende, rasche Schütze der Zukunft gaben sich schon bei des Knaben Unterricht zu erkennen.

Jene Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, die einst für den Soldaten unentbehrlich erschien, wurde durch eine Abhärtung erzielt, wie sie kaum bei der Mehrzahl der bürgerlichen Knaben zur Anwendung kommt. Rücksichtslosigkeit gegen Wärme und Kälte, gegen Regen und Schnee, gegen Müdigkeit und Hunger sogar, gewöhnten den Prinzen rechtzeitig daran, das Gefühl eigenen Behagens dem eigenen Willen zu unterwerfen, wenn höhere Zwecke das bedingen. Frühes

³⁵ Unser Kaiser. Fünfundzwanzig Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. 1888 – 1913. Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin ehrfurchtsvollst zugeeignet (Berlin 1913), hier S. 6, 9, 10.

Aufstehen, kalte Bäder, stete Diät, verbunden mit richtig berechneter Ruhe – wohl abgewogen zu der geistigen Anstrengung und körperlicher Arbeit – wurden mit Strenge durchgeführt, Prinzipien, die, von den Eltern weise angeordnet, in den Folgen der ganzen Nation von unberechenbarem Werte sein sollten. Auf längeren Ausflügen und Reisen – manchmal mit dem Tornister auf dem Rücken – wurde dem Prinzen Gelegenheit gegeben, frische Bilder aus der Natur, aus dem Volksleben, in sich aufzunehmen. Aus allem lernte der Prinz, fast spielend, logisch entwickelte Schlüsse zu ziehen. Nichts geschah gedankenlos. Im Schwarzwald und am Harz, in Wyk und in Scheveningen, in Blankenberghe wie in Cannes – überall zeigte sich die Fähigkeit, nicht nur dem Augenblick zu leben, sondern aus dem Erlebten einzuernten.

Der Aufenthalt am Mittelländischen Meer brachte neben der Freude an der herrlichen, südlichen Vegetation und Landschaft durch die freie Bewegung im fremden Lande auch eine Menge sonst unerreichbarer Anschauungen in bezug auf Handel und Gewerbe. Der Aufenthalt förderte dazu auch Aufklärung über Lebensfragen, die den Horizont frühzeitig erweiterten, und ein Verständnis, das mit dem energischen Willen, zu verstehen und zu lernen, völlig gleichen Schritt hielt."

Eine andere Darstellung, ebenfalls aus dem Jubiläumsjahr 1913, läßt sich wie folgt hören³⁶: "Bei der Erziehung seines Enkels gelang es dem königlichen Großvater nicht immer, seine Wünsche durchzusetzen. Der Einfluß der allem Englischen mit hartnäckiger Vorliebe anhängenden Mutter machte sich da naturgemäß, namentlich in der ersten Jugend des Prinzen, stark geltend. ... Doch für die Entwicklung der preußischen Art und des deutschen Sinns in dem Hohenzollernsprößling sorgte bald das Leben in mancherlei Gestalten. Zunächst in der eines Militärgouverneurs nebst seinen Gehilfen, die den Sechsjährigen nach altpreußischem Brauch in soldatische Zucht nahmen. Gleichzeitig wurde er, wie jeder deutsche Knabe, in die ersten Elemente des Wissens und Könnens eingeweiht. Doch schon im folgenden Jahre ward in Georg Ernst Hinzpeter eine mit den Geisteswissenschaften vertraute und in der Prinzenerziehung bewährte Kraft zu dem von nun ab nach einem wohlerwogenen Plane betriebenen Erziehungswerke zugezogen."

In dieser Weise – und es ließen sich viele ähnliche Beispiele hinzufügen – wurde der Bevölkerung der Bildungsgang des Kaisers geschildert. Adressat waren vor allem die bürgerlichen Mittelschichten. Fast zu schön, um wahr zu sein, ist man geneigt, zu kommentieren, vor allem, wenn man bedenkt, daß diese Darstellung 1913, also ein Jahr vor dem Ersten Weltkrieg, erfolgte.

Ich füge noch ein weiteres Beispiel hinzu, das gedanklich und auch sprachlich auf tieferem Niveau liegt, damals aber ebenfalls ernst gemeint war. Es stammt aus einem Buch "Die deutschen Kaiser", in dem ein Herr Max Barack 1888, also zum Regierungsantritt Wilhelms II., die Kaiser von denen des Mittelalters an bis zu Wilhelm selbst in Gedichtform präsentiert:

³⁶ Prof. Dr. [!] Karl Berger, Kaiser Wilhelm II. (Bielefeld 1913; Volksbücher der Geschichte 72) S. 6.

"Wilhelm der Zweite. Seit 1888.
Wilhelm der Zweite erbt die Krone,
Dem Vater folgend auf dem Throne.
Als Mann von noch nicht dreißig Jahren,
Doch reifen Geistes, reich an Wissen,
Der Kunst und Wissenschaft beflissen
Und wohlbewandert und erfahren
In Staatsgeschäften aller Art.
Denn einst, als er 'schulpflichtig' ward,
Besuchte er gleich andern Knaben
– So wollte es sein Vater haben –
Zu Kassel das Gymnasium
Und macht sein Abiturium,
Dem er 'in ehrenvoller Weise
Genügte'; er erhielt sogar
Nebst zweien aus der Jünglingsschar
Die ausgesetzten Ehrenpreise.
Hierauf zur Universität
Nach Bonn zum Studium er geht,
Wo er mit Fleiß und ungestört
'Staats- und Rechtswissenschaften' hört.
Dann gleich dem Vater wurde er
Mit Lust und Liebe Militär.
So ist gleichzeitig er ein weiser,
Gelehrter und kriegstücht'ger Kaiser.
Zum Glück auch blieb ihm der Berater,
Der schon dem Vater und Großvater
Getreulich einst zur Seite stand:
Fürst Bismark [!] stand und steht noch heute
Als Kanzler ratend ihm zur Seite
Zum Heil für unser Vaterland.
D'rum, ob auch ringsum Feinde dräun:
'Lieb' Vaterland magst ruhig sein!' "

(Die Schlußzeile spielt an auf das Lied "Die Wacht am Rhein", das vor allem 1870/1 enorm beliebt war. Der Refrain dieses ziemlich kitschigen Liedes lautet: "Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.") Auch an diesem Gedicht ist interessanter als das, was gesagt wird, das, was verschwiegen wird.

Was geschah aber nun wirklich? Wir müssen uns dafür zunächst einmal der Geburt Wilhelms II. zuwenden.

Diese erfolgte am 27.1.1859 um halb drei Uhr nachmittags und war außerordentlich schwer. Die Mutter Victoria geriet dabei in Lebensgefahr. Um ihr die Schmerzen zu erleichtern, wurde sie mit Chloroform behandelt. Das war damals durchaus üblich; auch die Queen Victoria gebrauchte dieses Mittel bei ihren zahlreichen Geburten gern und reichlich. Dazu gab es eine groteske theologische Kontroverse: die anglikanische Geistlichkeit wollte den Gebrauch des Chloroforms unter Berufung auf die Genesis verbieten, denn dort heißt es ja: "In Schmerzen sollst du deine Kinder gebären." Aber Queen Victoria als Oberhaupt der Kirche von England wischte das beiseite.

Der Geburtsvorgang wurde offenbar durch eine unglückliche Lage des Kindes zusätzlich kompliziert. Es wurde ziemlich gewaltsam herausgezogen und anfangs sogar für eine Totgeburt gehalten. Erst als es in kaltes Wasser getaucht wurde und kräftige Schläge erhielt, begann es zu atmen. Dann zeigte sich, daß es an der linken Schulter und am linken Arm deformiert war. Ob diese Schädigung von Anfang an vorhanden war oder durch die rabiante Behandlung bei der Geburt verursacht wurde, läßt sich im nachhinein nicht mehr feststellen. Die Fehlstellung der Schulter wurde später durch eine Operation behoben, aber der linke Arm und die linke Hand blieben auf Dauer in ihrer Funktionsfähigkeit eingeschränkt; außerdem war der linke Arm etwa zehn Zentimeter kürzer als der rechte.

Es gibt noch eine weitere Frage, ob nämlich die Chloroformbehandlung der Mutter das Kind beeinträchtigt hat und etwa zu Gehirnschäden führte; jedenfalls litt Wilhelm später unter Gleichgewichtsstörungen. Aber Genaueres läßt sich wohl nie mehr eindeutig feststellen. Nur am Rande will ich erwähnen, daß bei der Geburt nicht nur deutsche, sondern auch englische Ärzte anwesend waren, die die besorgte Queen Victoria eigens geschickt hatte; das Verhältnis der beiden Ärztegruppen zueinander war nicht das beste, und diese Konfliktsituation wiederholte sich bei der Behandlung Friedrichs III. in seiner letzten Krankheit. Die zweite der vorhin zitierte Jubiläumsschriften von 1913 behauptet geradezu, die Behinderung Wilhelms sei durch einen Fehler eines englischen Arztes verursacht worden, aber das ist mit Sicherheit falsch. Wilhelm II. hatte eine ganze Reihe jüngerer Geschwister, die alle ohne Probleme zur Welt kamen und vollkommen gesund waren.

Die medizinischen Versuche, die Funktionsfähigkeit des linken Armes zu verbessern, lesen sich wie aus einem Horrroman. So wurden etwa Elektroschocks angewendet, oder man legte den Arm in ein frisch geschlachtetes Kaninchen in der Hoffnung, dessen Lebenskraft werde auf den Arm übergehen. Das blieb aber alles erfolglos, und Wilhelm II. war zeit seines Lebens z.B. nicht in der Lage, beidhändig mit Messer und Gabel zu essen.

Von alledem haben wir in den vorhin zitierten Darstellungen nichts gehört, und die Tatsache, daß Wilhelm ein Krüppel war, wie man das damals noch ganz brutal formulierte, wurde vor der Bevölkerung so weit wie möglich verborgen. Das folgende Foto zeigt den Prinzen im Alter von 16 Jahren; der linke Arm ist in typischer Weise hinter dem Rücken verborgen:



Uns interessieren jetzt natürlich zwei Fragen: 1. welche Folgen hatte die Behinderung Wilhelms für sein späteres Verhalten? und 2. wie reagierten seine Erzieher darauf? Wir beginnen mit der zweiten Frage.

Wilhelm wurde im Alter von 7 Jahren gewissermaßen eingeschult, d.h. es begann der Unterricht durch Privatlehrer und zugleich auch seine militärische Ausbildung und Karriere, weshalb es viele Bilder gibt, die das Kind in den Uniformen der verschiedenen Dienstgrade zeigt. Der "Militärgouverneur" des Prinzen, wie man den militärischen Erzieher nannte, war ein Hauptmann der Artillerie. Das ist bemerkens-

wert, denn die Artillerie galt als weniger vornehme Waffengattung etwa im Vergleich mit der Kavallerie oder der Infanterie; das ist übrigens heute noch so. Der Hochadel schickte seine Söhne zu den berittenen Einheiten. Die Artillerie war aber durch ihre technische Ausrichtung moderner und weltoffener eingestellt. Ihre Wahl mag also durchaus eine bewußte Entscheidung des "liberalen" Elternpaares gewesen sein. (Übrigens war auch der französische Hauptmann Dreyfus, der als erster Bürgerlicher und Jude den Sprung in den französischen Generalstab schaffte, Artillerist; Sie kennen vielleicht die berühmte Dreyfus-Affaire.)

Der Militärgouverneur wurde aber durch den zivilen Leiter der Erziehung Wilhelms, den schon erwähnten Dr. Hinzpeter, ganz in den Hintergrund gedrängt. Die Wahl dieses Mannes überrascht, denn sein Erziehungsprogramm war von spartanischer Härte und Strenge, die auf die Bedürfnisse eines Kindes und jungen Mannes in keiner Weise einging. Es ist nicht ganz klar, wie man auf ihn verfallen ist; die Literatur nennt gemeinsame Bekannte, über die Friedrich III. mit ihm in Kontakt gekommen sei, aber das ist nicht vollkommen überzeugend. Es heißt auch, daß ein erster Kandidat keine Gnade vor den Augen Wilhelms I. fand. Das war übrigens ein generelles Problem, daß sich nämlich der königliche bzw. später kaiserliche Großvater ständig in die Entschlüsse der Eltern einmischte, und zwar nicht mit gutgemeinten Empfehlungen und Ratschlägen, sondern mit autoritären Entscheidungen.

Dr. Hinzpeter muß die personifizierte Humorlosigkeit gewesen sein, der ein calvinistisches Arbeitsethos rücksichtslos durchsetzte. Lob und Bestätigung waren nicht vorgesehen, Tadel dagegen sehr wohl. Der Unterricht begann um 6 Uhr morgens und dauerte bis 18 Uhr abends, im Winter von 7 Uhr bis 19 Uhr. Latein und Griechisch, Geschichte und Religion lehrte Hinzpeter selbst; für die modernen Fremdsprachen wurden ein Engländer und eine Französin eingestellt; letztere hat Hinzpeter später geheiratet.

Ein Hauptproblem war das, was man damals und wohl auch heute noch die "Körperertüchtigung" nannte. Sie sollte nämlich das körperliche Manko des verkrüppelten Armes ausgleichen und dazu führen, daß Wilhelm körperliche Leistungen erbrachte, als ob er diese Behinderung nicht hätte. Das war vor allem beim Reiten ein Problem, weil sich die Gleichgewichtsstörungen da besonders auswirkten. Später war er dann ein begeisterter Nutzer des Automobils (natürlich mit Chauffeur).

Insgesamt war die Erziehung des Dr. Hinzpeter nicht übermäßig erfolgreich. Wilhelm lernte zwar viel auswendig, wobei er wohl insoweit ein gutes Gedächtnis hatte, aber nur wenig wirklich verstehen. Wenn er später Besuch von Gelehrten bekam, versuchte er, sie durch Detailkenntnisse auf deren Fachgebiet zu beeindrucken, die er sich kurz zuvor angelesen hatte; aber so leicht waren Professoren auch damals nicht hinters Licht zu führen. Wilhelm war lebhaft und redete ständig, vermochte sich aber nicht wirklich auf etwas zu konzentrieren; heute würde man wohl vom ADHS-Syndrom sprechen (wenn man hinschaut, entdeckt man das überall in der Geschichte ...).

Es gibt zur Erziehung Wilhelms II. zwei interessante Quellen, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, weil sie von den beiden unmittelbar beteiligten Personen stammen. Dr. Hinzpeter hat unmittelbar nach

dem Regierungsantritt Wilhelms als Kaiser ein Buch veröffentlicht mit dem Titel "Kaiser Wilhelm II. Eine Skizze nach der Natur gezeichnet" (Bielefeld 1888), und Wilhelm II. hat später im Exil in Holland mehrere Bände Memoiren verfaßt, darunter "Aus meinem Leben. 1859 – 1888" (erschienen Leipzig 1927).

Wilhelm schreibt über seine Erziehung und seinen Lehrer wie folgt: "Hinzpeter war ein kluger, wissenschaftlich streng durchgebildeter Mann mit tiefgründigem Wissen und vielseitigen Interessen, ein aufrechter, vornehmer Charakter, freilich in hohem Maße von Ehrgeiz erfüllt. Seine Pädagogik war ganz auf harte, nüchterne Pflichterfüllung und auf 'Dienen' eingestellt: der Charakter muß durch stetes 'Entsagen' gestählt werden, das Leben des Prinzen hat sich im Sinne 'altpreussischer Einfachheit' zu gestalten, die rauhe Erziehung der Spartaner ist das Ideal. Kamen die Meiningischen Vettern zu Besuch, so war es meine Pflicht, ihnen gastfreundlich Kuchen anzubieten – selbst aber durfte ich nichts nehmen. ... Lob spendete er nie – denn der kategorische Imperativ der Pflicht verlangte sein Recht an sich, was brauchte es da des anfeuernden oder aner kennenden Wortes? ... Man mag über die Hinzpetersche Pädagogik denken wie man will, – daß aber ein Unterricht, dem die Freude fehlt, von falschen psychologischen Voraussetzungen ausgeht, erscheint mir außer Zweifel. Denn freudlos wie das Wesen des pedantischen und herben Mannes mit der hageren dünnen Figur und dem Pergamentgesicht, der im Calvinismus groß geworden war, ebenso freudlos war seine Erziehungsmethode und freudlos die Jugendzeit, durch die mich die harte Hand des 'spartanischen Idealisten' geführt hat."

Dann aber kommt Wilhelm von selbst auch auf sein Handicap zu sprechen: "Ein ausgesprochenes Hemmnis war es aber für mich, daß mein linker Arm infolge einer bei der Geburt entstandenen, anfangs übersehenen Verletzung in der Entwicklung zurückgeblieben war und seine freie Beweglichkeit eingebüßt hatte. Die ärztliche Wissenschaft der Zeit hatte wohl noch nicht jene modernen orthopädischen Mittel bereit, mit denen man heute einen solchen Zustand beheben würde. Jedenfalls wurde ich auf die verschiedenen Arten behandelt, die man jetzt wohl nur noch als laienhaft bezeichnen würde, und die das einzige Ergebnis hatten, daß ich in schmerzvollster Weise gequält wurde."

Hören wir jetzt Hinzpeter im Jahre 1888: "In ganz Deutschland wird jetzt mit banger Sorge, mit warmem Interesse oder wenigstens in lebhafter Neugierde die Frage aufgeworfen: Wem mag der junge Kaiser gleich sein? — Nachdem Monate hindurch ein ganzes Volk von bewunderndem Mitleid für seinen sterbendem Kaiser [gemeint ist Wilhelm I., nicht etwa Friedrich III.] absorbiert gewesen, hat jetzt allgemein das beruhigende Gefühl der Gemüter sich bemächtigt, daß die Wunde, die Kaiser Wilhelms Tod dem Volksorganismus gerissen und die bisher offen geblieben ihn im Fieber erhielt, nun endlich geschlossen ist. Aber beeinträchtigt wird dies Behagen durch die unter den Umständen natürliche Frage: Wenn dieser neue König [gemeint ist jetzt Wilhelm II.] lebt, wie und wofür wird er leben? Wes Geistes Kind ist er? Wie sind Kopf und Herz an ihm beschaffen? ... Die preussische Dynastie hat durch unvergleichliche Leistungen den gerechtesten Anspruch auf das Ver-

trauen des ganzen deutschen Volkes; und dieses bringt solches auch dem jungen Kaiser bereitwilligst entgegen. ...

Aus der Verbindung von Welfischem" – zur Erklärung: gemeint ist die Mutter Wilhelms II., die als englische Königstochter aus dem Geschlecht der Hannoverschen Kurfürsten stammt, die 1714 Könige von England geworden waren – "leicht in Energie umgesetztem Starrsinn und Hohenzollernischem mit Idealismus gepaartem Eigenwillen wurde am 27. Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigentümlich stark ausgeprägter Individualität, welche durch nichts wirklich verändert selbst den mächtigsten äußeren Einflüssen widerstrebend in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat; ein Wesen von eigentümlich kristallinischem Gefüge, welches durch alle Phasen der Entwicklung sich erhalten, in allen natürlichen Metamorphosen stets seinen Charakter bewahrt hat. Schon in dem wunderhübschen, sehr mädchenhaften Knaben, dessen Zartheit durch eine sehr peinlich Unbeholfenheit des linken Arms bis zur Schwäche gesteigert wurde, frappte der Widerstand, den jeder Druck, jeder Versuch, das innere Wesen in eine bestimmte Form zu zwingen, hervorrief. ...

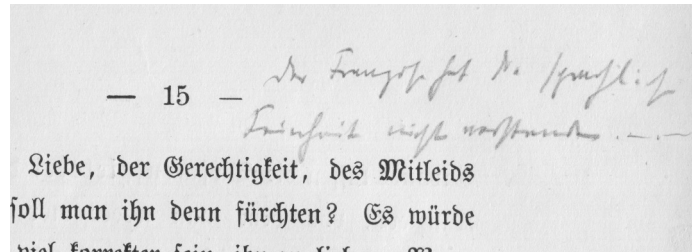
Der von frühester Jugend an allen Fürstenkindern zuströmende Überfluß von Vorstellungen und Empfindungen hat leicht eine gewisse Zerfahrenheit im Denken und Blasirtheit [!] im Fühlen zur Folge. Die Bekämpfung solchen unheilvollen Mangels an Konzentrationsfähigkeit ist überall eine der wichtigsten Aufgaben der Prinzenziehung. ... Nur die äußerste Strenge und das energische Zusammenwirken aller konkurrierenden Autoritäten vermochte das Widerstreben zu überwältigen, bis das erwachte Bewußtsein den eigenen Willen zum Beistand heranzuführte ...

Durch eine Verletzung bei der Geburt, welche eine unheilbare Schwäche des linken Armes zur Folge gehabt, war seiner physischen und psychischen Entwicklung ein ganz eigentümliches Hindernis bereitet, welches zu beseitigen alle Kunst und Sorgfalt unfähig bleiben mußten, wenn nicht das Kind schon in ungewöhnlicher Energie des Willens dabei mitwirkte. Es galt, das natürliche Gefühl körperlicher Unbeholfenheit und der damit unvermeidlich verbundenen Zagheit zu überwinden. Es war für ihn eine eminente moralische Leistung, ein ausgezeichneter Schütze, Schwimmer und Reiter, der kühne, unerschrockene Mann zu werden. ... — Nie ist in die preußische Armee ein junger Mann eingetreten, der physisch so wenig geeignet erschienen, ein brillanter und schneidiger Reiteroffizier zu werden, als der junge Prinz Wilhelm."

In diesem Stile geht es über fast 15 Seiten, ohne wirkliche Information über die Détails, die uns interessieren würden, aber doch mit einer Selbstentlarvung des Charakters des Lehrers, die drastischer nicht hätte ausfallen können. Im Grunde hören wir nur: "Eigentlich konnte man den Prinzen gar nicht erziehen, aber ich habe es trotzdem geschafft."

Da Hinzpeter die Französischlehrerin geheiratet hatte, so daß sie selbstverständlich zu arbeiten aufhörte, wurde ein neuer Französischlehrer eingestellt, ein Herr François Ayme, der ebenfalls ein Buch "Kaiser Wilhelm II. und seine Erziehung" hinterlassen hat. Das Buch wurde 1897 ins Deutsche übersetzt und 1898 publiziert →, wobei Verlag und Übersetzer ausdrücklich erklären, sie seien mit den Ansichten des Au-

tors über Fürst Bismarck nicht einverstanden. Um die Pointe auf die Spitze zu treiben: in dem Exemplar, das ich benutzt habe, hat ein früherer Leser Randbemerkungen angebracht (der Schrift nach zu urteilen noch aus der Kaiserzeit oder wenigstens aus der Weimarer Republik); an einer Stelle lesen wir: "Der Franzose hat die sprachliche Feinheit nicht verstanden."



Auch Ayme schreibt über die Behinderung Wilhelms II., allerdings sehr nüchtern: "Unglücklicherweise ist sein linker Arm von Geburt an steif gewesen. Nur mit großer Mühe vermochte er sich darauf zu stützen, wenn er z.B. seine Hefte vom Tisch aufnahm. Die wenigen Bewegungen, die er überhaupt damit machen konnte, waren sehr langsam, kraftlos und unbeholfen." Das in den deutschen Texten übliche "Er hat's aber trotzdem geschafft" fehlt also.

Ich insistiere auf diesem Umstand auch deshalb, weil die Frage, wie körperlich und/oder geistig behinderte Kinder optimal gefördert werden können derzeit ja viel diskutiert wird – Stichwort Inklusion –; die wilhelminische Methode steht dabei aber nicht mehr zur Debatte. Etwas desillusioniert möchte ich allerdings hinzufügen, daß es auch in Erziehungsfragen Konjunkturen und Moden gibt, deren ich schon einige erlebt habe; es kann sein, daß in zwanzig Jahren das Modell der Inklusion als völlig abwegig und veraltet gelten wird ...

Da Aymes Aufgabe im Grunde nur darin bestand, täglich eine Stunde französische Konversation mit dem Prinzen zu machen, hören wir über die sonstige Erziehung wenig. Den Hauptteil des Buches macht eine Darstellung deutscher Sitten und Gebräuche aus, in der sich der Autor aber nicht als so voller Esprit erweist, wie er wohl selbst geglaubt hat. Er beschwert sich auch über die schlechte Bezahlung, aber *travailler pour le roi de Prusse* (für den König von Preußen arbeiten) ist nicht von ungefähr zum Sprichwort geworden, im Sinne von "für seine Arbeit nicht angemessen bzw. gar nicht bezahlt werden".

1874 wurde die Privaterziehung beendet, und Wilhelm wurde – ein Novum in der preußischen Geschichte, das Victoria für ihren Sohn durchgesetzt hat – zweieinhalb Jahre auf ein öffentliches Gymnasium geschickt, wo er 1877 das Abitur ablegte. Und zwar ein Gymnasium in Kassel in Nordhessen →. Warum nicht in Berlin? Dahinter standen zwei Überlegungen: erstens der Versuch der liberalen Elternpaares, ihn aus dem erzkonservativen Milieu am Hofe Wilhelms I. herauszuholen, und zweitens der Gedanke, dieses 1866 von Preußen okkupierte Gebiet politisch aufzuwerten.

Das war ein übliches System: der bayerische König Maximilian hat seinen Sohn Ludwig I. nach Aschaffenburg geschickt, um den Franken zu bedeuten, daß sie innerhalb der neuen Königreichs Bayern ernstgenommen wurden. In Preußen wurde ganz ähnlich Wilhelm I. ins

Rheinland geschickt, nach Koblenz und Bad Ems, wo er sich übrigens so wohl gefühlt, daß er auch später noch dorthin zur Kur gefahren ist; aus Bad Ems stammt deshalb die berühmte Emser Depesche, die den deutsch-französischen Krieg 1870 ausgelöst hat.

Wenn Friedrich und Victoria allerdings geglaubt hatten, Wilhelm würde in Kassel in Kontakt mit dem bürgerlichen Preußen kommen und so seinen Horizont erweitern, wurden sie enttäuscht. Der Gymnasiumsbesuch war auch in schulischer Hinsicht kein Erfolg: Wilhelm bestand das Abitur als 10. von 17 Kandidaten, was, wenn wir den Prinzenbonus abziehen, bedeutet, daß er durchgefallen ist. Wilhelm schreibt in seinen Memoiren, er sei der zehnte in alphabetischer Reihenfolge der Schüler gewesen, aber die Reihung nach Leistung halte ich für wahrscheinlicher.

Anschließend wurde Wilhelm auf die Universität geschickt, um dort das zu studieren, was man heute *salva reverentia* "Staatswissenschaften" nennen würde, und zwar wiederum nicht nach Berlin, sondern nach Bonn, wo übrigens auch sein Vater schon studiert hatte. Dort wurde er selbstverständlich Mitglied in der Studentenverbindung "Borussia". Hier sehen Sie ihn als Korpsstudenten:



Er scheint das Korpsleben aber nicht geschätzt zu haben, vielleicht, weil es in einer studentischen Verbindung Regeln gibt, denen sich auch ein Prinz unterwerfen muß. Im übrigen ging er nur selten selbst in die Vorlesungen, sondern die Professoren wurden dazu vergattert, ihm den Stoff in Privatvorlesungen zu Hause vorzutragen, was sie dann wohl auch noch als Ehre anzusehen hatten.

1877 wurde Wilhelm ferner für volljährig erklärt, mit 18 Jahren, wie das in fürstlichen Häusern üblich war →. Das Volljährigkeitsalter für die normale Bevölkerung lag damals bei 25 Jahren. Anschließend wurde seine militärische Karriere vorangetrieben, mit den entsprechenden Beförderungen bis hin zum Obersten.

Und da stehen wir wieder vor einem Problem: Wilhelm war aufgrund seiner körperlichen Behinderung eigentlich ja gar nicht militärdiensttauglich. Als normaler junger Mann wäre er weder zum Pflichtwehrdienst eingezogen noch als Einjährig-Freiwilliger akzeptiert worden. (Was ein Einjährig-Freiwilliger war, erkläre ich im 20. Kapitel.) Der künftige oberste Kriegsherr der preußischen Armee war also untauglich. Solche Probleme gab es übrigens auch andernorts: in Italien war König Umberto I. (1878 – 1900) so klein, daß die Mindestgröße der Rekruten gesenkt werden mußte, damit der König nicht untauglich war.

Die gnadenlose körperliche Erziehung, die Wilhelm befähigen sollte, sich so zu verhalten, als ob er nicht behindert wäre, sollte also dieses Problem überdecken. Tatsächlich ist Wilhelm ja praktisch immer in Uniform aufgetreten; Sie kennen die Bilder. Hier eine der ganz wenigen Aufnahmen in Zivil:



Man vermutet, daß diese ständige Selbstdarstellung als Soldat und überhaupt seine Vernarrtheit in Militär und Uniformen und seine großspurigen, martialischen, taktlosen und besserwisserischen Reden die unbewußte Kompensation für seinen körperlichen "Makel" war.

Wenn dem so war, dann hatte sein "Geburtsfehler" weitreichende politische Wirkungen, insbesondere für das Ansehen Deutschlands im Ausland und auch für den Ausbruch des 1. Weltkriegs. Um nicht mißverstanden zu werden: Wilhelm II. hat den 1. Weltkrieg nicht ausgelöst, und die späteren Forderungen etwa aus England, ihn als Kriegsverbrecher hinzurichten, waren unberechtigt, aber er hätte verhindern können, daß der serbisch-österreichische lokale Konflikt sich zu einem globalen Krieg ausweitete. Er hat in diesem entscheidenden Augenblick seiner Regierungszeit als Politiker versagt. Daß es Kreise in Deutschland gab, die den ganz großen Konflikt wünschten, soll dadurch nicht bestritten werden, aber solche Kreise gab es auch in Frankreich und in Rußland und in den anderen Staaten.

Wilhelms offenkundige Eitelkeit und Neigung zu prunkvoller Selbstdarstellung läßt noch eine weitere Frage aufkommen: wie war seine sexuelle Ausrichtung? Wir haben die Fragen, die damit in Zusammenhang stehen, schon im Kapitel über "Monsieur" erörtert und uns dabei um ein differenziertes Verständnis bemüht. Daß Wilhelm eine ganze Hand voll Kinder hatte, beweist nichts; abgesehen davon, daß die Kaiserin Auguste Viktoria, die er geheiratet hatte, als Persönlichkeit so unbedeutend war, daß wir sie nicht ins Kalkül ziehen müssen. Es ist aber bekannt, daß er etwa zu Graf Philipp von Eulenburg und auch zu anderen Männern in einem Verhältnis stand, das als "Männerfreundschaft" allein nicht ausreichend erklärt ist.

Der Geheimrat Hinzpeter wurde, wie aus den obigen Zitaten hinreichend hervorging, als vorbildlicher Erzieher gesehen. Sein Grundsatz, daß der Lehrer auf Defekte des Schülers nicht mit Milde und Verständnis zu reagieren habe, sondern mit um so größerer spartanischer Strenge, war also allgemein anerkannt. Er führte zu Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem Vorfall, der reichsweit und darüber hinaus europaweit Aufsehen erregte, dem Tod des 14jährigen Heinz Koch am 10.3.1903.

Heinz Koch war der zweitjüngste Sohn des damaligen Reichsbankdirektors Rudolf Koch →. Er war ein freundlicher, aber träger junger Mann, der schon aus einem Eliteinternat geflogen war und bereits mehrere Hauslehrer verbraucht hatte, so daß die Eltern einen letzten Versuch unternahmen, indem sie zum 1.7.1902 den Jurastudenten Andreas Dippold als Hauslehrer engagierten.



Dazu muß man erläutern, daß es zwar in Deutschland seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die allgemeine Schulpflicht gab, daß diese Pflicht aber nicht wie heute bedeutete, daß die Kinder eine öffentliche Schule besuchen mußten; die Eltern konnten sie, wenn sie es sich leisten konnten, auch von Privatlehrern unterrichten lassen; die Kinder mußten dann nur zu den Prüfungen am Schuljahresende in der öffentlichen Schule erscheinen. Die Schulpflicht im strengen Sinne hat erst die

Weimarer Republik eingeführt, was de facto auch die Abschaffung eines Adelsprivilegs bedeutete.

Bei der Prüfung des Heinz Koch im Frühjahr 1902 hatte sich gezeigt, daß er weit hinter den Anforderungen für sein Alter zurückblieb. Deshalb also der neue Hauslehrer Andreas Dippold. Dieser war auf eine solche Stelle dringend angewiesen, da er sein Studium selbst finanzieren mußte, seitdem sein Schwiegervater in spe die Verlobung mit seiner Tochter gelöst hatte, nachdem ihm zugetragen worden war, daß Dippold ein Bordell besucht und sich dabei eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, was dieser dem neuen Arbeitsgeber allerdings verschwieg.

Die Tätigkeit des Hauslehrers ließ sich zunächst gar nicht so schlecht an, und die Eltern gewährten ihm deshalb völlig freie Hand in der Wahl seiner Methoden. Aber es gelang ihm nicht, die Trägheit des Schülers zu überwinden, trotz spartanischer Lebensführung mit regelmäßigem Frühsport, gesunder Ernährung usw. Schließlich glaubte der Lehrer den Grund dafür in einem moralischen Fehlverhalten des Schülers zu entdecken, nämlich dem Onanieren, d.h. der lustvollen Beschäftigung mit den eigenen Geschlechtsorganen. Diese Diagnose entsprach durchaus den damaligen Vorstellungen, die übrigens noch bis in die 1950er Jahre weiterwirkten. Dippold reagierte auf diese Erkenntnis mit körperlichen Strafen, die er, weil sie sich als wirkungslos erwiesen, immer mehr steigerte, bis er schließlich an besagtem 10.3.1903 den Schüler zu Tode geprügelt hatte.

Der herbeigerufene Arzt – wir würden heute sagen: der Notarzt – stellte nun nicht einfach routinemäßig den Totenschein aus, sondern bestand auf einer Obduktion, die das Ausmaß der Mißhandlungen deutlich machte. Dippold wurde deshalb Anfang Oktober 1903 vor Gericht gestellt. Er räumte seine Handlungsweise in vollem Umfang ein, erklärte aber hartnäckig, sie sei wegen der sittlichen Verfehlungen des Schülers pädagogisch richtig und unumgänglich gewesen und entspreche auch dem neuesten Stand der Erziehungswissenschaft.

Die Familie des Opfers war in einer schwierigen Situation. Sie mußte im Sinne der Familienehre den Toten öffentlich vom Makel der Onanie reinigen, zugleich aber begründen, warum sie einen so ungeeigneten Hauslehrer überhaupt eingestellt und ihm völlig freie Hand gelassen hatte. Dies ging nur, indem der Lehrer als Monstrum hingestellt wurde, der die Verfehlungen des Knaben erfunden hatte, um seinen eigenen sadistischen Neigungen freien Lauf lassen zu können. Zugleich habe er durch Lüge und Betrug die Eltern systematisch getäuscht, die damit aber indirekt zugaben, daß sie die vorgeworfenen moralischen Verfehlungen des Kindes grundsätzlich für möglich gehalten hatten.

Eine andere Deutungsmöglichkeit wäre es gewesen, den Lehrer für geisteskrank zu erklären: er habe sich die onanistischen Praktiken des Schülers nur eingeildet. Das geschah aber nicht, sondern das Gericht verhängte am 9.10.1903 eine achtjährige Zuchthausstrafe wegen fortgesetzter schwerer Körperverletzung mit Todesfolge.

Die Presse, die den Prozeß mit größter Aufmerksamkeit und mit Sensationshunger verfolgte, und allgemein die Öffentlichkeit waren mit diesem Urteil nicht zufrieden; sie hatten die Todesstrafe wegen Mordes

erwartet, und so schloß sich an das Urteil noch eine längere Diskussion darüber an, ob die Tatsachenbewertung und das Strafmaß korrekt seien. Freilich war damit auch die Chance vertan, die Erziehungsmethoden, die Dippold ganz im Sinne der damaligen Pädagogik angewandt hatte, grundsätzlich zu diskutieren. Wir müssen uns auch – leider – darüber im klaren sein, daß der Fall Koch-Dippold wohl nur die Spitze eines Eisbergs war und daß ihn nur das beherzte Verhalten des Arztes, der die sofortige Ausstellung des Totenscheines verweigerte, überhaupt ans Licht gebracht hatte. Ein anderer Arzt – z.B. ein langjähriger Hausarzt der Bankiersfamilie – wäre möglicherweise nachlässiger und gefälliger gewesen.

Eine literarische Behandlung einer ganz ähnlichen Situation findet sich in der Novelle *The turn of screw* von Henry James, die 1898 erstmals erschien, also nicht von unserem Fall beeinflusst sein kann. Sie handelt von einer Gouvernante, die ihre beiden Schützlinge Miles und Flora von Geistererscheinungen beeinflusst glaubt, in denen sie ihre Vorgängerin und einen Hausdiener zu erkennen meint, die beide unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen sind. Sie setzt nun alles daran, die Kinder zu dem Bekenntnis zu zwingen, diese Phantasmen ebenfalls zu sehen; nur durch ein solches Bekenntnis glaubt sie, die Kinder vor dem verhängnisvollen Einfluß der Geister retten zu können. Diese verweigern aber hartnäckig dieses Eingeständnis, was in einer Kette von Ereignissen schließlich dazu führt, daß Miles stirbt und Flora schwer erkrankt.

Während der ganzen Erzählung bleibt unklar, ob es die Erscheinungen wirklich gibt oder ob die Erzählerin geisteskrank ist und sich die Phänomene nur einbildet. In dem Versuch, die Kinder zum Eingeständnis der Geistererscheinungen zu zwingen, dreht sie die Schraube der Maßnahmen immer weiter, bis sie sie schließlich überdreht – daher der englische Titel *The turn of screw* (die Drehung der Schraube) und die deutsche Übersetzung "Bis zum Äußersten". Das ist zumindest eine Deutung des Textes; nach einer anderen, oberflächlicheren, sind es die Kinder, die das Eingeständnis böswillig verweigern. So gibt es etwa eine Verfilmung der Novelle unter dem Titel "Die sündigen Engel".

Andreas Dippold, um auf ihn zurückzukommen, nahm das Urteil sofort an und mußte diese Strafe vollständig absitzen; dann wanderte er 1911 nach Brasilien aus, wo er mit einem gefälschten Dokortitel als Rechtsanwalt tätig war, aber letzteres ist nicht ganz sicher verbürgt. Das ist nun alles über hundert Jahre her, aber ich glaube, ich muß nicht darauf hinweisen, daß die Problematik eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses, bei dem der Schüler dem Lehrer vollständig ausgeliefert ist, wie das etwa in Internaten der Fall ist, ihre Aktualität nicht verloren hat.

V. TEIL: ... WEIL ICH NUR EINE BETA BIN!

Die Überschrift dieses Abschnittes spielt an auf den Roman von Aldous Huxley "Brave New World" (Schöne neue Welt). Dieser 1932 erstmals erschienene und 1953 ins Deutsche übersetzte Roman schildert eine zukünftige Gesellschaft, in der die Kinder nicht mehr von Müttern gebo-

ren und von Eltern erzogen, sondern in Fabriken unter staatlicher Leitung ausgebrütet und zur Welt gebracht werden.

Im ersten Kapitel führt der Leiter einer solchen Fabrik, der "Brut- und Norm-Direktor", abgekürzt "B. U. N. D.", eine Studentengruppe durch seine Einrichtung. Zunächst zeigt er ihnen die unteren Räume, in denen die Befruchtung und dann die Ausbrütung der Föten stattfinden. Dabei werden die künftigen Menschen gleich in eine der fünf Kasten oder Rassen eingeordnet, je nachdem, ob sie als Alpha, Beta, Gamma, Delta oder Epsilon vorgesehen sind. Noch im Embryonalstadium wird ihr Körper auf die künftige Aufgaben vorbereitet, so etwa die Fabrikarbeiter darauf, Lärm und Gestank zu ertragen und das möglichst sogar schön zu finden usw.

Es genügt aber nicht, daß die Kastenmitglieder körperlich ihren Aufgaben genügen, sondern sie müssen auch geistig auf die Akzeptanz ihrer Rolle konditioniert werden. Deshalb sind in den oberen Stockwerken der Fabrik die Kleinkinder untergebracht. Im dreizehnten Stockwerk halten die Zweijährigen gerade ihren Mittagsschlaf. Und jetzt Zitat:

"Vierzig Meter schlichen sie [die Studenten] auf Zehenspitzen, bis sie an eine Türe kamen, die der Direktor behutsam öffnete. Sie traten in das Dämmerlicht eines Schlafsaals, an dessen Fenstern die Jalousien herabgelassen waren. Achtzig Gitterbettchen standen in einer Reihe an der Wand. Man vernahm leichte regelmäßige Atemzüge und ein ständiges Murmeln wie von weit entfernt flüsternden Stimmen. ...

Langsam schritt der Direktor die lange Reihe der Bettchen ab. Rosig und schlafgelöst lagen achtzig kleine Mädchen und Jungen ruhig atmend da. Unter jedem Kissen flüsterte es. Der Direktor beugte sich aufmerksam lauschend über ein Bettchen. ...

'– tragen alle Grün', begann eine leise, ungemein klare Stimme mitten im Satz, 'und Deltakinder tragen Khaki. Nein, ich mag nicht mit den Deltakindern spielen. Und Epsilons sind noch schlimmer. Sie sind zu dumm zum Lesen und Schreiben. Außerdem tragen sie Schwarz, und das ist eine abscheuliche Farbe. Oh, wie froh bin ich, daß ich eine Beta bin!'

Pause. Dann begann die Stimme von neuem.

'Alphakinder tragen Grau. Sie arbeiten viel mehr als wir, weil sie so schrecklich klug sind. Oh, wie froh bin ich, daß ich eine Beta bin und nicht so viel arbeiten muß! Wir Betas sind etwas viel Besseres als Gammas und Deltas. Gammas sind dumm. Sie tragen alle Grün, und Deltakinder tragen Khaki. Nein, ich mag nicht mit den Deltakindern spielen. Und Epsilons sind noch schlimmer. Sie sind zu dumm zum [Lesen und Schreiben. Außerdem tragen sie Schwarz, und Schwarz ist eine abscheuliche Farbe. Oh, wie froh bin ich, daß ich eine Beta bin!']

'Bis sie aufwachen, werden sie es jetzt noch vierzig- bis fünfzigmal wiederholt bekommen,' [sagte der Direktor,] 'dann Donnerstag und Samstag wieder. Hundertzwanzig Wiederholungen, dreimal in der Woche, dreißig Monate lang. Danach erhalten sie Unterricht für Fortgeschrittene. ... Hypnopädie ist das beste Mittel zur Stärkung der sittlichen und sozialen Gefühle, das es je gegeben hat.' "

Wir wissen heute, daß das so nicht funktionieren würde, aber es zeigt doch in literarisch zugespitzter Weise die Praktiken eines Regimes und einer Gesellschaft, die schon die Kinder im Sinne ihrer Ideologie beein-

flussen will und dabei in Konkurrenz mit dem Elternhaus tritt. Dabei geht es – und das ist in unserem Zusammenhang das Wesentliche – nicht um das Wohl des Kindes, sondern um die Interessen der Erwachsenen, denen die Zukunft der Kinder bedenkenlos geopfert wird. Huxley schildert eine utopische Zukunft – wenn auch eine erschreckende –, aber ähnliche Vorgänge gab es in der Vergangenheit und gibt es in der Gegenwart. Die nächsten vier Kapitel werden es zeigen.

20. KAPITEL: DIE MACHT DER VERFÜHRER – KINDERKREUZZUG, SAVONAROLA, KINDERSOLDATEN

DIE EUROPÄISCHE Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts kann man auch als die Zeit der Kreuzzüge bezeichnen. Der erste Kreuzzug kam zustande, weil der byzantinische Kaiser einen Hilferuf um Unterstützung gegen die islamische, genauer: seldschukische Bedrohung seines Reiches an den Westen richtete. Gegen die türkischstämmigen Seldschuken hatte er 1087 in der Schlacht von Mantzikert eine (wie sich im nachhinein herausstellte: entscheidende) Schlacht verloren. Die neue Situation hatte auch Auswirkungen auf die Pilgerfahrten nach Jerusalem, die bislang relativ ungefährdet durchgeführt werden konnten; jetzt aber sahen sich die Pilger zunehmenden Schikanen ausgesetzt.

Der Hilferuf stieß bei Papst Urban II. auf offene Ohren. Er veranstaltete 1095 in Clermont in Frankreich eine große Versammlung, auf der er in einer mitreißenden Predigt zu einem militärischen Unternehmen zur Unterstützung der östlichen Glaubensbrüder aufrief. In dieser Predigt bezeichnete er als Ziel des ganzen Unternehmens Jerusalem. Ob das so geplant war oder ob sich der Papst vom eigenen rhetorischen Schwung mitreißen ließ, ist nicht genau bekannt. Jedenfalls war die emotionale Wirkung so groß, daß sich mit dem Ruf "Gott will es" (*Deus lo vult*) eine größere Zahl von mittleren und niederen Adligen und auch Angehörige der unteren Bevölkerungsschichten zur Teilnahme verpflichteten.

Der Zug endete, wie Sie wissen, 1099 mit der Eroberung Jerusalems und der Errichtung mehrerer Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land:



Es handelte sich rechtlich und theologisch gesehen um ein *bellum iustum*, einen gerechten Krieg, denn es wurden Gebiete zurückerobert, die früher unter christlicher Herrschaft gestanden und im 7. Jahrhundert rechtswidrig von den Kalifen okkupiert worden waren. Die islamische Sicht ist eine andere: nach ihr ist jede Eingliederung eines Gebietes in das Herrschaftsgebiet des Islam eine verdienstvolle Tat, der Versuch der Rückeroberung ein Widerstand gegen den göttlichen Geschichtsplan.

Mit einem so schnellen und gründlichen Erfolg des ersten Kreuzzuges hatte bei den Christen niemand gerechnet. Die Zeitgenossen konnten darin nur ein direktes Eingreifen Gottes sehen; ein Chronist gab seiner Darstellung der Ereignisse deshalb auch den charakteristischen Titel *Gesta dei per Francos* (die Taten Gottes durch die Europäer).

Diese emotionale Hochstimmung konnte aber nicht aufrecht erhalten werden. Vor allem war es mit der einmaligen Eroberung der Gebiete in Palästina nicht getan. Die Kreuzfahrerstaaten waren als christliche Staaten aus sich selbst heraus nicht lebensfähig, so daß es ständigen Nachschubs aus Europa bedurfte. Auf den ersten folgten also noch gut ein Dutzend weitere Kreuzzüge und kreuzzugsähnliche Unternehmungen, von denen aber keines den Erfolg des ersten Kreuzzugs wirklich wiederholen konnte. Es fielen immer mehr Bestandteile der Kreuzzugsstaaten unter islamische Herrschaft zurück, bis am Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Verlust Akkons auch die letzte Position verloren ging.

Die wohl tragischste Episode der ganzen Kreuzzugszeit war der sog. Kinderkreuzzug von 1212. Im Mai dieses Jahres trat ein minderjähriger Hirte namens Stephan vor den französischen König und forderte ihn zum Kreuzzug auf, andernfalls würden die Kinder das unternehmen, wozu die Erwachsenen nicht fähig seien. Philipp nahm ihn nicht ernst, aber Stephan zog nun wirklich durch die Lande, um diesen Kreuzzug zu predigen.

Er stellte ihn gar nicht so sehr als militärisches Unternehmen dar, sondern als wunderbares Ereignis, das Gott selbst zum Ziele führen werde. Insbesondere sei die Beschaffung von Schiffen nicht erforderlich, denn das Meer werde sich vor dem Zug teilen, wie einst das Rote Meer beim Auszug der Israeliten aus Ägypten, und den Weg zu Fuß ins Heilige Land freigeben. Es kamen tatsächlich einige hundert oder tausend Kinder zusammen, die im Juni 1212 in Vendôme, etwa 50 km westlich von Orléans, starteten und schließlich in Marseille ans Mittelmeer kamen. Das Meer entzog sich allerdings der Voraussage und öffnete sich nicht vor den Kindern. Viele von ihnen gingen deshalb auf das Angebot einiger Schiffseigner ein, sie nun doch zu Schiff ins Heilige Land zu bringen.

Ein zweiter Zug unter Anführung eines Nikolaus brach in Köln auf, zog den Rhein hinauf und über den Mont-Cénis nach Italien. Im August waren sie in Genua, wo wiederum das Meer seine Kooperation verweigerte. Ein Teil ging dann in Pisa zu Schiff, andere kamen bis nach Rom, wo sie Papst Innozenz III. empfing und ihnen ausdrücklich den Weiterzug verbot; er befahl ihnen, nach Hause zurückzukehren und

ihr Gelübde später als Erwachsene zu erfüllen. Denn natürlich gab es auch beim Kinderkreuzzug eine Kreuznahme und ein Gelübde, das nach damaliger Rechtsauffassung durchaus seine Gültigkeit hatte, auch wenn es von Minderjährigen geleistet wurde.

Eine dritte, ebenfalls deutsche Gruppe zog über den St. Gotthard nach Italien und kam in Ancona ans Meer, mit derselben Enttäuschung; einige gingen dann in Brindisi zu Schiff. Erst etwa zwei Jahrzehnte später erfuhr man, was mit denen geschehen war, die Europa verlassen hatten: die Schiffseigner vor allem in Marseille waren Betrüger, die die Kinder direkt auf die nordafrikanischen Sklavenmärkte transportierten. Eine recht kaltherzige Erwähnung findet der Kinderkreuzzug indes in der Chronik des Abtes Hermann von Niederaltaich. Er zitiert einen umlaufenden Spruch³⁷:

Anno milleno ducenteno duodeno

Ad mare stultorum tendebat iter puerorum.

(Im Jahre 1212 verlief zum Meer der Weg der törichten Knaben.)

Wie ist der "Kinderkreuzzug" nun zu bewerten? Abgesehen von dem Mitleid, das wir über die Jahrhunderte hinweg mit den Opfern empfinden müssen, erinnert der Gedanke, daß die Kinder das zustandbringen, was den Erwachsenen nicht gelingt, an vieles, was heute inszeniert wird: da gibt es Kinder-Parlamente, Kinder-Vereinte-Nationen, "Jugend forscht" und vieles mehr. Ob die Kinder verschiedener Nationalitäten leichter zusammenfinden als die Erwachsenen, darüber sollte man vielleicht die Lehrer befragen, und zwar bei ausgeschalteter Fernsehkamera. Auf der anderen Seite gibt es auch heute noch Kindersoldaten, worauf wir gleich noch ausführlich eingehen wollen; moralischer Hochmut gegenüber dem Mittelalter ist also nicht angebracht.

Und auf noch etwas möchte ich hinweisen: gut zweihundert Jahre, nachdem der Hirte Stephan von Philipp II. abgewiesen wurde, spielte sich eine ähnliche Szene ab. Ein 17jähriges Mädchen aus Lothringen erschien vor König Karl VII., um ihn zu einem Kriegszug aufzufordern: Jeanne d'Arc. Wie dieses Unternehmen ausging, für Karl und für Jeanne, ist ja bekannt, nur die Bewertung fällt meist etwas anders aus als das Urteil über den Kinderkreuzzug.

Gut 60 Jahre nach dem Martyrium der Jeanne d'Arc ist ein weiterer Fall zu beobachten, bei dem Kinder zu politischen Zwecken eingesetzt werden. Wir befinden uns in Florenz. Dort ist es dem fanatischen Mönch Girolamo Savonarola



gelingen, die faktische Stadtherrschaft an sich zu reißen und die bislang herrschenden Medici zu verdrängen. Savonarola wollte in Florenz eine Art Gottesstaat errichten und hat auch tatsächlich Christus selbst zum König von Florenz erklären lassen. Man fühlt sich in manchem an die Wiedertäufer in Münster oder an Calvin in Genf erinnert. Zu seinem Programm gehörte auch eine moralische Erneuerung der Bevölkerung,

³⁷ MGH SS 17 S. 386.

z.B. durch die Ausrottung homosexueller Praktiken; aber auch das tief eingewurzelte Mißtrauen des Mittelalters gegenüber kaufmännischer Tätigkeit und Geldgeschäften ganz allgemein spielte eine Rolle.

Neben der Austilgung unmoralischer Handlungen will Savonarola aber auch unmoralische Kleidung beseitigen, vor allem bei den Frauen. Aus der Sicht eines asketischen Mönches war das allerdings erforderlich, denn die damalige Mode bot einen tiefen Einblick ins Dekolleté der Frauen, das durchaus auch unterhalb der Brüste verlaufen konnte. Florenz war berühmt für die Herstellung und Verarbeitung kostbarer Stoffe, und auch der Aufwand für Schminke, Schmuck und Haarfrisuren war enorm.

Um seine moralischen Vorstellungen durchzusetzen und den Gebrauch dieser "Eitelkeiten", wie er sie nannte, abzuschaffen, setzte Savonarola die Kinder ein. Er wandelte die in Florenz ohnehin bestehenden Jugendbanden um in quasimilitärisch organisierte Kinderkompanien. Sie hatten zwei Aufgaben: ein Teil sammelte nachdrücklich Almosen für die Armen – also das, was man heute "aggressives Betteln" nennt –, der andere Teil drang in die Häuser ein und suchte dort nach den "Eitelkeiten" und beschlagnahmte sie.

Am Aschermittwoch, dem 7.2.1497, wurden diese Eitelkeiten zu einer Pyramide aufgeschichtet und öffentlich verbrannt. Die Pyramide war am Fuß 60 m breit und in der Mitte 15 m hoch. Verbrannt wurden, wie gesagt, Modeartikel, wie falsche Haare, Schminke, Spiegel, Schmuck, aber auch unzüchtige Gemälde, darunter bedeutende Kunstwerke antikisierender Tendenz, ferner Spielkarten, Puppen, Würfel, Schachspiele, sodann Musikinstrumente und schließlich sogar Bücher, wobei selbst Dante, Boccaccio und Petrarca der moralischen Zensur verfielen.

All zu viele Détails über Savonarolas Kinderbanden wissen wir allerdings nicht, und er selbst geriet nach kurzer Schreckensherrschaft in Konflikt mit den établierten Schichten seiner Heimatstadt und auch mit Papst Alexander VI. in Rom. Er wurde gestürzt und schließlich 1498 hingerichtet. Das war auch das Ende der Suche nach den "Eitelkeiten".

Kinder für eigene politische und/oder kriminelle Zwecke einzusetzen und sie dafür "auszubilden", d.h. also absichtlich in eine falsche Richtung zu erziehen, ist aber bis heute üblich geblieben. Mit den staatlichen Jugendorganisationen werden wir uns im übernächsten Kapitel befassen. Hier soll es zunächst um die Verwendung von Kindern als Soldaten gehen, wie das ja gewissermaßen schon beim Kinderkreuzzug der Fall war.

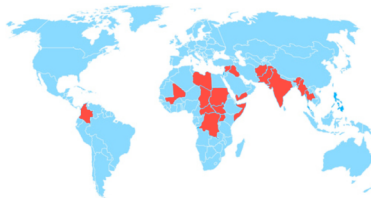
Daß Minderjährige die Truppen begleiten und etwa als "Roßbuben" oder sonstige Diener eingesetzt werden, kommt schon in der Vergangenheit vor, etwa im Dreißigjährigen Krieg und wohl auch schon vorher. Unter Umständen war das für diejenigen, die im Rahmen einer kriegerischen Auseinandersetzung ihre Eltern und Familie verloren hatten, ein Weg, irgendwie zu überleben. Eine entsprechende Schilderung findet sich z.B. im Roman "Simplicius Simplicissimus" von Jakob von Grimmelshausen, der auch schildert, wie man in diesem Milieu durchaus Karriere machen konnte. Diese Möglichkeit lockte auch Abenteurer an, die freiwillig von Zuhause durchgebrannt waren, aber die Karriere war nicht garantiert und konnte schnell mit dem Tod oder als verstüm-

melter Bettler enden. In diesem Zusammenhang darf ich vielleicht darauf hinweisen, daß Kriegsinvaliden bis ins 18. Jahrhundert nicht staatlich versorgt wurden; die absolutistischen Fürsten sahen es bereits als großzügige Geste an, wenn sie ihnen das Betteln erlaubten. Reste dieser Mißachtung verwundeter Soldaten haben sich bis heute gehalten.

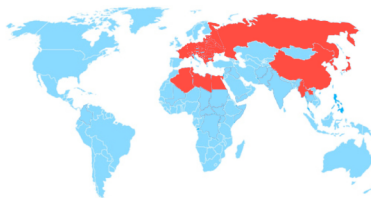
Dann muß man sich darüber im Klaren sein, daß bei länger dauernden Kriegshandlungen die erwachsenen Soldaten allmählich knapp werden und die Staaten auf immer jüngere Rekruten zurückgreifen, wie das etwa aus den späten Jahren Napoleons und auch vom Ende des 2. Weltkriegs berichtet wird.

Eine neuere Entwicklung ist aber die Praxis, wirkliche Kinder zum Teil unter 14 Jahren als Soldaten einzusetzen, die dabei gewöhnlich zwangsweise rekrutiert und dabei aus ihrer Familie gerissen werden, in die sie aufgrund ihrer Taten dann auch nicht wieder zurückkehren können – und oft auch nicht wollen, weil sie den Krieg für einen positiven Zustand halten, der ihnen z.B. Macht über andere verleiht, auch wenn diese oftmals viel älter sind als sie selbst. Es sind dabei nicht so sehr die regulären Armeen, die sich der Kinder bedienen, sondern eher Söldnerbanden oder Milizen.

Die Zahl der heutigen Kindersoldaten wird, je nach Definition, auf etwa 250000 bis 300000 Personen geschätzt. Der "Umsatz" ist dabei sehr groß; so wird die Zahl der getöteten Kindersoldaten auf 200000 pro Jahr geschätzt, wobei diese Kinder häufig für besonders gefährliche Aufgaben eingesetzt werden. Die Zahl der Verletzten und traumatisierten Kinder liegt entsprechend noch viel höher. Hier eine Karte der Länder, in denen 2013 der Einsatz von Kindersoldaten beobachtet wurde:



Sie sehen Kolumbien, eine Reihe afrikanischer Staaten, das syrisch-irakische Kriegsgebiet, erstaunlicherweise aber auch Indien und Indochina. Wenn wir 70 Jahre zurückgehen, hätte eine Karte für 1943 möglicherweise so ausgesehen:



Der Einsatz von Kindersoldaten gilt heute als Kriegsverbrechen und wird vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag verfolgt – wenn es denn zu einer Anklage kommt. Aus den letzten Jahren gibt es für die Tätigkeit dieses Gerichtes ernüchternde, aber auch hoffnungsvolle Beispiele.

21. KAPITEL: ABC-SCHÜTZEN UND EINJÄHRIGE – ERZIEHUNG ZUM MILITÄR

IN DER VIERTEN SZENE des ersten Aktes von Carl Zuckmayers Schauspiel "Der Hauptmann von Köpenick" werden in einer Fabrik neue Arbeiter eingestellt. Als Wilhelm Voigt an die Reihe kommt, entspinnt sich zwischen dem Personalchef und ihm folgender Dialog:

Personalchef: "Wo hamse gedient?"

Voigt: "Bei verschiedene Handwerksmeister, und denn hab ick mir in de staatliche Schuhfabrikation ausjebildet."

Personalchef: "Ich meine, wo hamse gestanden?"

Voigt: "Gestanden? – Ick hab nur gesessen."

Personalchef: "Ja, warens denn nie Soldat?"

Voigt: "Nee, dazu bin ick jarnicht gekommen. Ick bin nämlich vorbe-
strafft. – Det sag ich lieber gleich, als daß es nachher rauskommt.
Ick denke mir, bei de Industrie, da sinse großzügig. Ick bin Spezia-
list in Maschinenarbeit."

Personalchef: "Na zeigense mal Ihre Papiere her."

Sie wissen, wie die Sache ausgeht: ohne Papiere keine Arbeit, ohne Arbeit keine Papiere. Was uns aber hier angeht, ist das Mißverständnis zwischen den beiden Dialogpartnern: Voigt spricht über seine berufliche Qualifikation, den Personalchef interessiert nur die militärische Laufbahn des Bewerbers.

Reste dieser Auffassung sind auch heute noch nicht verschwunden. Wenn die Nachrichten in Hörfunk und Fernsehen über den Beginn eines neuen Schuljahrs und damit auch über die Einschulung der neuen Erstkläßler berichten, werden diese fast regelmäßig als "ABC-Schützen" bezeichnet. Dabei wird ziemlich gedankenlos für diese sechsjährigen Kinder eine militärische Bezeichnung verwendet.³⁸

Beim Militär erhält man, sobald man zum ersten Mal befördert wird, den Dienstgrad eines "Gefreiten", was ursprünglich bedeutete, daß man nicht mehr Schildwache stehn mußte. Dieser Dienstgrad hat, wie alle folgenden bis hin zum General, im ganzen Heer die gleiche Bezeichnung. Für diejenigen, die noch nicht Gefreiter sind, gibt es aber unterschiedliche Bezeichnungen je nach Waffengattung: so heißt es bei der Infanterie Grenadier, bei der Kavallerie Reiter, bei der Artillerie Kanonier, bei den Fernmeldekompanien Funker usw.; bei allen Waffengat-

³⁸ Heike Olschansky, Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien (Stuttgart 1999) S. 11 gibt statt dessen folgende Erklärung:

Warum gerade der harmlose *Abc-Schütze* (der seit dem 16. Jahrhundert zuerst in der Verkleinerungsform *Abc-Schützigen* bezeugt ist) etwas mit dem Schießen zu tun haben soll, erklärt sich durch eine volksetymologische Übersetzung. *Schütze* hat die Bedeutung 'Anfänger' aus dem lateinischen *tiro* 'Rekrut, Anfänger' entlehnt. Dies hat man fälschlich mit französisch *tirer*, italienisch *tirare* 'schießen' verbunden und deswegen den deutschen Ausdruck *Schütze* für die Übersetzung verwendet.

tungen, die keine so spezifische Ausrichtung haben, heißt es Schütze. Es ärgert mich jedesmal, wenn ich die daran angelehnte Bezeichnung ABC-Schütze für die Schulanfänger höre.

Es gibt – oder gab jedenfalls bis in die Generation meiner Eltern hinein – noch einen zweiten Schulterminus, der vom Militär stammt, nämlich das "Einjährige" für den Mittelschulabschluß, also das Ende der Ausbildung nach sechs Jahren Oberschule. Dahinter steckt Folgendes: der Grundwehrdienst der Wehrpflichtigen beim preußischen (und damit seit 1871 auch beim bayerischen) Heer dauerte drei Jahre. Es gab aber die Möglichkeit, sich freiwillig zum Militär zu melden. Dann dauerte der Grundwehrdienst nur ein Jahr; allerdings mußte man als Freiwilliger seine Uniform und Ausrüstung selbst bezahlen und sich auch auf eigene Kosten verpflegen. Das war also nur etwas für die Söhne reicher Leute, und man mußte auch ein gewisses Bildungsniveau nachweisen (eben die sechs Jahre Oberschule), um ein solcher "Einjährig-Freiwilliger" werden zu können. Von daher wurde es üblich, diesen Schulabschluß das "Einjährige" zu nennen.

Beide Ausdrücke, besonders der letzte, zeigen, wie sehr im Deutschland des späteren 19. Jahrhunderts die gesamte Gesellschaft auf das Militär ausgerichtet war und wie selbst die Schule dafür in Dienst genommen wurde. Es gibt dafür aber noch weitere Indizien, vor allem im Gymnasium. Das humanistische Gymnasium stand dabei durchaus im Zielkonflikt zwischen dem eigenen übernationalen Bildungsideal des Humanismus und den Wünschen des Nationalstaates. Von besonderem Interesse sind dabei der Latein- und der Geschichtsunterricht.

Vielleicht ist es ja heute nicht mehr so, aber zu meiner Schulzeit war der erste Autor, der im Lateinunterricht gelesen wurde, sobald die Grammatik vermittelt war, Caesar, und zwar seine Kriegsberichterstattung *De Bello Gallico*, die mit den Worten beginnt *Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolant Belgae ...* (Gallien als Ganzes ist in drei Teile unterteilt, deren einen die Belgier bewohnen). Angeblich schreibt Caesar besonders korrektes Latein, und die Lektüre eines Feldherrn sollte bis 1918 bzw. 1945 ohne Zweifel auch vaterländische Gefühle wecken und die Gymnasiasten auf ihre künftige Rolle als Soldaten vorbereiten.

Noch deutlicher ist der Horazvers *Dulce et decorum est pro patria mori* (es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben), der sich deshalb größter Beliebtheit erfreute. Die Lateinlehrer wußten aber wahrscheinlich nicht, daß schon ein halbes Jahrtausend zuvor der griechische Dichter Pindar geschrieben hatte:

"Süß scheint ja der Krieg nur dem,
der ihn nicht kennt.
Er schaudert, wenn er dann naht,
vor ihm übers Maß im Herzen."

Erasmus von Rotterdam – das ist derjenige, nach dem die Erasmus-Stipendien benannt sind – hat 1515 unter Anspielung auf diesen Vers eine Schrift zugunsten des Friedens mit dem Titel versehen: *Dulce bellum inexpertis* (Süß ist der Krieg den Unerfahrenen).

Tatsächlich hat selbst Horaz diese Stelle anders gemeint, als sie gewöhnlich verstanden wird. Es lohnt deshalb ein Blick auf das ganze Gedicht, oder wenigstens Auszüge daraus. Dessen vierte Strophe lautet vollständig:

*Dulce et decorum est pro patria mori:
mors et fugacem persequitur virum,
nec parcit inbellis iuventae
poplitibus timidove tergo.*

Übersetzt heißt das etwa: "Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben. Der Tod verfolgt auch den fliehenden Mann. Er verschont nicht die unkriegerische Jugend und den verzagenden Rücken." Der Tod ist also unausweichlich, und da ist es besser, sich ihm mutig zu stellen als vergeblich fliehen zu wollen. Davon, ihn bewußt zu suchen, ist nicht die Rede.

Aber das mußte hinter der erwünschten Interpretation und hinter Caesar zurückstehn. Die literarische Wehrtüchtigung bewirkte, daß sich 1914 die Gymnasiasten serienweise freiwillig zum Militär meldeten. (Im Mittelalter spielte Caesar als Autor übrigens keine Rolle; seine Werke, wenn sie denn überhaupt von ihm selbst stammen und nicht von einem Ghostwriter, sind nur in ganz wenigen Handschriften und erst sehr spät überliefert. Der erste richtige Autor, den man damals las, war Vergil, und zwar seine Aeneis, die nun allerdings auch eine ziemlich patriotische Angelegenheit ist ...)

Wie es um die Süße des Schlachtentodes wirklich bestellt war, lernten die Gymnasiasten dann, wie wir wissen, in den Schützengräben von Verdun kennen, und zwar auf beiden Seiten der Front. Der englische Dichter Wilfred Owen (18.3.1893–4.11.1918)



hat dies Ende 1917 zum Anlaß genommen, ein Gedicht zu verfassen, in dem ausdrücklich auf Horaz Bezug genommen wird. Er schildert in drastischen Worten die Folgen des Giftgas-Einsatzes und schließt:

*My friend, you would not tell with such high zest
To children ardent for some desperate glory,
The old Lie: Dulce et decorum est
Pro patria mori.*

(Mein Freund, erzähle nicht mit so hoher Begeisterung Kindern, die vor verzweifelter Ruhmbegier brennen, die alte Lüge: Dulce et decorum est pro patria mori.)³⁹

³⁹ **Dulce et Decorum est**

Bent double, like old beggars under sacks,
Knock-kneed, coughing like hags, we cursed through sludge,
Till on the haunting flares we turned our backs
And towards our distant rest began to trudge.
Men marched asleep. Many had lost their boots
But limped on, blood-shod. All went lame; all blind;

Drunk with fatigue; deaf even to the hoots
Of disappointed shells that dropped behind.

Gas! GAS! Quick, boys!-- An ecstasy of fumbling,
Fitting the clumsy helmets just in time;
But someone still was yelling out and stumbling
And floundering like a man in fire or lime.--
Dim, through the misty panes and thick green light
As under a green sea, I saw him drowning.

In all my dreams, before my helpless sight,
He plunges at me, guttering, choking, drowning.

If in some smothering dreams you too could pace
Behind the wagon that we flung him in,
And watch the white eyes writhing in his face,
His hanging face, like a devil's sick of sin;
If you could hear, at every jolt, the blood
Come gargling from the froth-corrupted lungs,
Obscene as cancer, bitter as the cud
Of vile, incurable sores on innocent tongues,--
My friend, you would not tell with such high zest
To children ardent for some desperate glory,
The old Lie: Dulce et decorum est
Pro patria mori.

Dulce et Decorum est

Zweifach gebeugt wie alte Bettler unter ihrem Sack,
X-beinig, hustend wie alte Weiber, fluchten wir uns durch Schlamm,
Bis wir den herumgeisternden Leuchtkugeln den Rücken zuwandten
Und unserer fernen Ruhe entgegertrotteten.
Männer marschierten im Schlaf. Viele hatten ihre Stiefel verloren
Aber hinkten auf blutigen Sohlen weiter. Alle wurden lahm, alle blind,
Trunken von Erschöpfung, taub selbst für das Heulen
Der fehlgegangenen Granaten, die hinter uns einschlugen.

Gas! GAS! Schnell, Jungs! - eine ekstatische Fummelei,
Um die plumpen Helme rechtzeitig aufzusetzen.
Aber jemand schrie da noch und taumelte
Und zappelte wie ein von Feuer oder Ätzkalk Verbrannter.
Undeutlich, durch die beschlagene Scheibe und trübes grünes Licht
Wie in einem grünen Meer, sah ich ihn ertrinken.

In all meinen Träumen, vor meinen hilflosen Augen,
Taucht er auf mich zu, flackernd, würgend, ertrinkend.

Wenn auch du in erdrückenden Träumen liefest
Hinter dem Wagen, in den wir ihn warfen,
Und die verdrehten weißen Augen in seinem Gesicht sähest,
In seinem hängenden Gesicht, wie das eines Teufels, der der Sünde müde ist,
Wenn du hören könntest, wie bei jedem Stoß das Blut
Gurgelnd aus seinen schaumgefüllten Lungen läuft,
Ekelregend wie der Krebs, bitter wie das Wiederkäuen
Von Auswurf, unheilbare Wunden auf unschuldigen Zungen,
Mein Freund, du erzähltest nicht mit so großer Lust
Kindern, die nach einem verzweifelten Ruhmesglanz dürsten,
Die alte Lüge: Dulce et decorum est
Pro patria mori.

Owen ist dann kurz vor Kriegsende selbst ums Leben gekommen. Seine Gedichte bilden die Textvorlage für ein berühmtes Werk der Musik, das "War Requiem" von Benjamin Britten.

Aber zurück zur "patriotischen" Erziehung im Deutschen Kaiserreich. Nicht nur der Lateinunterricht, sondern damit eng zusammenhängend bot vor allem die alte Geschichte die gewünschten Vorbilder für die bedingungslose Hingabe ans Vaterland: etwa Leonidas und seine Spartaner an den Thermopylen. Sie kennen wahrscheinlich den Vers dazu:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

In der lateinischen Vorlage ist sogar von den *sanctae leges patriae*, den "heiligen" Gesetzen des Vaterlandes die Rede, während es in der griechischen Urfassung nur ρηματα, Befehle, heißt⁴⁰.

Ein anderes "Vorbild" war jener römische Feldherr Titus Minilius Imperiosus Torquatus, der 340 v. Chr. seinen eigenen Sohn wegen militärischen Ungehorsames hinrichten ließ, obwohl sein Einsatz in der Schlacht von Trifanum kampfscheidend gewesen war; das Thema wird dann in Kleists "Prinz Friedrich von Homburg" wiederaufgenommen. Das warnende Gegenbeispiel bildete der römische Feldherr Coriolan, der zwischen den Parteien schwankte und daran zugrunde ging.

Die Indienstnahme des Geschichtsunterrichts für vaterländische Gefühle verschärfte sich nach 1871, allerdings zunächst weniger im Unterricht selbst, der – wenigstens im Gymnasium – durchaus wissenschaftliches Niveau anstrebte, mit einer Schülerschaft, die problemlos in der Lage war, die lateinischen Quellen zu lesen. Aber die Schulen veranstalteten patriotische Feiern etwa zu Kaisers Geburtstag, in denen Wilhelm I. als wiedererstandener Barbarossa gefeiert wurde. Das Personenpaar Barbarossa (= der Staufer Friedrich I.) – Barbablanca (= Wilhelm I. von Preußen) war schon während des Krieges 1870/1 ein beliebtes Bild der Propaganda gewesen. Auch Lutherfeiern wurden abgehalten, natürlich nicht im katholischen Bayern.

Der Versuch, den Geschichtsunterricht zu instrumentalisieren, konnte aber noch viel direkter sein: Wilhelm II. erließ am 1.5.1889, also wenige Monate nach seiner Thronbesteigung, eine Kabinettsorder, die forderte, den Geschichts- und Religionsunterricht zur Abwehr sozialistischen und kommunistischen Gedankengutes einzusetzen. Wie selbstverständlich die militärische Ausrichtung der Erziehung für Wilhelm II. war, lesen wir auch in seinen Memoiren über seine Jugendzeit, aus denen ich im 18. Kapitel schon zitiert habe:

"Natürlich haben wir alle die Spiele gespielt, an denen deutsche Jungen ihr Vergnügen haben: Räuber und Soldat [!, nicht etwa "Räuber und Gendarm"], Indianer oder militärisches Exerzieren. Die Schaulplät-

⁴⁰ Dic, hospes, Spartae non hic vidisse iacentes
dum sanctis patriae legimus obsequimur.
Ω ξειν(ε) αγγελειν Λακεδαιμονιοις, οτι τηδε
κειμετα τοις κεινων ρημασι πειθομενοι.

ze dieser Taten waren meist der Park von Sanssouci oder das Bornstädter Feld. Bei diesen Spielen kam ich mit einer großen Anzahl anderer Knaben zusammen, von denen mehrere mir liebe Kameraden geworden sind."

Eine ganz konkrete "patriotische" Aufgabe erhielt der Geschichtsunterricht dann zu Anfang des 20. Jahrhunderts, jedenfalls in Preußen: die Förderung von Wilhelms II. Flottenbauprogramm, durch das das Deutsche Reich mit der Seemacht Großbritannien gleichziehen sollte. Das Kultusministerium forderte von den Gymnasiallehrern Gutachten ein über die Frage: "Was kann im Geschichtsunterricht an den höheren Lehranstalten geschehen, daß den Schülern der Wert einer starken Flotte und die Beziehungen zwischen Seemacht und Wohlfahrt eines Volkes auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs zu klarerem Bewußtsein kommen?" Als Beispiel war an das Verhältnis zwischen Rom und Karthago gedacht: die Landmacht Rom habe die Seemacht Karthago erst schlagen können, als sie sich ebenfalls eine Flotte zulegte.

Die Indoktrinierung der Schüler hat, wie oben schon angedeutet, dann dazu geführt, daß sich 1914 die Abiturienten serienweise freiwillig zum Militär gemeldet haben. Die kriegerische Bewährung des einzelnen und des ganzen Volkes wurde in der Gesellschaft positiv gesehen, in der Schule als wünschenswert dargestellt. 1912 schrieb ein höherer Beamter im Kultusministerium: "Die ganze Geschichte bis auf unsere Tage predigt uns die alte Wahrheit, daß der Krieg am letzten Ende die Menschen erzieht, daß der Friede die Völker glücklicher und reicher, aber die Menschen schwächer macht, die im Frieden verkümmern, weil müßige Ruhe das Grab des Mutes und der Kraft ist."

In der Weimarer Republik änderte sich am Geschichtsunterricht wenig, und zwar aus dem banalen Grunde, weil dieselben Lehrer weiterunterrichteten (die Lücken, die der Krieg unter den Nachwuchslehrern gerissen hatte, ließen sich so schnell nicht auffüllen) und weil dieselben Schulbücher weiterverwendet wurden, denn die wirtschaftliche Lage erlaubte es nicht, sie durch neue Werke zu ersetzen. Aus demselben Grunde änderte sich in der Nazizeit auch nicht sehr viel, zumal die Nazis offenbar der Schule mißtrauten und die Indoktrination der Kinder mehr in die außerschulischen Organisationen wie HJ, BDM usw. verlegten. Dazu mehr im nächsten Kapitel. Und das gleiche gilt auch nach dem 2. Weltkrieg bis in die Anfänge meiner eigenen Schulzeit hinein.

Erwähnen möchte ich aber doch, daß das Bewußtsein, daß Änderungen erforderlich seien, vorhanden war. So heißt es etwa in Artikel 56 der Hessischen Verfassung, die wie die bayerische schon 1945 in Kraft trat: "Der Geschichtsunterricht muß auf getreue, unverfälschte Darstellung der Vergangenheit gerichtet sein. Dabei sind in den Vordergrund zu stellen die großen Wohltäter der Menschheit, die Entwicklung von Staat, Wirtschaft, Zivilisation und Kultur, nicht aber Feldherren, Kriege und Schlachten. Nicht zu dulden sind Auffassungen, welche die Grundlagen des demokratischen Staates gefährden."

Aber zurück in die Zeit vor 1945. Nicht nur Lateinunterricht und Geschichte wurden für die Militarisierung der Gesellschaft eingesetzt, sondern auch noch andere Fächer, z.B. der Musikunterricht. Ich besitze

ein Schulbuch für den Musikunterricht meiner Mutter mit dem harmlosen Titel "Frisch gesungen":



Das Buch erschien 1930, wie Sie sehen, also noch in der Weimarer Zeit. Unter den 160 Beispielliedern habe ich nicht weniger als 18 nationalen oder nationalistischen oder militärischen Inhalts gefunden:

1. Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd
2. Herzog Oels, der tapfre Held
3. Es braust ein Ruf wie Donnerhall
4. Deutschland, Deutschland über alles
5. Freiheit, die ich meine
6. Steh auf hohem Berge
7. Ich bin ein deutsches Mädchen
8. Hermann, sla Lärm an
9. Heimat, lebe wohl
10. Ich hab' mich ergeben
11. Alles schweige
12. Prinz Eugen
13. Stimmt an mit hohem, hellem Klang
14. Morgenrot
15. Ich hatt' einen Kameraden
16. Ein scheckiges Pferd, ein blankes Gewehr
17. Es geht bei gedämpftem Trommelklang
18. Schleswig-Holstein meerumschlungen

Wir wollen nicht alle diese Texte hier besprechen – das würde zu lange dauern –, aber auf einige möchte ich doch hinweisen. Nr. 1 ist das sog. Reiterlied aus Schillers Wallenstein. Es beginnt:

"Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
In die Schlacht, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für dich ein:
Im Felde, da bist du ganz allein."

Oder im Sinne des oben zitierten Ministerialrates formuliert: da werden die im Frieden verkümmerten Kräfte aktiviert. Nr. 3 ist die berühmte "Wacht am Rhein", in der es unter anderem heißt:

"Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Er blickt hinauf in Himmelsaun,
Wo Heldenväter niederschaun,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
'Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.' "

Nr. 8 (*Hermann, sla Lärm an*) bezieht sich auf die Varusschlacht. Nr. 14 ist ein ganz kitschiges Produkt:

"Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad."

Die militärische Indoktrinierung begann aber noch früher. Sie kennen wahrscheinlich den Namen Friedrich Sütterlin. Dieser badische Graphiker



schlug Anfang des 20. Jahrhunderts eine Reform der Schreibschrift vor, für die er das Ohr des preußischen Unterrichtsministers gewinnen konnte, weshalb man heute noch von "Sütterlinschrift" spricht. Die Reform ist als solche völlig verfehlt, aber das interessiert uns hier nicht. Was uns hier angeht, sind die Beispielseiten, die er seinen Reformanweisungen beifügte; sie sollten als Musterblätter für den Schreibunterricht der Schulanfänger dienen. Darunter auch das folgende:



Ich lese es Ihnen vor, weil Ihnen die Schrift wahrscheinlich nicht mehr geläufig ist:

"Wer will unter die Soldaten,
der muß haben ein Gewehr,
das muß er mit Pulver laden
und mit einer Kugel schwer.

Der muß an der linken Seiten
einen scharfen Säbel ha'n,
daß er, wenn die Feinde streiten,
schießen und auch fechten kann.

Einen Gaul zum Galoppieren
und von Silber auch zwei Spor'n.
Zaum und Zügel, zu regieren,
wenn er Sprünge macht im Zorn."

Das hielt man damals für didaktisch wertvoll, schon für die sechs- und siebenjährigen Kinder.

Ich besitze auch das Deutsch-Lehrbuch meiner Mutter, jetzt etwa für das 8. Schuljahr, also für die 14-15jährigen jungen Damen. Darin stammt etwa ein Fünftel aller grammatischen Beispielsätze aus dem militärischen Bereich: "Die Soldaten haben den ganzen Tag marschiert. Das sind die Soldaten, deren Tapferkeit alle rühmen. Der Verräter wur-

de getötet. Friedrich der Große war Sieger im Kampf. Ein starkes Heer ist ein Schutz des Vaterlandes. Der Feind ist stark; dennoch wollen wir ihn angreifen."

Ich habe mich in diesem Kapitel auf die deutschen Verhältnisse beschränkt. Das heißt aber nicht, daß es in den anderen Ländern wesentlich anders zugegangen sei; nur ist dort die Neigung, die Frage zu untersuchen, wohl geringer. Das oben zitierte englische Gedicht läßt einen Rückschluß auf die Verhältnisse in den dortigen Internaten zu; und der Satz *Right or wrong: my country* ist ja bekannt. Und es braucht auch wenig Phantasie, um sich vorzustellen, wie im französischen Geschichtsunterricht die Kriege Napoleons oder derjenige von 1870/1 behandelt wurden und werden.

22. KAPITEL: ... BIS ALLES IN SCHERBEN FÄLLT – DIE JUGENDORGANISATIONEN DER TOTALITÄREN STAATEN

WO FINDET ERZIEHUNG statt? Zunächst einmal in Familie und Elternhaus, wo die Erziehungsberechtigten die elterliche Gewalt über die Kinder und Heranwachsenden ausüben. Diese *patria potestas* war im alten Rom so umfassend, daß sie ein Leben lang andauerte und dem Vater sogar das Recht gab, seine Kinder zu töten. Letzteres ist unter christlicher Ägide natürlich nicht mehr möglich, aber die übrige Verfügungsgewalt blieb. Noch im Code Napoléon vom Anfang des 19. Jahrhunderts wird dem Vater das Recht eingeräumt, seine Kinder ins Gefängnis zu schicken, wenn sie sich seinem Willen nicht unterordnen. Aber auch später war z.B. für die Eheschließung immer die Zustimmung (im zeitgenössischen Deutsch: der Segen) der Eltern erforderlich; ein berühmter Fall dafür sind der Musiker Robert Schumann und Clara Wieck, deren Vater den Ehekonsens so hartnäckig verweigerte, daß Schumann ihn schließlich gerichtlich erzwingen mußte.

Der zweite Erziehungsraum ist selbstverständlich die Schule, wobei etliche Eltern heute glauben, daß die Schule **die** Erziehung nachholen muß, die sie selber versäumt haben. In Deutschland besteht seit 1918 Schulpflicht, d.h. die Eltern sind verpflichtet, ihre Kinder auf eine staatlich anerkannte Institution zu schicken, was mitunter zu Konflikten über die Erziehungsinhalte mit Eltern extremer religiöser Ausrichtung führt. Zur Schule muß man auch die kirchliche Erziehung rechnen, die etwa zur Vorbereitung der religiösen Ereignisse im Leben des Kindes, wie etwa Erstkommunion und Konfirmation, erfolgt.

Der dritte Erziehungsraum ist die Gesellschaft der Gleichaltrigen, was man gern pompös und selbstverständlich englisch die *peer group* nennt. Deren Einfluß kann den Wünschen von Schule und Elternhaus durchaus zuwiderlaufen, weshalb die Erwachsenenwelt vom 19. Jahrhundert an versucht, für die Freizeitaktivitäten der Kinder und Jugendlichen einen vierten Erziehungsraum zu schaffen, in der die Kinder zwar auch mit Gleichaltrigen zusammen sind, aber doch unter erwachsener Oberaufsicht stehen, in Form von Sport- und Musikvereinen, kirchlichen Jugendgruppen, Pfadfindern usw. Diese Organisationen haben, wie alle Vereine, Vorläufer im 18. und 17. Jahrhundert in Gestalt religiöser Bru-

derschaften und Kongregationen, in denen durchaus nicht nur gebetet wurde. Im frühen 20. Jahrhundert nehmen sie meist eine weltanschaulich-politische Färbung an, wenn sie nicht geradezu Ableger politischer Parteien sind.

Die Formen dieser Jugendgruppen, die etwa bei Sportvereinen und Pfadfindern eine einheitliche Kleidung haben, werden von den totalitären Staaten übernommen, die nun ihrerseits Jugendorganisationen schaffen, um die Freizeit der Jugendlichen auszuschöpfen und die Kinder und Heranwachsenden zumindest zeitweise dem Einfluß des Elternhauses zu entziehen und ihre Einstellung im Sinne ihrer Ideologie zu überformen. Dazu wurden ganz gezielt die bisherigen Jugendorganisationen gleichgeschaltet oder aufgelöst.

Den Anfang machte die Sowjetunion, in der schon im Oktober 1918 eine Jugendorganisation der Kommunistischen Partei gegründet wurde, die *Komsomol*. Neben der Indoktrinierung der Jugendlichen wurden diese aber auch wirtschaftlich ausgebeutet, indem von ihnen etwa zusätzliche Arbeitsstunden in ihren Betrieben verlangt wurden. Für die Kinder unter 14 Jahren gab es eine eigene Organisation, die "Pionierorganisation Wladimir Iljitsch Lenin".



In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß die Komsomol etwa 160 Kinder- und Jugendzeitschriften herausgab, eigene Verlage, Fernseh- und Rundfunkstudios und ein eigenes Jugendreisebüro besaß. Der Zusammenbruch des kommunistischen Staates 1990 bedeutete auch das Ende des Komsomol.

In Italien begann alsbald nach dem Marsch auf Rom von 1922 der Aufbau einer faschistischen Jugendorganisation, die dann 1926 gesetzlich fixiert wurde und in die nahezu alle anderen Jugendorganisationen, insbesondere die Pfadfinder, zwangseingegliedert wurden, der *Opera Nazionale Balilla*. ("Balilla" war der Spitzname eines genuesischen Revolutionärs gegen die Österreicher von 1746.) Es gab sie für Jungen und Mädchen mit folgenden Bezeichnungen:

	Jungen	Mädchen
6 – 8 Jahre	Figli della lupa	Figlie della lupa
9 – 13 Jahre	Balilla	Piccole italiane
14 – 18 Jahre	Avanguardisti	Giovani italiane

Die Bezeichnung "Söhne und Töchter der Wölfin" für die 6- bis 8jährigen bezieht sich natürlich auf jene Wölfin, die Romulus und Remus gesäugt hat.

Zweck der Organisation war natürlich die Indoktrination der Jugend im faschistischen Sinne, aber auch paramilitärische Übungen. Kurios ist das Glaubensbekenntnis der Balilla, das wir folgt gelautet haben soll:

Io credo nel sommo duce, creatore delle camicie nere, e in Gesù Cristo suo unico protettore. Il nostro salvatore fu concepito da buona maestra e da laborioso fabbro. Fu prode soldato, ebbe dei nemici. Discese a Roma, il terzo giorno ristabilì lo Stato. Salì all'alto ufficio. Siede

alle destra del nostro Sovrano. Di là ha da venire a giudicare il bolscevismo. Credo nelle savie leggi, la comunione dei cittadini, la remissione delle pene, la resurrezione dell'Italia, la forza eterna. Così sia!

(Ich glaube an den obersten Führer, Schöpfer der Schwarzhemden, und an Jesus Christus, seinen einzigen Beschützer. Unser Erlöser wurde empfangen von einer guten Meisterin und einem arbeitsamen Schmied. Er war ein stolzer Soldat, er hatte Feinde. Er stieg herab nach Rom, am dritten Tag richtete er den Staat wieder auf. Er stieg auf zum höchsten Amt. Er sitzt zur Rechten unseres Herrschers [des Königs]. Von dort wird er kommen, zu richten den Bolschewismus. Ich glaube an die weisen Gesetze, den Nachlaß der Strafen, die Auferstehung Italiens, die ewige Kraft. Amen.)

Das Ganze klingt natürlich wie ein Fake, und vielleicht ist es das auch; aber es gibt ähnliche "politische Gebete" auch aus der Zeit der französischen Revolution.⁴¹

Für uns von größerer Bedeutung sind aber die analogen Organisationen auf deutschem Boden, also während des Dritten Reiches die sog. Hitlerjugend (HJ) und in der DDR die sog. Freie Deutsche Jugend (FDJ). Speziell bei der HJ wird Ihnen aber der Vorbildcharakter der Bällilla auffallen.

Die Hitlerjugend gab es schon vor 1933 als Jugendorganisation der Partei, erstmals 1922. Als 1923 nach dem Hitlerputsch in München die NSDAP verboten wurde, traf dies auch die HJ. Aber wie die NSDAP schon bald wieder zugelassen wurde, folgte auch 1925 die Neugründung einer "Großdeutschen Jugendbewegung", die am 4.7.1926 auf Vorschlag Julius Streichers in "Hitler-Jugend, Bund deutscher Arbeiterjugend" umbenannt wurde. (Julius Streicher



war der Herausgeber des Nazi-Hetzblattes "Der Stürmer".) Die HJ war gedacht für die 14- bis 18jährigen Jungen, die dann mit 18 Jahren in die SA übertreten sollten. Mitglieder waren vor allem Arbeiterkinder, wie man ja überhaupt daran denken muß, daß die Fabrik"arbeiter" damals noch einen viel größeren Teil der Bevölkerung bildeten als heute. Es folgten 1929 die Gründung eines "NS-Schülerbundes" und 1930 die weibliche Variante, der "Bund deutscher Mädels", sowie im selben Jahr der "NS-Studentenbund". 1932 wurde die SA kurzfristig verboten; dieses Verbot traf wiederum auch die HJ.

Nach der sog. Machtergreifung am 30.1.1933 zielte die Politik der HJ-Führung darauf, ihre Organisation zur einzigen Jugendorganisation des Reiches zu machen. Dies geschah dadurch, daß teils andere Jugendverbände komplett in die HJ übertraten, teils durch Verbot und Auflösung widerspenstiger Gruppen. Der Monopolanspruch der HJ umfaßte dabei auch die Jugendarbeit der Sport- und der Musikvereine. Inkorporiert wurden beispielsweise auch die Jugendherbergen.

Am 5.4.1933 wurde die Zentrale des Dachverbandes der bisherigen Jugendorganisationen, des "Reichsausschusses deutscher Jugendverbände" überrumpelt und besetzt; dadurch fielen den Nazis um-

⁴¹ Vgl. Pierre Nora (Hg.), Les Lieux de Mémoire, I. La République, S. 141f.

fangreiche Adressen- und Mitgliederlisten in die Hände. Der letzte Vorsitzende dieses Reichsausschusses, ein General Vogt, unterstützte die Aktion. Am 17.6.1933 ließ sich der bisherige Anführer des NS-Studentenbundes zum "Jugendführer des Deutschen Reiches" ernennen: Baldur von Schirach,



dessen Namen Sie wahrscheinlich schon gehört und im Gedächtnis behalten haben, und sei es nur wegen seines exotischen Klanges. (Baldur ist der altgermanische Lichtgott.)

In den folgenden Jahren wurde die HJ ausgebaut mit dem Ziel, alle Kinder ab 10 Jahren zu erfassen. Ein "Gesetz über die Hitler-Jugend" vom 1.12.1936 schrieb die angestrebte Führungsrolle und den Ausschließlichkeitsanspruch fest. Dort heißt es in § 2: "Die gesamte deutsche Jugend ist außer in Elternhaus und Schule in der Hitler-Jugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft zu erziehen." Der Beitritt zu HJ bzw. BDM war aber theoretisch immer noch freiwillig, wenn auch Lehrer, die die Namen der infragekommenden Neumitglieder nicht an die HJ meldeten, mit Disziplinarmaßnahmen rechnen mußten. Der soziale Druck tat ein übriges, so daß die Erfassungsquote weit über 95% lag. Im Frühjahr 1939 wurde dann eine allgemeine Jugenddienstpflicht eingeführt.

Terminologisch ist noch zu sagen, daß Hitlerjugend der Oberbegriff ist. Darunter wurde unterschieden für die Jungen zwischen dem "Jungvolk" (10 – 14 Jahre) und der HJ im engeren Sinne (14 – 18 Jahre). Die organisatorische Gliederung war streng hierarchisch (wie nicht anders zu erwarten) und geographisch wie folgt ausgetüftelt: das gesamte Reich war für die HJ gegliedert in 35 Gebiete, jedes Gebiet in 4 – 6 Banne, jeder Bann ist 4 Stämme, jeder Stamm in 4 Gefolgschaften, jede Gefolgschaft in 4 Scharen, jede Schar in 4 Kameradschaften, wobei seine solche Kameradschaft etwa 10 Personen umfassen sollte, und zwar möglichst aus demselben Schülerjahrgang. Für das Jungvolk lauteten die entsprechenden Begriffe: Gebiet, Bann, Jungstamm, Fähnlein, Jungzug, Jungenschaft.

Jungvolk 10 – 14 Jahre	Hitlerjugend 14 – 18 Jahre
Gebiet	Gebiet
Bann	Bann
Jungstamm	Stamm
Fähnlein	Gefolgschaft
Jungzug	Schar
Jungenschaft	Kameradschaft

Wieweit sich das in der Praxis umsetzen ließ, ist eine andere Frage, die uns hier aber nicht interessieren muß. Aber Begriffe wie "Fähnleinführer" tauchen ab und zu in der Literatur auf.

Das weibliche Gegenstück zur Hitler-Jugend war der BDM, der "Bund Deutscher Mädel". Wenn man allerdings nach "BDM" googelt,

erlebt man eine Überraschung. Als erster Treffer erscheint nämlich der "Bundesverband Deutscher Milchviehhalter", und die Bildersuche erbringt auch folgendes Logo:



Es ist schon bemerkenswert, wie kurz das historische Gedächtnis sein kann. "Ich bin dabei" sagt im Grunde auch das folgende Plakat:



Der "Bund deutscher Mädel" – man beachte den süddeutsch-österreichischen Ausdruck "Mädel" – war analog der männlichen HJ gegliedert in "Jungmädel" (10 – 14 Jahre), den eigentlichen BDM (14 – 17 Jahre), wozu noch als drittes die Organisation "Glaube und Schönheit" für die 17- bis 21jährigen kam, wobei mit Glaube natürlich der Glaube an die Nazi-Ideologie gemeint war. Die Grenze von 17 Jahren erklärt sich wohl daraus, daß die Frauen von diesem Alter an heiraten und Kinder bekommen sollten. Dazu kommt die schon bekannte geographische Gliederung in Obergau, Untergau, Mädelzug, Mädelgruppe, Mädelschar und Mädelschaft bzw. Jungmädelzug usw.

Jede dieser Einheiten wurde von einem "Führer" (bzw. einer Führerin) kommandiert, der von oben eingesetzt wurde und in der Regel nur wenige Jahre älter war. Das wurde hingestellt als Verwirklichung des Prinzips "Jugend muß durch Jugend geführt werden." Wir werden aber gleich sehen, daß diese jugendlichen "Führer" keinerlei Handlungsspielraum hatten. In den höheren Organisationsebenen waren jedoch Erwachsene tätig: 1939 gab es in der HJ 8000 hauptamtlich Tätige, die zwischen 23 und 35 Jahre alt waren.

Die männliche HJ und der BDM waren streng getrennt, wenn auch beobachtet wurde, daß aus den Ferienlagern etc. jedes tausendste deutsche Mädel schwanger zurückkam, wobei nur in der Hälfte aller Fälle der Vater ermittelt werden konnte. Während des Krieges wurden dann aus Personalmangel auch Mitglieder des BDM als Führerinnen der männlichen Gruppierungen eingesetzt, die sich dann dort als 150%ige Nazis erwiesen.

Der "Dienst" in der HJ fand meist an zwei Tagen in der Woche statt. Für seine Ziele gibt es selbstverständlich eine Äußerung Hitlers: "Die gesamte Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbaut ... Der völkische Staat hat in dieser Erkenntnis seine gesamte Erziehungsarbeit nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung geistiger Fähigkeiten ..." Oder in anderer Formulierung, jetzt aus einer HJ-Publikation⁴²: "Leibesübungen sind die Grundlage seelischer und geistiger Gesundheit. Weltanschauliche Schulung ohne Körperschulung ist unvollkommen, denn unsere Weltanschauung will die Einheit von Körper, Seele und Geist."

⁴² Zitat: "Das junge Deutschland, Berlin 1934, Heft 5, S. 186".

Demnach sollte zu zwei Dritteln der Zeit Körperertüchtigung betrieben werden, also Sport, aber auch vormilitärischer Drill und Schießübungen, im Jungvolk mit Luftgewehren, in der eigentlichen HJ mit Kleinkalibergewehren. Im BDM spielte neben dem Sport



die Vorbereitung auf die spätere Funktion als Frau und Mutter eine Rolle. Ein Drittel der Zeit sollte auf die Indoktrination im nationalsozialistischen Geist verwendet werden; dazu gleich mehr.

Zur "Leistungssteigerung" dienten ständige Wettkämpfe auf allen Ebenen, sei es im Sport, sei es als Berufswettkämpfe, wobei den Siegern der Reichswettkämpfe die Preise dann vom Führer höchstselbst überreicht wurden. Sportliche Wettkämpfe dieser Art gibt es heute noch; man nennt sie Bundesjugendspiele ...

Zum "Dienst" in der HJ gehörte auch ein Streifendienst in den Straßen, teils zur Unterstützung der Polizei, aber wohl auch, um Kinder zu erwischen, die sich unerwünschten Freizeitvergnügungen hingaben bzw. der HJ entzogen. Außerdem mußte die Kinder fortwährend Spendensammlungen durchführen, etwa für das Winterhilfswerk usw. Diese Spenden waren im Grunde eine zusätzliche Steuer: wer als Erwachsener (vor allem als offenkundig wohlhabender Erwachsener) nicht spendete, mußte damit rechnen, denunziert zu werden. Umgekehrt opferten die Kinder oft ihr Taschengeld, statt stundenlang vergeblich auf der Straße herumzustehn. Außerdem führte die HJ Altmetallsammlungen durch, natürlich zu Kriegszwecken; bislang waren mit solchen Sammlungen die armen Juden beschäftigt.

Die HJ organisierte auch die sog. KLV, die "Kinderlandverschickung", in der ganze Schulklassen vor allem in den Kriegsjahren in Lager außerhalb der Großstädte geschickt wurden. Diese Lager wurden mit militärischem Zeremoniell – also Flaggenhissung, Paroleausgabe usw. – betrieben und lieferten die Kinder gewissermaßen in Vollzeit der völkischen Erziehung aus. Übrigens wurden noch in meiner Schulzeit die "Feriendörfer" ganz ähnlich betrieben, mit abendlichem Volkstanz, Liedersingen usw., aber das nur am Rande.

In den Lagern der Kinderlandverschickung, aber auch sonst, spielten natürlich Lieder eine wichtige Rolle. Das Lied der HJ schlechthin war das folgende, von Baldur von Schirach selber getextete Lied "Vorwärts, vorwärts":

"Vorwärts! vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren,
Vorwärts! Vorwärts! Jugend kennt keine Gefahren.
Deutschland, du wirst leuchtend stehn,
mögen wir auch untergehn.
Vorwärts! vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren,
Vorwärts! Vorwärts! Jugend kennt keine Gefahren.
Ist das Ziel auch noch so hoch,
Jugend zwingt es doch!"

Und jetzt der Refrain:

"Unsre Fahne flattert uns voran.
In die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
Mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.
Unsre Fahne flattert uns voran.
Unsre Fahne ist die neue Zeit.
Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit!
Ja! Die Fahne ist mehr als der Tod!"

Die zweite Strophe:

"Jugend! Jugend! Wir sind der Zukunft Soldaten.
Jugend! Jugend! Träger der kommenden Taten.
Ja, durch unsre Fäuste fällt,
Wer sich uns entgegenstellt.
Jugend! Jugend! Wir sind der Zukunft Soldaten.
Jugend! Jugend! Träger der kommenden Taten.
Führer, wir gehören dir,
Wir, Kamraden, dir!"

Und dann wieder der Refrain. Der Text ist übrigens voller Plagiate aus der Parteiymne, dem Horst-Wessel-Lied "Die Fahne hoch ...".

Ein weiteres, wie es heißt: in den Jugendlagern gern gesungenes, Lied ist das folgende:

"Nun laßt die Fahnen fliegen
in das große Morgenrot,
das uns zu neuen Siegen
leuchtet oder brennt zum Tod.

Denn mögen wir auch fallen –
wie ein Dom steht unser Staat.
Ein Volk hat hundert Ernten
und geht hundertmal zur Saat.

Deutschland, sieh uns, wir weihen
dir den Tod als kleinste Tat;
grüßt er einst unsre Reihen,
werden wir die große Saat."

Und dann folgt noch einmal die erste Strophe.

Der weltanschauliche Unterricht galt, wie schon erwähnt, hinter der körperlichen Erziehung als weniger wichtig. Für ihn gibt es eine Art Lehrplan⁴³ für die einzelnen Jahrgänge. Im Jungvolk waren als Themen vorgesehen:

1. Jahr, also für die 10jährigen: Germanische Götter und Helden.
2. Jahr, für die 11jährigen: "Große Deutsche". Behandelt werden u.a.
 - Hermann der Cherusker
 - Widukind

⁴³ Zit. nach "Aufbaudienst, hg. Befehlsstelle Südost der Reichsjugendführung (Wien 1938)".

- Friedrich der Große
- Andreas Hofer
- Karl Peters
- Bismarck.

Karl (oder: Carl) Peters war der "Begründer" der Kolonie Deutsch-Ostafrika mit eindeutig rassistischen Auffassungen.

3. Jahr, für die 12jährigen: "20 Jahre Kampf um Deutschland". Gemeint ist damit die Zeit von 1914 bis 1933, also die "Kampfzeit" in der Terminologie des Nationalsozialismus'. Behandelt werden u.a.

- die Schlacht von Tannenberg
- Kreuzer-Fahrten
- U-Boot-Krieg
- Kampfflieger
- Albert Leo Schlageter
- der Kampf um Oberschlesien
- die ersten SA-Abteilungen
- der Kampf um Berlin
- die HJ in der Kampfzeit.

Eine Schlacht von Tannenberg gab es in der deutschen Geschichte zweimal: zunächst 1410, als der Deutsche Ritterorden gegen Polen und Litauen eine vernichtende Niederlage erlitt; aber diese Schlacht ist hier nicht gemeint, sondern diejenige von 1914, in der Hindenburg eine russische Armee schlug – angeblich mit derselben Truppenaufstellung wie Hannibal in der (1.) Schlacht von Cannae. Der Ruhm des "Siegens von Tannenberg" führte zu seinem Aufstieg in der Wehrmachtsführung während des 1. Weltkriegs und verschaffte ihm 1925 die Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten.

Der sog. uneingeschränkte U-Boot-Krieg, den das Deutsche Reich am 1.2.1917 begann, sollte die bereits absehbare Niederlage im 1. Weltkrieg noch verhindern. "Uneingeschränkt" bedeutet, daß auch Schiffe neutraler Staaten angegriffen wurden, also ein Verhalten, das im 2. Weltkrieg systematisch eingesetzt wurde. Die Folge war indes der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten und dadurch die sichere Niederlage des Kaiserreichs.

Albert Leo Schlageter war 1923 im sog. Ruhrkampf, d.h. der Besetzung des Ruhrgebietes durch französische Truppen, als das tätig, was man heute wohl einen "Aktivisten" nennt. Er wurde von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet und deshalb zum nationalsozialistischen Märtyrer stilisiert:



Der Kampf um Oberschlesien hat den Hintergrund, daß in dem Gebiet, das Sie auf dieser Karte schraffiert sehen



gemäß den Versailler Verträgen eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich oder zu Polen stattfinden sollte. Nationalistische Milizen Polens versuchten aber, ein *Fait accompli* zu schaffen, dem sich ebenso nationalistische deutsche Milizen entgegentell-

ten, was 1921 zu blutigen Auseinandersetzungen führte. Wie Sie ebenfalls auf der Karte sehen können, wurden schließlich trotz einer deutlichen Mehrheit für Deutschland einige Gebiete (hier grünlich hinterlegt) 1922 Polen zugeschlagen. Den eigentlichen Hintergrund der Vorgänge können Sie auf dieser Karte der Bodenschätze sehen:



Es ging also um die ergiebigen Vorkommen an Steinkohle und Zink- und Kupfererzen und um die Fabriken der Buntmetallverhüttung, nicht um die nationale Zugehörigkeit der Bevölkerung. Dieser offenkundige Rechtsbruch der polnischen Seite ließ sich natürlich gut propagandistisch aus-schlachten.

4. Jahr, für die 13jährigen: Adolf Hitler und seine Mitkämpfer

- Horst Wessel
- Herbert Norkus
- Hermann Göring
- Hjalmar Schacht

Herbert Norkus



war ein Hitlerjunge, der im Januar 1932 von Kommunisten tödlich ver-letzt wurde, als er Flugblätter verteilte; wir kommen auf ihn gleich noch zurück. Hjalmar Schacht



war während der Weimarer Republik und dann wieder im Dritten Reich mehrere Jahre lang Präsident der Reichsbank, was bedeutet, daß er Hitler die Finanzierung des Weltkrieges ermöglichte; er ist eine bis heu-te umstrittene Gestalt.

In der HJ waren dann folgende Themen vorgesehen:

1. Jahr, also für die 14jährigen: "Der Kampf ums Reich" mit den Einzel-themen

- Germanische Zeit
- Kaiser und Papst
- Bauernkrieg
- Deutsche Siedlung in Europa
- Freiheitskriege [gegen Napoleon]
- Bismarcks Reich
- Deutsches Volkstum und deutsche Leistungen in aller Welt
- Vom Weltkrieg bis zum Dritten Reich

Mit "deutsche Siedlung in Europa" ist natürlich vor allem die sog. Ost-siedlung gemeint, die die Ostgrenze des Reiches von der Elbe nach Osten vorschob und als gewaltsame Eroberung neuen Lebensraumes hingestellt wurde, was bekanntlich nicht zutrifft.

2. Jahr, für die 15jährigen: "Das Volk und sein Blutserbe" mit den The-men

- Kampfauslese in der Natur

- die Gesetze der Vererbung
- die Blutsgemeinschaft Volk
- die Reinerhaltung des Blutes
- die Gesunderhaltung des Blutes
- die Vermehrung des Blutes ...

Ferner "Das Volk und sein Lebensraum" mit den Themen

- Deutschland war größer
- der Kampf um den Osten
- wir brauchen Lebensraum
- wir brauchen Kolonien

3. und 4. Jahr, für die 16- und 17jährigen: Behandlung zeitpolitischer Fragen sowie der Themen:

- das Werden der Bewegung
- das Aufbauwerk des Führers
- Deutschland und die Welt.

Das System ist durchaus durchdacht, aber es zielt, wie die gesamte HJ, natürlich nicht auf Erziehung im heutigen Sinne, also auf Kenntnisvermittlung und Charakterbildung, sondern dient der Konditionierung der Kinder und Jugendlichen im Sinne des Regimes, insbesondere der systematischen Vorbereitung auf den geplanten Krieg.

Den Unterricht hat man sich auch nicht so vorzustellen, daß der 12jährige Jungenschaftsführer seinen 10jährigen Kameraden Schulstunden hielt, sondern der Ablauf war anhand regelmäßig verteilter gedruckter Anweisungen und Materialien bis ins Détail vorgegeben.

Bei "Glaube und Schönheit" fanden Körperertüchtigung und Heimabende seltener statt, nur einmal in der Woche, was auch daran lag, daß viele der Mitglieder bereits regulär berufstätig waren. Hier gab es auch keinen Lehrplan, sondern es wurden sog. Arbeitsgemeinschaften gebildet, deren Themen aus folgenden Gebieten genommen werden konnten⁴⁴:

- Sport
- Gymnastik
- Volkstumsarbeit
- Spiel und geistige Kultur
- Persönliche Lebensgestaltung und Werkarbeit
- Musik
- Fragen des völkischen Lebens
- Auslandskunde
- Luftschutz und Einsatzdienst
- Gesundheitsdienst
- Hauswirtschaft und bäuerliche Berufsertüchtigung

Ein weiteres Mittel der Indoktrinierung waren Filme. Am bekanntesten und für unser Thema einschlägig ist der Film "Hitlerjunge Quex". Der Inhalt ist, kurz zusammengefaßt, folgender: der Druckerlehrling Heini Völker – später wegen seiner Überaktivität "Quex" genannt – wird von Kommunisten und Nationalsozialisten umworben. Der Vater ist Kommunist und will ihn mit durchaus rabiatischen Methoden zum Eintritt in

⁴⁴ Zitat: "Deutschland erwache! Die Mädelschaft, Ausgabe A, Blätter für die Heimgestaltung im BMD, Oktober 1938, S. 38"

die KP zwingen; die Mutter steht zwischen den Fronten und weiß sich später keinen anderen Ausweg als den Selbstmord. Der Sohn ist von der Ordnung und Disziplin bei der HJ beeindruckt, während ihn Terror und Faustrecht bei den Kommunisten abstoßen. Nach dem Tod der Mutter entscheidet er sich für die Nazis. Er kann die HJ vor einem Anschlag der Kommunisten auf ihr Vereinsheim warnen, wird von diesen aber als Verräter angesehen und erstochen. SA-Leute finden den sterbenden Jungen, der mit schon brechender Stimme noch sagen kann: "Unsre Fahne flattert uns voran", also den Refrain des HJ-Liedes, das ich vorhin zitiert habe.

Die gesamte Story ist ziemlich verworren und unübersichtlich; einzelne Szenen sind mit penetrant pädagogischer Absicht eingefügt, so etwa⁴⁵ Einstellung 90–107: "Im Zeltlager der Kommunisten: Chaotische Stimmung; nur der Stärkere kann sich durchsetzen und wird akzeptiert. Heini findet keinen Anschluß und wendet sich enttäuscht ab." Einstellung 108–138: "Im Zeltlager der HJ: Heini beobachtet fasziniert das in der Nähe liegende HJ-Lager. Es herrscht Disziplin und Ordnung. Er wird ertappt, als Kommunist identifiziert und verjagt. Allein fährt er nach Hause." Mehrfach halten die Personen beider Seiten auch programmatische Reden.

Der Film "Hitlerjunge Quex" darf ohne didaktische Begleitung heute nicht gezeigt werden. Er soll aber auf Youtube zur Verfügung angeboten werden, eine Möglichkeit, von der ich allerdings nicht Gebrauch gemacht habe. Die grundsätzliche Frage, wie man mit dem Propagandamaterial der Nazis umgehen soll, können wir hier nicht erörtern. Die Faszination dieser Bilder ist aber ungebrochen, und vor allem Fernsehredakteure erliegen ihr, indem sie, sobald nur das Wort "Nationalsozialismus" oder "Hitler" oder "Goebbels" fällt, routinemäßig solche Filmsequenzen einfügen, auch wo das gar keine Aussage bringt.

Die Wirkung auf die damaligen Jugendlichen konnte durchaus eindrucksvoll und begeisternd sein, so daß die Mitgliedschaft und Karriere in der HJ sehr wohl den Wünschen der Kinder entsprechen konnte. Der Wunsch, dabei zu sein, die Möglichkeit, etwas darzustellen – und zwar gerade gegenüber zögernden oder auch autoritären Eltern –, dann auch die Uniformierung (heute nennt man das *corporate identity*) konnten attraktiv wirken, sowohl bei den Jungen



als auch bei den Mädchen:



Der Geschmack hat sich heute natürlich geändert, wie die Mode überhaupt.

Und jetzt muß ich noch auf den Titel des Kapitels eingehen, denn auch er spielt auf ein Lied an, das als typisches Nazi-Lied gilt, auch wenn es ursprünglich nicht so gemeint war.

⁴⁵ Quelle: Martin Loipendinger (Hg.), Märtyrerlegenden im NS-Film (Opladen 1991) S. 51.

"Es zittern die morschen Knochen
Der Welt vor dem roten Krieg.
Wir haben den Schrecken gebrochen,
Für uns war's ein großer Sieg."

Und dann kommt der Refrain:

"Wir werden weiter marschieren,
Wenn alles in Scherben fällt,
Denn heute, da hört uns Deutschland
Und morgen die ganze Welt."

"Und liegt vom Kampfe in Trümmern
Die ganze Welt zuhauf,
Das soll uns den Teufel kümmern,
Wir bauen sie wieder auf.

Refrain

Und mögen die Alten auch schelten,
So laßt sie nur toben und schrei'n!
Und stemmen sich gegen uns Welten:
Wir werden doch Sieger sein.

Refrain

Sie wollen das Lied nicht begreifen,
Sie denken an Knechtschaft und Krieg,
Derweil unsre Äcker reifen,
Du Fahne der Freiheit, flieg!"

Und jetzt mit geändertem Refrain:

"Wir werden weiter marschieren,
Wenn alles in Scherben fällt;
Die Freiheit stand auf in Deutschland
Und morgen gehört ihr die Welt."

Der Autor des Liedes ist ein gewisser Hans Baumann aus Amberg. Er ist geboren 1914 und soll das Lied 1932 geschrieben und auch vertont haben, also im Alter von 18 Jahren. 1933 trat er der NSDAP bei und machte bei der HJ und später bei der SS Karriere. Nach dem 2. Weltkrieg wurde er unter Pseudonym ein erfolgreicher Autor von Kinder- und Jugendbüchern. Er erhielt sogar Preise, die ihm aber, als seine wahre Identität bekannt wurde, wieder abgesprochen wurden.

Das zitierte Lied wurde 1935 zum Lied der Deutschen Arbeitsfront. Daß vor allem die erste Zeile auf pubertäre und postpubertäre Gemüter nicht ohne Anziehungskraft, muß ich nicht begründen. Eine Kontroverse gibt es um den Refrain: heißt es, wie oben zitiert, "denn heute, da hört uns Deutschland" oder "denn heute gehört uns Deutschland". Da das Lied 1932 entstanden ist, hat die Variante "da hört uns" die größere Wahrscheinlichkeit für sich, denn die Formulierung "gehört"

setzt ja die Machtergreifung der Nazis voraus. Aber die Umwandlung kommt gewiß nicht von ungefähr.

Baumann hat auch noch andere, textlich harmlose Lieder vor allem für den BDM geschrieben, so z.B. das Weihnachtslied "Hohe Nacht der klaren Sterne" mit einer sehr schönen Melodie, bei dem ich mich allerdings schon als Kind gewundert habe, daß darin von Weihnachten gar nicht die Rede ist, oder das blockflötenselige "Es geht eine helle Flöte"; letzteres findet sich ganz harmlos und mit offener Nennung des Autors noch in meinem eigenen Musik-Schulbuch. Die Frage, wie man mit solchen Liedern umgehen soll, können wir hier allerdings nicht erörtern.

Das Gegenstück zur Hitlerjugend war in der DDR die "Freie Deutsche Jugend", abgekürzt FDJ.



Sie gab sich äußerlich nicht als kommunistische Jugendorganisation, sondern als Zusammenschluß aller antifaschistischen Kräfte; aber diese Fiktion bestand auch im Scheinparlament der DDR, der Volkskammer, in der es theoretisch ja auch mehrere Parteien gab – die ominösen "Blockflötenparteien" –, die aber über eine Einheitsliste "gewählt" wurden. Gemäß dieser Fiktion wurden auch FDJ-Gruppen in der Bundesrepublik gegründet, die aber 1951 dort als kommunistische Tarnorganisation verboten wurden. 1950 gab es in der DDR ein FDJ-Gesetz, das deren führende Rolle in der Jugendarbeit festschrieb; 1971 wurde sie dann auch offiziell als Jugendorganisation der SED definiert.

Inhaltlich wäre das gleiche über sie zu sagen wie über die HJ, d.h. scheinbar freiwillige Mitgliedschaft, pseudomilitärisches Zeremoniell und Uniformierung – diesmal mit dunkelblauem Hemd –, sowie ideologische Indoktrinierung der Mitglieder, wenn auch natürlich politisch anderer Ausrichtung. Die Mitgliedschaft brachte Vorteile, oder besser gesagt: die Nichtmitgliedschaft brachte Nachteile, etwa bei der Berufswahl, bei der Möglichkeit von Auslandsreisen etc. Hier eine Graphik über die Entwicklung des Organisationsgrades:



Es ist nicht ganz einfach, sich über die FDJ zu informieren. Die Wikipedia-Seite ist unpräzise und beschönigend; kritische Bemerkungen dürften, da das Ende der FDJ ja noch nicht sehr weit zurückliegt, keine Chance haben, allzulange dort stehen zu bleiben. Ein wesentlicher Unterschied zur HJ war aber, daß in der FDJ die Geschlechter nicht getrennt wurden, analog der Tendenz, daß auch die Frauen möglichst einer Berufstätigkeit nachgehen sollten.

Die formale Organisation orientierte sich an der Schule, d.h. jeweils die Mitglieder einer Schulklasse wurden in eine FDJ-Organisationseinheit zusammengefaßt. Diese hießen in der 1.–3. Klasse "Junge Pioniere", in der 4.–7. Klasse "Thälmann-Pioniere" – Ernst Thälmann (1886–1944)



war der Kommunistenführer in der Weimarer Republik; das Todesjahr 1944 ist kein Zufall. Alle FDJ-Einheiten einer Schule wurden zu einer "Pionierfreundschaft" zusammengefaßt, die aber einen von außen bestimmten Leiter hatte. Vom 14. Lebensjahr an folgte dann die eigentliche FDJ.

Wie bei der HJ spielten Lieder eine wichtige Rolle. Das "Aufbaulied der FDJ"



beginnt wie folgt:

"Keiner plagt sich gerne, doch wir wissen:
Grau ist's immer, wenn ein Morgen naht.
Und trotz Hunger, Kält' und Kümmernissen
Stehn zum Handanlegen wir parat."

Und dann der Refrain:
"Fort mit den Trümmern
Und Neues hingebaut,
Um uns selber müssen wir uns selber kümmern,
Und heraus gegen uns, wer sich traut!"

Der Text stammt von Bert Brecht; der etwas unbeholfene Tonfall ist also Absicht, aber man glaubt doch auch die Mutter Courage zu hören.

Es gibt aber auch einen wesentlichen Unterschied zwischen HJ und FDJ: alle noch so verlockenden Angebote der FDJ mußten sich messen an den Verhältnissen in der Bundesrepublik, während es zur Nazizeit eine solche Alternative nicht gab. Die Versuche der Führung, eine emotionale Bindung der Bevölkerung und besonders der Jugend an das System zu erreichen, wirken im Nachhinein fast rührend. Das gilt insbesondere für die sog. Jugendweihe, die in einem der christlichen Taufe und Konfirmation nachgebildeten Zeremoniell den Phasenübergang zum Erwachsenenleben markieren sollte.



Ich zitiere aus einem dafür vorgesehenen Text; es spricht ein Erwachsener:

"Liebe junge Freunde! Seid ihr bereit, als junge Bürger unserer Deutschen Demokratischen Republik mit uns gemeinsam, getreu der Verfassung, für die große und edle Sache des Sozialismus zu arbeiten und zu kämpfen und das revolutionäre Erbe des Volkes in Ehren zu halten, so antwortet: 'Ja, das geloben wir!' " Und diese Antwort wird dann im Chor von den Jugendlichen gegeben.

Ähnlich gab es eine Liste von "10 Geboten für den neuen sozialistischen Menschen" – auch hier die Anleihe bei der Religion –, deren 8. Gebot wie folgt lautete: "Du sollst deine Kinder im Geiste des Friedens

und des Sozialismus zu allseitig gebildeten, charakterfesten und körperlich gestählten Menschen erziehen!"

Nun ist es leicht, das alles im Nachhinein komisch zu finden. Man muß es auch vor dem Hintergrund des Luxuslebens der führenden SED-Funktionäre auf der einen und des Mauerbaus am 13.8.1961 und der Mauertoten auf der anderen Seite sehen. Ich habe vorhin dem Bundesverband Deutscher Milchviehhalter ein kurzes historisches Gedächtnis bescheinigt. Man muß sich hüten, daß dasselbe nicht auch in Bezug auf den Unrechtscharakter des SED-Regimes eintritt. Wie es Eltern ergehen konnte, die ihre Kinder nicht gemäß dem 8. Gebot "im Geiste des Sozialismus" erziehen wollten, hören wir im nächsten Kapitel.

23. KAPITEL: DEVSCHIRME, ARISIERUNG UND ZWANGSADOPTION

IN UNSEREM STRAFGESETZBUCH findet sich als §220a⁴⁶ folgende Bestimmung:

"Wer in der Absicht, eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören, vorsätzlich

1. Mitglieder der Gruppe tötet,
2. Mitgliedern der Gruppe schwere körperliche oder seelische Schäden, insbesondere der in § 224 bezeichneten Art, zufügt,
3. die Gruppe unter Lebensbedingungen stellt, die geeignet sind, deren körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen,
4. Maßregeln verhängt, die Geburten innerhalb der Gruppe verhindern soll,
5. Kinder der Gruppe in eine andere Gruppe gewaltsam überführt, wird wegen Völkermordes mit lebenslangem Zuchthaus bestraft."

Diese 1955 in das Gesetz eingefügte Bestimmung ist der ehrenwerte, unbeholfene, aber zugleich unabdingbare Versuch, das Grauen des nationalsozialistischen Genozids in Paragraphen zu fassen, um seine Ahndung nach den Regeln des Rechtsstaates zu ermöglichen. Daß die Aburteilung dessen, was man auch als Regierungskriminalität bezeichnet, schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, haben wir auch in anderem Zusammenhang erfahren, aber es gibt keinen anderen Weg. In unserem Zusammenhang ist vor allem der besonders bürokratisch formulierte Punkt 5 von Interesse, denn er meint das, was man zusammenfassend "Arisierung" nennt.

Dahinter steckt ein Programm zur Vergrößerung der deutschen Bevölkerung durch "rassisch wertvolle" Kinder aus den besetzten Gebieten, besonders den Beneluxstaaten, Frankreich, Dänemark und Polen, die nach Deutschland gebracht und dort entweder in regimetreue Pflegefamilien oder in Kinderheime der sog. Organisation "Lebensborn"

⁴⁶ Der Paragraph wurde 2002 im StGB gestrichen, da er als § 6 in ein anderes Gesetz, das sog. Völkerstrafgesetzbuch, übernommen wurde.

gebracht wurden, um sie dort im Sinne der Naziideologie zu erziehen. Die Auswahl der Kinder erfolgte anhand sog. Ariertabellen der SS. Der "Lebensborn" ermöglichte auch anonyme Geburten lediger Mütter. Es handelte sich dabei um insgesamt etwa 20000 Kinder.

Das Verfahren ist indes nicht neu. Wir haben ähnliche Vorgänge schon im 14. Kapitel im Zusammenhang mit den Missionsschulen und in der Einleitung zum III. Teil hinsichtlich der germanischen Geiseln am römischen Kaiserhof erörtert. Aber auch das identische Verfahren kam schon früher vor, nämlich als die sog. Devschirme des Osmanischen Reiches, zu deutsch "Knabenlese" oder "Knabenzins". Der türkische Sultan ließ vom 14. bis zum 18. Jahrhundert in den eroberten christlichen Gebieten, vor allem auf dem Balkan, jährlich mehrere tausend Kinder meist im Alter von 14 Jahren entführen und in Istanbul oder in anatolischen Familien in der islamischen Religion aufziehen, um sie dann als Elitetruppe seines Heeres zu verwenden, als "Janitscharen"; ein kleinerer Teil wurde auch in der Verwaltung eingesetzt. Eltern, die sich der Entführung ihrer Kinder widersetzen, wurden sofort getötet.

Die verschleppten Kinder waren in einem sklavenähnlichen Zustand, wurden aber mit 22 Jahren formal freigelassen. Man ging davon aus, daß sie bis dahin so gründlich islamisiert waren, daß sie nicht an eine Rückkehr in ihre frühere Heimat dachten und dem Sultan als bedingungslos ergebene Soldaten, aber auch in Verwaltungsposten zur Verfügung standen; das war aber nicht immer der Fall. Auf der anderen Seite stand einigen von ihnen der Aufstieg bis in die höchsten Staatsämter offen, so die beiden Großwesire Ibrahim Pascha unter Süleiman dem Prächtigen und Sokollu Mehmed Pascha unter Selim II. und Murad III.

Diese Aufstiegschancen einzelner dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier Kinder entführt und zwangsislamisiert wurden, ein Verfahren, das direkt dem Koran und der Scharia widerspricht. Sklaven als Soldaten einzusetzen, hatte im Orient schon längere Tradition; die Praxis geht mindestens bis ins 8. Jahrhundert zurück. Bei diesen Sklaven handelte es sich um Kriegsgefangene, aber nicht um Kinder aus Gebieten, die schon jahrzehntelang der türkischen Herrschaft unterlagen. Es kam auch vor, daß diese Sklavenarmeen ihren Herrn stürzten und selbst die Macht ergriffen, wie etwa die Mamelucken in Ägypten.

Der Vorgang der Devschirme ist erstmals in einer schriftlichen Quelle nachgewiesen für das Jahr 1395, war aber schon älter. Die Zahl der Janitscharen betrug unter Sultan Orhan etwa 1000, unter Mehmed II., dem Eroberer Konstantinopels, 12000, unter Selim I. 35000 und stieg dann noch weiter bis auf 70000. Sie waren ursprünglich gedacht als Gegengewicht gegen die traditionellen Truppen, als Elitesoldaten, die dem Sultan bedingungslos zur Verfügung standen und den alttürkischen Adelsfamilien in keinerlei Loyalität verbunden waren. Der Name lautet türkisch *jeni tscheri* (neue Truppe). Als Elitesoldaten bewährten sich die Janitscharen im 14., 15. und 16. Jahrhundert; so sollen sie etwa in der Schlacht auf dem Amselfeld 1389 den Ausschlag gegeben haben.

Wenn wir von der Zahl der Janitscharen auf die Devschirme zurückrechnen, ergibt sich etwa folgendes: gehen wir davon aus, daß ein

Janitschar von seiner körperlichen Verfassung her im Prinzip etwa 20 Jahre lang dienstfähig war und daß im Laufe dieser 20 Jahre etwa die Hälfte von ihnen im Kampf oder auch durch Krankheiten ums Leben kam. Dann mußte die Truppe also etwa alle zehn Jahre vollständig erneuert werden. Wenn wir dann noch davon ausgehen, daß von den 14jährigen Kindern etwa die Hälfte das 21. Lebensjahr erreichte, heißt dies, daß alle fünf Jahre eine Anzahl von Kindern eingezogen werden mußte, die der Gesamtzahl der Janitscharen entsprach. Diese Zahl betrug, wie wir sahen, im Durchschnitt 40000. Die Devschirme wurde regelmäßig bis 1685 durchgeführt, also 300 Jahre lang. Damit kommen wir auf eine Zahl von insgesamt zweieinhalb Millionen Kindern, die von ihr betroffen waren.

Die Janitscharen hatten ein seltsames Zeremoniell, das ganz auf ihre Verpflegung abgestellt war. Der eiserne Kessel, in dem die Mahlzeiten zubereitet wurden, war etwa das, was bei europäischen Truppen die Fahne war. Entsprechend stammten auch die Titel der Offiziere aus dem Küchenwesen, bei den Generälen aus dem Jagdwesen. Den Kessel umzustürzen war das Zeichen für eine Rebellion.

Und solche Rebellionen gab es häufig, und im Laufe der Zeit immer häufiger. Die Janitscharen wurden zu einem Staat im Staate, einer Prätorianergarde, die auch dem Sultan selbst ihren Willen aufzwingen konnten. Sie mußten durch ein großzügiges Geschenk zum Regierungsantritt ruhiggehalten werden und vor allem auf ständigen Kriegszügen die Gelegenheit zum Plündern und Beutemachen erhalten. Andernfalls lief der Sultan Gefahr, daß sie ihn stürzten und einen anderen einsetzten. Das kam im 18. Jahrhundert wiederholt vor.

Aber nicht nur aus diesem Grunde wollten die Sultane des 18. Jahrhunderts die Janitscharen loswerden. Es gab auch einen militärischen Grund. Unter Berufung auf ihre bisherigen Erfolge verweigerten sich die Janitscharen jeglicher waffentechnischer Innovation und erlitten nur noch Niederlagen; erfolgreich waren sie einzig in der Bewahrung ihrer Rolle als Staat im Staate. Da eine Auflösung oder Modernisierung dieser Truppe nicht möglich war, griff man 1826 zu einem radikalen Mittel: die Janitscharen wurden durch andere Militäreinheiten physisch vernichtet, ihre Kaserne wurde bombardiert und in Brand gesetzt, die letzten flohen in die Zisternen von Istanbul, wo es noch zu langanhaltenden Schußwechseln kam.

Den Eltern ihre Kinder wegzunehmen und in einer Weise erziehen zu lassen, die nicht unbedingt deren Intentionen entspricht, muß aber nicht immer eine Unrechtsmaßnahme sein. Es gibt auch Fälle, in denen das Wohl der Kinder diese extreme Maßnahme erfordert, wenn auch in einem rechtsstaatlichen System stets als letzte Lösungsmöglichkeit. Diese Kinder können in Heimen erzogen oder in Pflegefamilien gegeben und evt. auch von anderen Eltern adoptiert werden. Oberste Maxime muß dabei immer das Wohl des Kindes sein, wobei es häufig eine schwierige Abwägung bedeutet, worin dieses Kindeswohl im Einzelfall besteht.

Bedenklich wird eine solche Maßnahme dann, wenn als vermeintliche Pflichtverletzung der Eltern deren politisch oder gesellschaftlich mißliebige Haltung angesehen wird. Dieses Verfahren wurde im 20. Jahrhundert in einer ganzen Reihe von Staaten angewandt, so vor al-

lem in der DDR, in Spanien während des Franco-Regimes und in Argentinien unter der Militärdiktatur. Nicht selten wurde dabei der erfolglose Kinderwunsch kinderloser Paare ausgenutzt, deren Motive bei der Adoption solcher Kinder also nicht unbedingt unredlich gewesen sein müssen. Zwangsmaßnahmen dieser Art gab es aber auch in der Schweiz, in den USA und Kanada und in Australien.

Das politische "Fehlverhalten" der Eltern, das die Wegnahme der Kinder und ihre Adoption durch linientreue Paare motivierte, war in der DDR häufig der Fluchtversuch in den Westen, also das, was in der juristischen Terminologie des Unrechtsstaates als "Republikflucht" bezeichnet wurde. Auch die sog. "staatsfeindliche Hetze", also die offene Meinungsäußerung und Kritik am herrschenden System, galten als solches Fehlverhalten.

Es gibt eine Kontroverse über den zahlenmäßigen Umfang dieser Zwangsadoptionen. Die Wikipedia-Seite "Zwangsadoption" behauptet, es gebe nur fünf oder sechs nachgewiesene Fälle. Andere Seiten gehen von 10000 und mehr Opfern aus. Da bei Wikipedia die Zahlenangabe "nur fünf oder sechs" mit einer Presseschelte verbunden ist, drängt sich mir der Eindruck auf, daß dort das zugange war, was ich als die "Es war nicht alles schlecht-Brigade" zu bezeichnen pflege. Das gibt es auch sonst: so ist nachgewiesen, daß z.B. auf der Seite über Walter Ulbricht systematisch alle auch nur ansatzweise negativen Aussagen beseitigt werden. Wikipedia ist eben kein politikfreier Raum, und die vielgepriesene automatische Selbstregulierung falscher Angaben gehört der Eigenwerbung des Unternehmens an, nicht der Wirklichkeit.

Eine seltsame Form gutgemeinter Zwangsbeglückung von Kindern ereignete sich am Ende des Vietnamkrieges: der sog. Babylift. Damals wurde kurz vor dem kommunistischen Sieg eine größere Anzahl von Kleinkindern aus den wohlhabenden Familien, die das anti-kommunistische Regime gestützt hatten, in die USA ausgeflogen und dort an adoptionswillige Elternpaare vermittelt. Wie diese Kinder sich entschieden hätten, wenn sie selbst hätten entscheiden können, wird sich nie mehr feststellen lassen. Auf die grundsätzliche Frage, ob adoptierte Kinder mit ihren leiblichen Eltern Kontakt aufnehmen sollen, können wir hier natürlich nicht eingehen.

Die Zwangsadoption wird auch in Werken der Literatur behandelt, und zwar schon vor mehr als zweihundert Jahren. Mozarts Oper "Die Zauberflöte" liegt ein solcher Fall zugrunde. Dort wird Pamina, die Tochter der Königin der Nacht, gewaltsam entführt, um sie im Freimaurertempel erziehen zu lassen. Der oberste Freimaurer, Sarastro, nennt dem Opfer als Begründung:

"Ein Mann muß eure Herzen leiten,
denn ohne ihn pflegt jedes Weib
aus seinem Wirkungskreis zu schreiten."

Sarastro ist mit dieser Meinung nicht allein, denn im 18. Jahrhundert wurde unter den Didaktikern intensiv über die Frage diskutiert, ob man die Erziehung der Mädchen allein den Müttern überlassen solle. Der berühmte Prinzenerzieher François Fénelon lehnt dies z.B. in seinem Traktat "De l'éducation des filles" ausdrücklich ab.

In der Oper findet die Mutter sich mit der Entführung ihrer Tochter aber nicht ab, sondern sie engagiert den edlen Jüngling Tamino →, der die Tochter befreien soll, was sie ihm in einer temperamentvollen Koloraturarie mitteilt. Um ihm die Sache schmackhaft zu machen, läßt sie ihm ein Bild der Tochter zeigen, in das der junge Mann sich sofort unsterblich verliebt – eine Liebe, die übrigens später von Pamina ebenso unsterblich erwidert wird; sie unternimmt sogar einen Selbstmordversuch, als sie glaubt, er habe sich von ihr wieder abgewandt. Es kommt aber anders, als die Mutter sich das vorgestellt hat, denn es gelingt den Freimaurern, den heldenhaften Befreier umzudrehn, so daß Pamina aus der männlichen Erziehung durch Sarastro direkt in die männlich dominierte Ehe mit Tamino überwechselt. Ob die Ehe glücklich wird, erfahren wir nicht, aber die Vorgänge in einer anderen Oper Mozarts, der "Hochzeit des Figaro", lassen zumindest die Möglichkeit eines Zweifels aufkommen.

EPILOG

24. KAPITEL: DIE WEISHEIT DES LEHRPLANS HEUTE

[aus Zeitgründen nicht ausgeführt]